

E4271F

Württ.
Landes-
bibliothek
Stuttgart

Schwäbische Heimat

April-Juni DM 12.00



1996/2

2692

Der Dinkel –
ein kerngesundes Getreide
Historische Pfarrgärten:
mehr als grüne Relikte

Königin Charlotte
von Württemberg
Museen des Landes:
«Klostervilla Adelberg»

Schwäbische Heimat

47. Jahrgang
Heft 2
April–Juni 1996

Herausgegeben vom
Schwäbischen Heimatbund
Redakteur: Martin Blümcke

Redaktionsausschuß: Ralf Beckmann, Martin Blümcke, Reinhold Fülle, Hans-Martin Maurer, Fritz Oechßler, Wilfried Setzler

Die SCHWÄBISCHE HEIMAT erscheint vierteljährlich. Mitglieder des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erhalten die Zeitschrift als Vereinsgabe. Der Mitgliedsbeitrag beträgt DM 48,- im Jahr (für noch in Berufsausbildung stehende Personen DM 20,-, für juristische Personen DM 80,-). Beim Bezug durch den Buchhandel oder direkt vom SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND beträgt der Preis jährlich DM 48,-, für Einzelhefte DM 12,- (zuzüglich Versandkosten, inklusive 7 % Mehrwertsteuer).

Zahlungen für den SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND nur auf dessen Konto:
Landesgirokasse Stuttgart (BLZ 60050101) 2164308.

Druck und Anzeigenverwaltung: TC DRUCK
Tübinger Chronik, Druckerei- und Verlagsgenossenschaft eG, August-Bebel-Straße 9, 72072 Tübingen,
Telefon (07071) 1309-0, Telefax (07071) 1309-90

Nachdruck und andere Vervielfältigung – auch auszugsweise – nur mit Genehmigung der Redaktion. Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos, Besprechungsexemplare usw. wird keine Garantie übernommen.

Die Zeitschrift wird auf chlorfrei gebleichtem Papier hergestellt.

Anschrift von Redaktion und Geschäftsstelle des Schwäbischen Heimatbundes:

Weberstraße 2, 70182 Stuttgart
Telefon (0711) 23942-0, Telefax (0711) 2394244
Durchwahlen:
Geschäftsführer: Dieter Dziellak (0711) 2394222
Studienreisen: Sabine Langguth (0711) 2394211
Verwaltung: Hans-Joachim Knpfer (0711) 2394212
Geschäftszeiten:
Montag bis Freitag: 9.00–12.00 und 14.00–16.00 Uhr

Beilagenhinweis: Dieser Ausgabe liegen Prospekte des DRW-Verlages, Leinfelden-Echterdingen, sowie des Theiss-Verlages, Stuttgart, bei.

Inhalt

WOLFGANG MAYER Zur Sache: Denkmalschutz und neue Landesbauordnung	113
REINHARD WOLF Aus der Luft betrachtet: Die «Nassacher Eichen» und ein Rutschhang im Keuperbergland	114
WERNER ZEEB Königin Charlotte von Württemberg – Erinnerungen an ihre Beerdigung vor fünfzig Jahren in Ludwigsburg	116
CARLHEINZ GRÄTER Der Dinkel: Von der Renaissance einer kerngesunden Getreideart	120
WALTER HAMPELE Ein Schulausflug	124
WERNER WINKLER Der Pfarrgarten von St. Kolumban in Wendlingen-Unterboihingen	127
FRANK RABERG Albert Pflüger (1879–1965) – Parlamentarier zwischen Monarchie und Bundesrepublik	135
ANDREAS SCHÜLE Das «Haus am Gorisbrunnen» in Bad Urach: eine Kulturstätte	148
HORST HEYD Wandern mit der Bodensee-Oberschwaben- Bahn	153
UWE PRIETZEL Das Naturschutzgebiet «Sterneck» – Ein pflegebedürftiges Kleinod im oberen Filstal	159
FRITZ ENDEMANN Gerechtigkeitsbilder	163
HELMUT BREITMAIER Bellevue – ein vergessenes «Schloß» am Neckar bei Cannstatt	169
RAIMUND WAIBEL Museen des Landes: «Klostervilla Adelberg» im Schurwald	172
Buchbesprechungen	180
sh intern	193
Reiseprogramm	199
Anschriften der Autoren und Bildnachweis	202
sh aktuell	203

Wolfgang Mayer Zur Sache: Denkmalschutz und neue Landesbauordnung

Jedes Kulturdenkmal, das heute zugrunde geht, ist für alle Zeit verloren. Was wir jetzt nicht retten, kann nie mehr gerettet werden. Was wir jetzt versäumen, kann keine künftige Generation nachholen. Vor dieser Aufgabe gibt es kein Ausweichen. Nicht der Glanz einiger durchrestaurierter Großobjekte darf in dieser Zeit oberstes Ziel der Denkmalpflege sein, sondern allein die Substanzerhaltung möglichst vieler historischer Zeugnisse über eine Periode höchster Gefährdung hinweg. Deutsches Nationalkomitee für Denkmalschutz, 8. 11. 1985.

Spätestens seit der Verabschiedung der neuen Landesbauordnung für Baden-Württemberg (LBO) ist eine «Periode höchster Gefährdung» für den Denkmalbestand in Baden-Württemberg gegeben. Ein wesentlicher Schwerpunkt in der Zielsetzung der neuen LBO ist der politische Wille, eine Vereinfachung und Beschleunigung baurechtlicher Verfahren sowie eine Stärkung der Eigenverantwortung der am Bau Beteiligten zu erreichen. Mit dieser «Deregulierung», d. h. der Aufhebung von Regeln, dem Verzicht auf ein Übermaß an Vorschriften und Neuerungen bleibt das Denkmalschutzgesetz zwar unberührt, in der Praxis tritt jedoch eine erhebliche Erschwernis auf.

Beispiel 1: Bei einem ländlichen Anwesen mit Haupthaus, Scheune, Backhaus und Waschhaus ist die Scheune durch eine Änderung der Bewirtschaftung ohne Funktion. Der Eigentümer benötigt einen Geräteschuppen. Eine Prüfung auf eventuelle Denkmaleigenschaft der Gebäude wurde noch nicht durchgeführt, eine Denkmalliste existiert nicht. Nach der neuen LBO, § 50, 3 ist der Abbruch von *land- oder forstwirtschaftlichen Schuppen* bis 5 m Höhe und bei Gebäuden bis 300 m³ umbauten Raumes verfahrensfrei.

Beispiel 2: In einer mittelalterlichen Stadtanlage soll durch Kenntnisgabeverfahren oder Genehmigungsverfahren eine Baulücke geschlossen werden. Ein auf dem Gelände existierender Schuppen aus der Nachkriegszeit kann nach § 50 Abs. 3 LBO verfahrensfrei abgebrochen werden, bevor eine Baugenehmigung vorliegt. Mit diesem Abbruch wird meist auch das Kellergeschoß zerstört, das noch aus hochmittelalterlicher Zeit stammt und aus der Sicht des Denkmalschutzes ein Denkmal im Sinne des § 2 Denkmalschutzgesetz ist, jedoch in der bisherigen Liste nicht erfaßt war.

Das Titelbild zeigt ein Dinkelfeld. Die Grünkernsaison beginnt Mitte Juli. Näheres auf den Seiten 120 ff.

Beide Beispiele zeigen, daß wichtige Zeugnisse unserer Kulturlandschaft verloren gehen. Bei einer grundsätzlichen Genehmigungspflicht solcher Baumaßnahmen wäre eine frühzeitige Beteiligung des Denkmalschutzes möglich, was zumindest zu einer Dokumentation des historischen Bestandes führen würde.

Das Denkmalschutzgesetz von Baden-Württemberg bleibt durch die neue LBO unberührt – seine Umsetzung wird jedoch schwieriger. Bei einer Vielzahl sogenannter «anonymer Denkmale» hängt es nun jedoch vom Zufall einer Eingabe/Beschwerde von Nachbarn oder historisch empfindsamer Bürger ab, ob die Verwaltung eine Repressivkontrolle durchführen kann und somit wichtige Zeugen unserer Kulturlandschaft erhalten werden.

Es ist in der Verantwortung der Eigentümer, Architekten und geschichtlich interessierter Bürger, auf die historischen Gegebenheiten hinzuweisen. Doch auch das Landesdenkmalamt ist in der Verantwortung. Den Gemeinden müssen baldmöglichst verlässliche Listen der Kulturdenkmale zur Verfügung gestellt werden, damit der Bürger, der Architekt und der Bauherr vor Ort, d. h. über die Gemeindeverwaltung, frühzeitig erfährt, wo er Belange des Denkmalschutzes zu berücksichtigen hat.

In § 51(4) der neuen LBO heißt es: *Kenntnisgabepflichtige Vorhaben müssen ebenso wie genehmigungspflichtige Vorhaben den öffentlich-rechtlichen Vorschriften entsprechen.* Und hierzu zählen u. a. das Denkmalschutzgesetz von Baden-Württemberg wie auch Gebiete, die durch eine Erhaltungssatzung nach § 172 Baugesetzbuch geschützt sind. Auch die nach § 50 LBO *verfahrensfreien Vorhaben* müssen den öffentlich-rechtlichen Vorschriften entsprechen. Bauherr und Architekt sind nach der neuen LBO verpflichtet, sich über Belange des Denkmalschutzes zu erkundigen. Zuwiderhandlungen gegen das Denkmalschutzgesetz können mit einem Bußgeld bis zur Höhe von 500 000 DM geahndet werden.

Durch die neue Landesbauordnung verliert das Denkmalschutzgesetz zwar nichts an seiner rechtlichen Wirksamkeit, in der Handhabung wird es jedoch erheblich erschwert. Es ist daher dringend geboten, daß flächendeckend für das Land Baden-Württemberg Denkmallisten für die Denkmale der Bau- und Kunstdenkmalpflege und der archäologischen Denkmalpflege erstellt werden. Mit verlässlichen Denkmallisten und der Benachrichtigung der Eigentümer kann einer «Periode höchster Gefährdung» begegnet werden.

Reinhard Wolf Aus der Luft betrachtet: Die «Nassacher Eichen» und ein Rutschhang im Keuperbergland

Wer offenen Auges durch unser Land fährt und sich ein bißchen auskennt, der weiß, daß dieses Luftbild nicht auf der Schwäbischen Alb, nicht im Schwarzwald, nicht in Oberschwaben und auch nicht im Neckarland aufgenommen sein kann – dort gibt es derartig unruhige Oberflächenformen an Hängen nicht. Unser Bild ist in den Löwensteiner Bergen, also im westlichen Ausläufer der Schwäbisch-Fränkischen Waldberge aufgenommen, und hier sind solche Steilhänge mit Aufwölbungen, Runzeln, Dellen und Rinnen gar nicht selten. Der abgebildete Ort ist Nassach und liegt auf der Höhe zwischen dem oberen Bottwartal im Westen und dem Spiegelberger Lautertal im Osten.

Was da im Vordergrund so aussieht, als hätten Baufahrzeuge vor längerer Zeit Erde abgekippt und anschließend nicht sauber planiert, ist eine natürliche Erscheinung: ein Rutschhang in der «Gesteins»-Schicht des Knollenmergels. Der Knollenmergel ist – abgesehen vom Rätssandstein, der aber in den Löwensteiner Bergen nicht vorkommt – das oberste Glied der Keuperfolge, die Übergangsschicht zwischen dem Stubensandstein und der untersten Formation des Juras, dem Schwarzen Jura. Diese Mergel haben die unangenehme Eigenschaft, daß sie sich bei langanhaltenden Niederschlägen vollsaugen wie ein Schwamm, aufquellen und dann zu einer breiigen Masse werden, die am Hang leicht in Bewegung gerät. Wo eine schützende, stabile Pflanzendecke fehlt, gibt es kein Halten: Tonnenweise gleitet jedes Jahr rotbrauner, zäher Schlamm bergab. Doch auch unter Wiesengras ist der Boden nicht sicher: Regnet es zu viel, reißt die Grasnarbe, und es bilden sich wulstartige Rutschungen. Selbst im Wald kann es hin und wieder vorkommen, daß ein ganzer Hang in Bewegung gerät.

Oft kommt es auch zu langanhaltenden, langsam ablaufenden Rutschungen, und die Bäume können sich darauf einstellen: «Säbelwuchs» heißt man es, wenn Bäume irgendwann einmal gekippt wurden und dann senkrecht nach oben weitergewachsen sind. Von den Obstbäumen auf unserem Bild haben nur wenige einen senkrechten Stamm, mehr oder weniger alle stehen schräg oder zeigen den «Säbelwuchs».

Die unruhige Oberflächenform des abgebildeten Hanges zeigt, daß die Erde über viele Jahre in Bewegung war und ist. Man sieht an manchen Stellen deutlich die erwähnten Wülste. Das Mosaik unter-

schiedlicher Grüntöne beweist, daß die Durchfeuchtung des Bodens unterschiedlich ist: An den dunkelgrünen Stellen ist es feucht, hier tritt flächig Wasser aus. Die braunen Flecken sind richtiggehende Quellsümpfe mit überständigen Seggen und Binsen – dort konnte im Jahr zuvor der Bewuchs offenbar nicht gemäht werden.

Die Straße links im Bild, die von Spiegelberg nach Nassach führt, sitzt auf festem Untergrund auf – sie wurde auf dem Sockel des Knollenmergels, dem festen Stubensandstein, angelegt. Auch der Feldweg rechts im Bild und die Äcker sind nicht in Rutschgefahr –, sie liegen bereits auf der Ebene des Schwarzen Juras, etwa 40 Meter höher als die Straße, was ungefähr der Mächtigkeit des Knollenmergels entspricht. Mit einer deutlichen Kante, geradezu messerscharf, brechen die Schichten des Juras ab. Die etwa zehn Meter hohen Steilböschungen direkt unterhalb der Hangkante sind ein charakteristischer Wesenszug des Schwarzen Juras und eine typische Erscheinung vor allem im Welzheimer Wald bis hin zu den Ellwanger Bergen, wo der Schwarze Jura als nahezu ebenes Dach des Keuperberglandes weiter verbreitet ist als in den Löwensteiner Bergen. Unterhalb der Straße, aber auch an der Bruchstufe des Juras, sind die Hänge so steil, daß sie vom Wald eingenommen werden. Wie in weiten Teilen der Löwensteiner Berge und insgesamt im Keuperbergland bestimmen seit Urzeiten der geologische Untergrund und die Hangneigung die Verteilung von Wald und Feldflur sowie den Standort von Siedlungen.

Der im Bild gezeigte Bergsporn und der bekannte Stocksberg einige Kilometer nördlich von Nassach sind die am weitesten nach Westen vorspringenden, inselartigen Abtragungsreste des Schwarzen Juras. Die über die Murr dem Neckar zueilenden Bäche konnten das Keuperbergland im Lauf von Jahrmillionen tiefer zerfurchen als die Seitenbäche des Kochers, die einen längeren Lauf haben und deshalb weniger Erosionskraft besitzen. Die «Nassacher Eichen» sind ein bekannter Aussichtspunkt. Auch wenn die uralten Eichen nicht mehr stehen – der Stumpf eines Baumes ist bei der Wegkreuzung oben rechts noch erhalten –, auch die nachgepflanzten Eichen bilden ein idyllisches und vielbesuchtes Plätzchen. Von dort oben aus hat man einen weiten Blick nach Westen ins Bottwartal und Neckarland. Auch der Aussichtsturm des Jux, ebenfalls auf einer



Schwarzjura-Insel, ist von den «Nassacher Eichen» aus zu sehen; unser Fotograf hat sich mit dem Flugzeug zum Zeitpunkt der Aufnahme etwa halbwegs zwischen den «Nassacher Eichen» und dem Juxturm befunden.

Der Ort Nassach selbst liegt – wie die Felderinsel oben links im Bild – zum größten Teil auf einer Terrasse des Stubensandsteins. Im Bereich des Knollenmergels läßt sich, zum einen wegen der Hangneigung, zum anderen aber auch wegen des überaus schweren Bodens, kein Ackerbau treiben. Einige Dutzend Häuser wurden jedoch auch am Hang oberhalb gebaut, und dort ist der Baugrund zweifellos nicht der beste. Im Gegensatz zu der Quellmulde im Vordergrund liegt dort allerdings viel abgerutschtes Material des Schwarzen Juras an der Oberfläche, wie man hin und wieder in Baugruben sehen kann; offenbar ist der Untergrund dort doch etwas fester und sicherer und erlaubt das Bauen.

Noch wird der quellige Rutschhang als Wiesenland genutzt. Doch auch in Nassach wird das Vieh in den Ställen aufgrund des überall zu beobachtenden

Strukturwandels in der Landwirtschaft rarer. Wie wird der Bildausschnitt also in einem oder zwei Jahrzehnten aussehen? Noch sieht man keine Aufforstungen, die andernorts in weiten Teilen des Keuperberglandes – und gerade an den Knollenmergelhängen! – in den letzten Jahren deutlich zugenommen haben. Als Viehweide kommt der Hang kaum in Frage, denn an den Viehtrittpfaden würde verstärkt Wasser einsickern und die Gefahr von Rutschungen zunehmen. Finden sich also weiterhin Landwirte, die hier unter erschwerten Bedingungen mähen und Heu machen?

Spaziergänger und Wanderer lieben derartige Landschaften; wer allerdings hier arbeiten muß, sieht einen solchen Rutschhang, den man mit dem Traktor kaum befahren kann, mit anderen Augen an. Die Zukunft wird zeigen, ob derart reizvolle Landschaftsbilder erhalten werden können – mit Sicherheit wären in einer solchen Landschaft wie hier im Naturpark Schwäbisch-Fränkischer Wald Bewirtschaftungszuschüsse sinnvoller als in manch anderen Betriebszweigen der Landwirtschaft!

Werner Zeeb Königin Charlotte von Württemberg – Erinnerungen an ihre Beerdigung vor fünfzig Jahren in Ludwigsburg

Königin Charlotte, die am 16. Juli 1946 auf ihrem Witwensitz, dem einstigen Jagdschloß Bebenhausen, im 82. Lebensjahr verstorben ist, war die letzte deutsche Königin.

Seit der Annexion des Königreichs Hannover 1866 durch Preußen gab es im 1871 neugegründeten Deutschen Reich nur noch vier Königreiche: Preußen, Bayern, Sachsen und Württemberg. Da in Sachsen im Jahr 1902 Kronprinzessin Luise geborene Erzherzogin von Österreich-Toscana in aufseherregender Weise mit dem Hauslehrer ihrer Kinder durchgebrannt war und ihr 1904 als Friedrich August III. auf den Thron gelangter Gemahl nicht wieder heiratete, gab es in den letzten Jahrzehnten der Monarchie nur noch drei deutsche Königinnen. Als erste starb im Februar 1919 auf dem Schloßchen Wildenwart Königin Marie Therese von Bayern geborene Erzherzogin von Österreich-Este. Ihr Leichnam wurde erst 1921 zusammen mit dem ihres Mannes, König Ludwig III., der in Ungarn verstorben war, feierlich im Frauendom zu München beigesetzt. Kaiserin Auguste Viktoria, die letzte Königin von Preußen, geborene Prinzessin von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, starb im April 1921 in Haus Doorn, dem niederländischen Exil ihres Gemahls. Sie wurde unter großer Beteiligung, ihrem Wunsch entsprechend, auf deutscher Erde, nämlich im Antiken Tempel im Park des Neuen Palais in Potsdam, beigesetzt.

Alle diese Standesgenossinnen überlebte die württembergische Königin Charlotte, geborene Prinzessin von Schaumburg-Lippe. Die auf Schloß Nachod in Böhmen 1864 geborene Charlotte heiratete 1886 den verwitweten Prinzen Wilhelm von Württemberg, den Thronfolger des kinderlosen Königs Karl, seines Onkels. Dieser persönlich sehr sympathische Prinz hatte sich den Heiratsplänen der Königin Olga, geborene Großfürstin von Rußland, beharrlich widersetzt, wie sein Onkel Karl und sein Großvater, König Wilhelm I., eine kaiserliche Prinzessin von Rußland zu ehelichen. Er folgte vielmehr dem Ruf seines Herzens und heiratete die hübsche und liebenswerte Prinzessin Marie von Waldeck und Pyrmont, Tochter eines des von Napoleons Flurbereinigung verschonten Duodezfürsten im Westfälischen. Die Begeisterung im Land hielt sich in Grenzen. Die Ehe aber wurde sehr glücklich. Lei-



Königin Charlotte, die zweite Gemahlin von König Wilhelm II. von Württemberg, aufgenommen vor 1914.

der starb der nach der Tochter, Prinzess Pauline, geborene Prinz Ulrich bereits nach sechs Monaten, und seine Mutter folgte ihm nach einer Totgeburt im Jahr 1882 im Tode nach.

*In zweiter Ehe heiratet Prinz Wilhelm
Prinzessin Charlotte von Schaumburg-Lippe*

Prinz Wilhelm stand wie zerschmettert vor den Trümmern seines Glücks und wurde melancholisch. Die Sorge um die Erziehung seiner Tochter und die Zukunft der evangelischen Thronfolge im Land ließ ihn aber 1886 zum zweitenmal zum Traualtar schreiten, eben mit Charlotte. Auch diese Ehe-

schließung mit einer Prinzessin aus der Seitenlinie des nun wirklich allerkleinsten deutschen Fürstentums – Schaumburg-Lippe hatte 42.000 Einwohner! – löste in Württemberg keinerlei Jubel aus. Die neue Gattin des Thronfolgers war zwar eine stattliche junge Frau, aber keineswegs hübsch oder die Herzen gewinnend. Ihre Schüchternheit wurde ihr als Hochmut ausgelegt. Ihre Kühnheit als passionierte Reiterin und Jägerin galt als unweiblich. Natürlich war der Hauptgrund der kühlen Distanz ihrer neuen Untertanen, denn 1891 war sie an der Seite ihres Gemahls Wilhelm II. Königin geworden, der gänzlich ausbleibende Kindersegen. Da auch die sehr eigenwillige Stieftochter Pauline die neue Mutter, die nur dreizehn Jahre älter war als sie selber, ablehnte, waren eigentlich die beiden Ziele dieser erneuten Eheschließung verfehlt. Trotzdem war König Wilhelm II. stets der ritterlichste Gatte, und das Königspaar zeigte in der Öffentlichkeit immer das Bild großer Harmonie.

Mit der Zeit gewann die Königin durch viel Einsatz auf karitativen Gebieten wenn nicht die Liebe, so doch die Achtung der Württemberger, und bei ihrer Silberhochzeit im Jahr 1911 war der Jubel im Lande groß. Die große Wertschätzung des Königs im Lande übertrug sich mehr und mehr auch auf seine zurückhaltende Gemahlin, der man ja wirklich nichts Böses nachsagen konnte. Immer mehr gewann die stets erlesen gekleidete, repräsentative Erscheinung der Königin an Ansehen. Schließlich war sie eben «die Königin», die vor allem in der schweren Zeit des Ersten Weltkriegs unermüdlich für die verwundeten Soldaten tätig war. Das Unglück des verlorenen Kriegs und der damit verlorenen Krone trug sie an der Seite ihres schwer betroffenen Gemahls mit königlicher Würde. Das Paar lebte seit der Revolution und Abdankung im November 1918 teils in Bebenhausen, teils auf Schloß Friedrichshafen, im Jahr 1919 auch einige Monate in der familien-eigenen Villa in Rorschach in der Schweiz aus Angst vor einer von den Feindmächten geplanten Auslieferung deutscher Bundesfürsten.

Als am 2. Oktober 1921 König Wilhelm II. ganz unerwartet in Bebenhausen starb, weilte Charlotte gerade bei ihrem Bruder in Böhmen und kam zu spät. Ihr blieb als Witwensitz das Klosterschloß Bebenhausen. Der neue Chef des Hauses Württemberg, der katholische Thronfolger Herzog Albrecht, räumte ihr meines Wissens auch jährlich einen kürzeren Sommeraufenthalt auf Schloß Friedrichshafen ein. Ihre Mittel waren begrenzt, aber sie konnte sich noch einen kleinen Hof leisten und wurde von einer ihr ganz ergebenen Hofdame, Baronin Elsa von Falkenstein, betreut. Obwohl sie offiziell seit dem

30. November 1918 nur noch den Titel einer «Herzogin zu Württemberg» führte, war sie für jedermann nach wie vor die Königin und wurde natürlich weiterhin mit «Majestät» angeredet. Im kulturellen Leben Tübingens war sie ein vertrauter Ehrengast, und auch zu Stuttgart nahm sie die Verbindung wieder auf. Ein großer offizieller Auftritt war ihr noch 1927 bei der 450-Jahr-Feier der Eberhard-Carls-Universität in Tübingen zuteil, wo sie an der Seite des verwitweten Herzogs Albrecht noch einmal die Rolle der ersten Dame des Landes spielte. Im Dritten Reich stärkte sie Gottesdienste und Veranstaltungen der Bekennenden Kirche tapfer durch ihre Gegenwart. Die Nazis haben ihr nichts getan, aber da diese in ihrer Kleinlichkeit keine anderen Götter neben sich dulden konnten, war ihnen die im Unglück gewachsene Popularität der alten Königin sicher ein Dorn im Auge.

Im Jahr 1944 erlitt sie einen Schlaganfall, von dem sie sich nur langsam erholte. Leidend und schutzlos erlebte sie den Einmarsch der Franzosen. Auf marodierende Truppen folgte allerdings der Besuch des Prinzgemahls Felix von Luxemburg, der als hoher alliierter Offizier Schloß Bebenhausen unter Schutz stellte. Der Königin ging es gesundheitlich allmählich wieder etwas besser. Nachdem sie seit langem wieder einmal einen Autoausflug auf die Domäne Schaichhof unternommen hatte, verstarb sie ganz plötzlich am 16. Juli 1946. Sie wurde an der Seite ihres Gemahls auf dem Alten Friedhof in Ludwigsburg beigesetzt.

Alter Friedhof in Ludwigsburg:

Zwei Abiturienten beobachten die Trauergäste

Nachdem ich mit 18 Jahren am 2. Juli 1946 im wiedereröffneten Evangelisch-Theologischen Seminar Blaubeuren das Abitur abgelegt hatte, besuchte ich gegen Ende des Monats einen Mitabiturienten in Stetten im Remstal, wo dessen Vater im Katharinenhospital, das der Bombenkrieg aus Stuttgart vertrieben hatte, Arzt war. Dort angekommen, erfuhr ich von der Mutter des Freundes, daß übermorgen in Ludwigsburg die Beerdigung der Königin Charlotte stattfindet, die auf ihrem Witwensitz Schloß Bebenhausen beinahe 82jährig verstorben war. Eine Rotkreuzoberin hatte es erfahren. Da mein Freund wie ich ein Verehrer des Königshauses war, darüber übrigens wie ich in der Nazizeit vielbelächelt und verspottet, beschlossen wir sofort, am übernächsten Tag nach Ludwigsburg zu fahren. Das genaue Datum weiß ich nicht mehr. In der Presse, die noch ganz unter Besatzungsaufsicht stand, war nichts von dem Ereignis zu lesen. Wir gaben uns an ei-

nem sehr heißen Julitag in unseren besten schwarzen Anzügen zum Omnibus und nach Umsteigen mit der Eisenbahn nach Stuttgart. Auf dem zerstörten Hauptbahnhof suchten wir in den Zeitungen am Kiosk vergebens nach einem Hinweis auf die Beerdigung, wir schienen die einzigen «Wallfahrer» zu sein.

In Ludwigsburg waren wir sehr frühzeitig auf dem Alten Friedhof und sicherten uns einen guten Platz gleich hinter der Hecke, die die königliche Grabstätte umfriedet. Wir sahen auch direkt auf den neben dem Grab gelegenen Friedhofseingang. Allmählich trafen Trauergäste ein; ein paar Polizisten regelten den Zutritt. Distinguiert aussehende Damen mit Crèpetrauerschleiern und Herren mit Gehröcken und Zylindern bildeten ein Spalier vom Eingang bis zum Grabareal. Ich vermute, daß es vor allem württembergischer Landesadel gewesen ist. Die neue Zeit trat mit Ministerpräsident Reinhold

Maier und einigen Herren seines Kabinetts ins Blickfeld. Von den Ministern erkannte ich nur den sozialdemokratischen Innenminister Fritz Ulrich. Alle Herren trugen Zylinder und nahmen am Friedhofseingang Aufstellung. Als bald erschien, vom Kabinett ehrfurchtsvoll begrüßt, der lutherische Landesbischof Dr. Theophil Wurm, begleitet vom Prälaten i. R. Hoffmann von Ulm, dem letzten Oberhofprediger, der 1921 an gleicher Stelle König Wilhelm II. beerdigt hatte. Die Herren trugen zum schwarzen Schoßrock das goldene Bischofs- bzw. Prälatenkreuz. Dann erschien der fungierende Geistliche, Prälat Schlatter von Ludwigsburg, mit seidnem Talar und goldenem Pektoral und nahm ebenfalls am Eingang Posto. Inzwischen hatte sich hinter und neben uns eine mittlere Trauergemeinde angesammelt, die aber die hundert kaum überschritten haben dürfte. In dieser von Not und Armeligkeit geprägten Zeit eines strengen Besatzungsregimes war von einem Interesse der Medien und der Öffentlichkeit an fürstlichen Zeremonien keine Rede; das sollte erst ab 1949/50 einsetzen.

Während des Wartens auf das Eintreffen des Leichenautos von Bebenhausen wurde ich das Opfer eines lächerlichen Irrtums. Durch die hohe Hecke etwas an der Sicht behindert, konnte ich eigentlich nur die Oberkörper der Eintreffenden wahrnehmen. Auf einmal kam Bewegung in das Spalier. Eine Gestalt erschien am Eingang mit kurzem weißem Haar, schwarzem Hut, weißem Kragen mit schwarzem Binder unter schwarzem Jackett, ein rosigfülliges Gesicht über dem wohlbeleibten Körper. Ich sagte zu meinem Freund, daß es wahrscheinlich niemand anders als Churchill, der britische Oppositionsführer, sein könne, obgleich das doch sehr unwahrscheinlich sei. Das Honoratiorenspalier zückte die Zylinder, die Damen knickten – Churchill näherte sich, links und rechts von zwei blonden Knaben flankiert, der Grabstätte, sie als erster betretend. Da erst sah ich zu meiner grenzenlosen Verblüffung, daß «Churchill» einen knöchellangen schwarzen Rock trug und demzufolge wohl auch nicht der berühmte Kriegspremier sein konnte. Schlagartig erkannte ich, daß es Prinzessin Pauline, Fürstinwitwe zu Wied, sein mußte, die einzige, geliebte Tochter des Königs und Stieftochter der Königin Charlotte. Die Fürstin, eine große Pferdezüchterin, war für ihre originelle, volkstümliche Art und ihren maskulinen Habitus bekannt.

Dann kam der Sarg. Es hielten vor dem Eingang mehrere Automobile, die durch badeofen-ähnliche Aufbauten auf Holzgas umgestellt waren. Ihnen entstieg die königliche Familie, von Altshausen und Lindach herbeigeeilt. Alle hohen Damen waren mit



Festpostkarte von 1911, als ganz Württemberg sich über die Silberhochzeit des Königspaares freute.

Trauerschneppen und Crêpeschleiern verhüllt, eine Verwechslung mit einem Herren war hier ausgeschlossen. Herzog Philipp, der Chef des Hauses, links und rechts ebenfalls von blonden Knaben flankiert – es waren seine Söhne Ludwig und Carl –, bildete den Mittelpunkt der illustren Trauerversammlung, die nun die heckenumsäumte Grabstätte zusammen mit Kabinett und Bischöfen füllte. Ein älterer Herr mit wohlgeformtem, kahlem Habsburgerschädel und -unterlippe fiel mir auf; es war Herzog Robert, der letzte lebende Bruder des einstigen Thronfolgers, Herzog Albrecht; er ist 1947 ebenfalls verstorben. Seine Mutter war die Erzherzogin Marie Therese von Österreich.

*Würdige Bestattung einer Christin,
die 27 Jahre lang Königin in Württemberg war*

Die Beerdigung selber war eine rein kirchliche. Wie 1921 war jeder Nachruf politischer oder weltlicher Art testamentarisch untersagt. Ein Ludwigsburger Singkreis unter Leitung des hochmusikalischen Dekans Schieber umrahmte die Feier durch Choräle; ich meine mich an *Herzlich lieb hab' ich dich, o Herr* und an *Wenn mein Stündlein vorhanden ist* zu erinnern. Prälat Schlatter verlas den 90. Psalm und würdigte in einer schlichten Ansprache das Leben der *vormaligen Königin, das sie auf Höhen und in Tiefen geführt hatte* und der das Land viele Wohltaten verdanke. – Ein für die Zeit typisches Unikum war, daß sich während der Feier ein amerikanischer Besatzungssoldat von außen auf die hohe Friedhofsmauer hinter dem Grabkreuz geschwungen hatte und von dort aus in seiner sandfarbenen Uniform mit Schiffchen längere Zeit dem Geschehen zuschaute. Niemand wagte, ihn zu vertreiben. Ob er wohl gehört hatte, daß hier «a real Queen» beerdigt wurde? – Nach der Predigt trat Prälat Hoffmann an das Grab und warf nach einem kurzen Segenswort einen weißen Blumenstrauß in die Gruft. Während der Versenkung des Sarges riß eine der fürstlichen Damen ihren sichtbehindernden Crêpeschleier resolut zur Seite, ein markantes Aristokratengesicht enthüllend; vielleicht war es eine der Schwestern der Königin, die Herzogin von Sachsen-Altenburg oder die Fürstin zu Waldeck-Pyrmont. Es ist mir eine eindruckliche Erinnerung. Nach dem Schlußseggen gab es Kondolationen für die königliche Familie. Dicht vor uns, hinter der Hecke, verbeugte sich Innenminister Ulrich tief und feierlich vor der Fürstin zu Wied als wahrhaft «königlich-württembergischer Sozialdemokrat».



*König Wilhelm II. und Königin Charlotte in Bebenhausen,
fotografiert 1917.*

Das sind meine mir noch verbliebenen Eindrücke von der Beerdigung unserer letzten Königin, die auch die letzte deutsche Königin gewesen war, nachdem ihr die Königin von Bayern schon 1919 und die deutsche Kaiserin und Königin von Preußen 1921 im Tod vorausgegangen waren. Im Gegensatz zu deren Beisetzungen 1921 in München und Potsdam, die riesige öffentliche Demonstrationen der Fürstentreue gewesen waren, verlief die Bestattung der Königin Charlotte von Württemberg in großer Notzeit von der Öffentlichkeit so gut wie unbeachtet. Gerade deshalb wollte ich meine Erinnerungen daran schriftlich festhalten. Es war dennoch die würdige Bestattung einer edlen Christin, die 27 Jahre lang in Württemberg «die Königin» und seit 1921 die Königinwitwe gewesen war.

Carlheinz Gräter Der Dinkel: Von der Renaissance einer kerngesunden Getreideart – Rauchzarter Grünkern

Eine alte, eine uralte Getreideart ist wieder ins Gerede gekommen: der Spelt, Spelzweizen oder Dinkel. Bei uns war er schon aus der landwirtschaftlichen Statistik verschwunden. Nur im fränkischen Bauland zwischen hinterem Odenwald, Jagst und Tauber schien er für die Sonderkultur des Grünkerns noch erwähnenswert, ein grünes Kuriosum am Rande. Daß nun wieder nach Dinkelbrot, dem schmackhaften, haltbaren Kernenbrot, daß nach Dinkelmehl, Dinkelspätzle und Dinkelbier verlangt wird, daß es inzwischen sogar eine Dinkel-Diät gibt, läßt sich zunächst einmal mit der wachsenden Gemeinde der Müsli-Jünger und Anhänger einer Vollwertküche erklären.

Mit den entscheidenden Anstoß zur Renaissance des kerngesunden, geschmacklich eigenwüchsigen Korns hat dabei die mittelalterliche Äbtissin Hildegard von Bingen gegeben, deren heilkundliche Schriften im Zeichen alternativer Lebensformen neu aufgelegt zirkulieren und zu einem oft ärgerlich anmutenden Hildegard-Kult verführt haben. Über den Spelt oder Dinkel schrieb die kräuterkundige Nonne vor gut 800 Jahren: *Der Dinkel ist die beste Körnerfrucht. Er ist fett, kräftig und milder als alle anderen Arten. Dem, der ihn ißt, bereitet er ein rechtes Fleisch und rechtes Blut, und er macht die Sinne der Menschen heiter und froh. Wie er auch immer zu sich genommen wird, er ist bekömmlich in jeder Zubereitung. Wenn einer krank ist, daß er nichts mehr zu sich nehmen kann, dem bereite man eine Speise aus gekochten Dinkelkörnern, zusammen mit Ei, und es wird ihm innerlich heilen wie eine gute Salbe.*

Genügsame Getreideart mit dreifachem Spelzmantel – Hoher Gehalt an Eiweiß, Mineralien und Vitaminen

Das nahm, angewandt auf die Brotfrucht, eben die Forderung vorweg, die dann der Naturforscher, Arzt und Heilsucher Paracelsus aufgestellt hat: Daß unsere Heilmittel zugleich Lebensmittel und unsere Lebensmittel zugleich Heilmittel sein sollten. Unabhängig davon haben in den letzten Jahren verantwortungsbewußte, nachdenkliche Landwirte, Bio-Bauern, sich wieder des Dinkels angenommen. Denn diese genügsame Getreideart nimmt auch mit rauhem Klima und geringwertigen Böden vorlieb; der dreifach dicke Spelzenmantel, der die Körner ein-



Abb. 194. Fruchtähren: 1 vom Bartweizen; 2 vom Kolbenweizen; 3 vom Spelz und 4 von der zweizeiligen Gerste; etwas verfl.

Entnommen: Otto Schmeils «Leitfaden der Pflanzenkunde».

hüllt, macht den Dinkel nahezu immun gegen Pilzinfektionen wie Brand und Rost. Er hielt nachweisbar sogar der radioaktiven Einstrahlung nach der Reaktorkatastrophe von Tschernobyl stand. Und weil der Dinkel weder chemische Spritzmittel braucht, noch aufwendige Stickstoffdüngung verträgt, eignet er sich hervorragend zum Anbau in der Nachbarschaft von Wasserschutzgebieten.

Hinzu kommt, daß sein Gehalt an Eiweiß, Mineralien und Vitaminen den des besten handelsgängigen Weizens übertrifft. Der hohe Kleberanteil des Korns macht das Dinkelmehl bindig; es klebt, angerührt mit Wasser, rasch zusammen und läßt den Teig leicht formen. Die alten Schwaben, und Schwäbinnen vor allem, kennen noch den Unterschied zwischen hausgemachten Spätzle aus normalem Weizenmehl und Dinkelmehl.

Anders sah das der aus dem Oberfränkischen ange-reiste Dichter Jean Paul, der 1819 aus Stuttgart über die angeblich ungastlichen Schwaben grantelte: *Gutherzigkeit überall, aber wenig angenehme Menschen (...) zehnmal wohlgebauter als die Gesichter sind die Straßen, worin sie wandeln; das Brot bloß aus Dinkel gebacken und ungesalzen, ungefähr wie getrockneter Kleister oder Papiermaschee schmeckend, und doch würgte ich es einige Abende aus Sparsamkeit mit einem Stückchen Wurst hinein, weil man aus den Thee(nachmittagen) gewöhnlich ohne Abendbrot heimgeschickt wird.*

Woher kommt eigentlich der Dinkel, der arme Vetter des goldenen Weizens? Die frühesten Funde von Dinkelnkörnern stammen aus den steinzeitlichen Siedlungen am südlichen Kaukasus, gute 7000 Jahre alt. Übers Schwarzmeergebiet und den Balkan wanderte das prähistorische Getreide während der Jungsteinzeit nach Mitteleuropa ein. Bei uns gaben die sogenannten Pfahlbaudörfer Oberschwabens die ältesten Körnerfunde frei. Im Limesland nördlich der Alpen stellte der Dinkel die wichtigste Körnerfrucht. Im Neckarland übernahmen die Alamannen den An-

bau des Spelts unmittelbar von den römischen Gutshöfen.

Hier wie im Schwarzwald, auf der Baar und auf der Schwäbischen Alb, in Oberschwaben und in der Schweiz hat sich der Dinkel auch am längsten gehalten. Der Getreidebedarf der Alpenregion führte seit dem späten Mittelalter zum ausgedehnten Anbau im Südwesten. Baden und Württemberg galten bis hinein ins 18. Jahrhundert als die wichtigsten Dinkelexporteure in die Schweiz.

Der ertragreichere Weizen verdrängt den Dinkel

Der Umbruch kam im vorigen Jahrhundert mit dem Wandel von der Agrargesellschaft zum Industriestaat. Auf schrumpfender Ackerfläche mußte eine immer größere Zahl von Menschen ernährt werden. Der Weizen, von Anbeginn an schon ertragsfähiger, wurde konsequent weitergezüchtet. Hinzu kam beim Dinkel der extrem hohe Anteil an Spelzen, etwa ein Drittel der Ernte. Die harten Spelzen erforderten in der Mühle einen eigenen Schälgang, bei dem die Körner gegerbt, das heißt entspelzt wurden. Beim Weizen dagegen gaben die aufkommenden Mähdrescher schon die gebrauchsfertige Kornfrucht frei. Ein Müller-Spruch reimte:

Dinkel gerben ist mein Leben,
wenn die Bauern Trinkgeld geben.
Geben sie kein Trinkgeld nicht,
gerb' ich ihren Dinkel nicht.

*Grünkerndarre
von Herbert Het-
tinger in Schwab-
hausen bei Boxberg
im badischen
Frankenland.*



In vielen Gegenden wird die jeweils vorherrschende Getreidefrucht schlicht das Korn genannt. Das gilt in Nordamerika für den Mais, in Frankreich für den Weizen, das galt in weiten Teilen Deutschlands für den Roggen. Das Korn im Schwäbischen war der Spelt oder Dinkel. Die Zahlen sprechen für sich: Mitte des 19. Jahrhunderts wuchs in Württemberg der Dinkel auf 200 000 Hektar; der Weizen begnügte sich noch mit bescheidenen 12 000 Hektar. Vor 1914 wurden im Deutschen Reich noch 280 000 Hektar Spelt angebaut; der Großteil der Anbaufläche entfiel auf Württemberg, das südliche Baden, das fränkische Bauland sowie Hessen und Thüringen.

Aber schon 1918 hieß es in einer Festschrift der damaligen Landwirtschaftlichen Hochschule Hohenheim, der Dinkel sei in weiten Teilen Deutschlands eine unbekanntere Kulturpflanze geworden, nur noch im Schwäbischen mit dem Ackerbau verbunden, sonst jedoch vom Weizen verdrängt. Dann freilich ging auch im Südwesten der Anteil des Spelts stetig zurück. 1970 wies die Statistik im Land Baden-Württemberg gerade noch tausend Hektar Dinkeläcker auf, hauptsächlich im Bauland zur Grünkerngewinnung. 1989 waren es, nach Stichproben, in unserem Bundesland jedoch wieder 3 500 Hektar. Heute dürfte der Anbau knapp 6 000 Hektar betragen.

Neues Umweltbewußtsein fördert Dinkelanbau

Ökologische und ernährungsphysiologische Gründe haben zu dieser bescheidenen Dinkel-Renaissance

geführt. Weniger hochgestochen formuliert: Rücksicht auf chemisch getränkte Ackerböden, durch Stickstoffüberdüngung verursachte Nitratbelastung des Grundwassers sowie Einsicht in die Notwendigkeit einer gesunden Ernährung haben dem robusten Schwabekorn wieder Auftrieb gegeben.

Zukunftsmusik ist dabei noch die industrielle Verwertung des bisher so lästigen Spelzenabfalls. Mit seinem hohen Gehalt an Silicium ist er nämlich zum Verrotten oder Verbrennen viel zu schade. Für Silicium, von der Technik beim Bau von Computer-Chips verwendet, bietet sich der Spelt zusätzlich als nachwachsender Rohstoff auf grünem Halm an. Im Auftrag des Bundes wird inzwischen auch erforscht, ob sich das Dinkelkorn mit seinem Reichtum an Kleber zur Produktion umweltfreundlicher Folien eignet.

Bis dahin bleibt dem Schwabekorn nur die schmale Marktnische der Bio-Läden und Reformhäuser. Einer Ertragssteigerung durch Mineraldünger entzieht sich der Spelt nach wie vor beharrlich, und Gerbgänge in den Mühlen sind rar geworden. Zudem eignet sich das kleberreiche Dinkelmehl weit besser für die Verarbeitung im Kleinbetrieb als für die Maschinen der Lebensmittelindustrie.

Ein Lexikon kennzeichnet den schon erwähnten Grünkern als *das unreife, leicht gedörrte und geschälte Korn des Dinkel oder Spelzweizen. Grünkern wird als Grütze oder Mehl von angenehm würzigem Geruch, so in Süddeutschland, zur Herstellung von Suppen verwendet.* An dieser Definition stört einiges beträchtlich.



So wird der Dinkel seit Jahrhunderten «gedarrt»: Das noch nicht reife Korn röstet auf einer durchlöcherten eisernen Pfanne, unter der ein gelindes Holzfeuer brennt. Am besten eignet sich Apfel- und Birnbaumholz, um das pikante, nußartige Aroma des Grünkerns zu erzielen. Das Darren dauert drei Stunden bei 150°. Im Bild: Herbert Hettinger.

Zunächst wird das Korn in milchreifem Zustand, wenn sich noch *keine mehlig Substanz darin angesetzt hat*, je nach Reife Ende Juni, Anfang Juli geerntet. Nicht nur als Grütze oder Mehl, auch als Vollkorn und Schrot wird der Grünkern angeboten, und seine kulinarische Nutzenanwendung war nie auf die einer Suppenfrucht eingeeengt.

Grünkern – der unreif geerntete Dinkel erhält durchs Dörren ein würziges Aroma

Gewonnen wird der Grünkern, sozusagen im Weltmonopol, im Bauland, genauer, in dem unregelmäßigen Viereck zwischen den Städten Boxberg, Tauberbischofsheim, Adelsheim und Hardheim. Warum gerade hier, darüber streiten noch die Gelehrten. Der großherzoglich badische Obervogt Hennemann in Mosbach hat 1821 erstmals ausführlich die Ernte und das milde Rösten in der Darre geschildert; er hat einige Rezepte, beileibe nicht nur für Suppen, mitgeteilt und sich Gedanken über die Entstehung des Grünkerns gemacht. In einem Mißjahr habe man wohl die noch unzeitigen Ähren vom Halm geschnitten und gedörret, um sobald als möglich etwas Nahrhaftes zu erhalten.

Das galt schon für die Bauern der Jungsteinzeit. Das Besondere am Dinkel ist nun, daß er allein beim Dörren dieses rauchartige würzige Aroma erhält. So machten die Bauern im Bauland aus der Not eine Tugend und darboten sich auch in guten Jahren für den Hausgebrauch ihren grünen Kern. Aber warum gerade hier? Auch die 1872 veröffentlichte These des Landwirtschaftsinspektors Peter Gsell will nicht so recht einleuchten: Weil es hier an einem guten Feldwegnetz fehle, müßten die Bauern über die Äcker der Nachbarn fahren. Um den Schaden möglichst gering zu halten, *wird ein Weg durch die Frucht geschnitten, die Körner werden getrocknet und gedörret. (...) Der Handel mit diesem eigentümlichen Produkt bringt ziemlich viel Geld ein.*

Damals galt der Bauländer Grünkern also schon als gesuchte Spezialität. 1775 wird in Sindeldorf die Kern-Gült für den Hof des Mainzer Kurfürsten erwähnt. Die bisher früheste archivalische Erwähnung des Grünkerns datiert aus dem Jahr 1660 und findet sich in einer Rechnung des Klosters Amorbach.

Im Tauberländer Dorfmuseum in Weikersheim hat man eine alte Grünkerndarre stilgetreu aufgebaut. Unter einem Wetterdach mauerte man einen hüfthohen Unterbau aus Bruchsteinen auf. Darüber kam ein siebartig durchlöcherteres Eisenblech. Auf dieses Blech wurden die Speltähren geschüttet. Unter dem Dörrblech befand sich eine Feuerstelle. Der Darrprozeß für ein Blech dauerte anderthalb bis drei Stun-

den. Die Ähren mußten dabei dauernd gewendet werden. Der Kern durfte nur olivgrün gedörret, nicht braun geröstet werden. Solche Darren, meist halberfallen, finden sich heute noch; wegen der Feuergefahr mußten sie alle etwas außerhalb des Dorfes errichtet werden. Wie die Handsichel zugunsten des Mähreschers, so hat die mit Reisig befeuerte Grünkerndarre zugunsten vollmechanisierter Trockenanlagen ausgedient. Geblieben ist der Zeitdruck während der Erntezeit, um die Milchreife des Dinkels zu wahren.

Grünkernsuppe, Grünkernküchle mit gerösteten Schinkenwürfeln und viel Petersilie, Grünkernauf-
lauf mit Parmesankäse, Pilzen oder Tomaten, Grünkernpfannkuchen, Grünkernsalat aus ganzen nachtsüber eingeweichten Körnern, anderntags mit einer würzigen Brühe lind gekocht und kaltgestellt für heiße Tage, Grünkernschnitten mit Kompott, Grünkernpudding mit gemahlener Haselnüssen und Zitrone, Grünkernkuchen mit Kirschen oder ohne – den Variationsmöglichkeiten sind keine Grenzen gesetzt.

Ein Grünkernrezept von 1821

Wir wollen, um die nämliche Proportion einzuhalten, immer bei den 12 Loth (etwa 200 g) stehen bleiben. Es muß hier aber der grüne Kern gemahlen oder im Mörser fein gestoßen sein; er wird alsdann mit 1 Maß Milch (1,5 l), zehn Eiern nebst etwas fein zerstoßenem Zucker auf ein Kohlenfeuer gesetzt, so lange gequirlt, bis er in die Höhe steigt. Dann gießt man die Masse in eine Schüssel von Porzellan und bringt sie in den Keller oder sonst an einen kühlen Ort. Ist das Ganze kalt geworden, so bestreut man es mit etwas feinem Zucker und legt einige leichte Blumen darauf, z. B. Rosen, Nelken. Der Geruch der Blumen und der eigne Geschmack des nicht sehr bekannten grünen Kerns setzten dann manchen erfahrenen Praktiker der Kochkunst über die Composition dieses Creams in Verlegenheit.

Mitgeteilt von Obervogt Hennemann aus Mosbach in den «Verhandlungen des Großherzoglich Badischen landwirtschaftlichen Vereins zu Ettlingen», I. Jahrgang, Heft 2, 1821.

Walter Hampel Ein Schulausflug

Die Geschichte ereignete sich im Frühsommer 1938. Nichts ist erfunden, der Sachverhalt natürlich literarisch geformt. Der erste Ausflug dient als Kontrast. So waren Lehrer, ehe der Nazismus die Seele verdarb: Etwas altmodisch und altväterlich, aber auf der Kinder Bestes bedacht. Der scheinbar fortschrittliche, der Kunst und dem Leben aufgeschlossene Pädagoge konnte seine Schüler viel mehr begeistern und daher auch mißbrauchen. Das ist natürlich heute noch genauso, wenn auch nicht mehr so gefährlich, weil die Mechanismen unserer pluralistischen Gesellschaft regulierend wirken. Aber damals gab es weder diesen Pluralismus noch die Vielfalt der Medien, die ein Korrektiv hätten sein können. Wenn ich nicht eine entschieden christliche Mutter und einen Vater ohne rassistische Vorurteile gehabt hätte, hätte ich damals überhaupt keine Gewissensbisse verspürt. Ich hätte dem Lehrer vertraut wie die Masse der anderen Schüler. Ich weiß bis heute nicht, ob andere ähnlich empfanden wie ich, der damals kurz vor seinem zehnten Geburtstag stand. Ich wagte mit keinem über die Sache zu sprechen, nicht einmal mit meinen Eltern, weil ich den Konflikt zwischen meiner Mutter und dem Lehrer kannte.

Zeitweilig habe ich die Begebenheit vergessen oder verdrängt. Aber als ich 1993 von den Herausgebern des Vorlesebuches «Kirche im Dritten Reich» um einen Beitrag gebeten wurde, da tauchte mit anderen auch dies Erlebnis wieder auf und bewegte mich. Ich konnte im April letzten Jahres – ich lag mit einer Lungenentzündung im Krankenhaus und wurde von einer Schwester aus Orlach versorgt – nachts vor Palmsonntag aus Unruhe nicht mehr schlafen. Meine Erinnerung wurde zur Gegenwart, und am folgenden Tag schrieb ich im Bett mit Bleistift auf kleinen Oktavblättchen nieder, was mich umtrieb.

Von meinem ersten Ausflug ist mir wenig in Erinnerung geblieben. Er führte durch ein Bachtal entlang dem alten Totenweg zu einem Weiler unseres Pfarrsprengels auf dem Mainhardter Wald. Die Entfernung und der Anstieg waren kaum größer als beim Weg, den ich schon vor meiner Schulzeit als Essenträger auf die Limpurger Berge zu gehen hatte, wenn im Spätwinter das Langholz in unserem Wald gefällt und im Frühling die Stämme mit dem Schälisen geräpelt wurden. Nur saßen wir dann auf Holzstücken ums wärmende Feuer, während wir bei unserem Ausflug auf hölzernen Schranken im Schatten einer Wirtschaftslinde unser mitgebrachtes Vesper aßen. Nur eines war unerhört: Ein Erstkläßler bestellte und erhielt ein Bier. Bei Most hätte niemand etwas gedacht. Der war auf

dem Dorf gewissermaßen ein Grundnahrungsmittel auch für Schulkinder. Aber Bier fiel aus dem Rahmen, gab dem runden Kindergesicht des Durstigen einen schaumigen Bart und machte ihn zum Helden des Tages, bis der Lehrer die Untat entdeckte. Doch es gab keine Ohrfeige, nicht einmal eine strenge Ermahnung. Unser alter Lehrer gehorchte seiner pädagogischen Pflicht, leerte den Rest des schon abgestandenen Bieres mit einem Zug, wischte sich mit dem Handrücken den Mund, strich seine Weste glatt und stellte das Glas – leicht angeekelt vom schalen Geschmack, aber mit sichtlicher Zufriedenheit über sein moralisches Opfer – vor den wortlos Gemaßregelten. Auf dem Heimweg gab es nur noch Quell- und Brunnenwasser.

Ganz anders der nächste Ausflug. Es war der erste unserer Dorfschule mit dem Omnibus. Die neue Zeit und ein neuer Lehrer gingen beziehungsweise neue Wege über die bayerische Grenze nach Rothenburg. Weil die Schüler der Oberklassen den Bus nicht ganz füllten, durften auch Viertkläßler mitfahren, um den Preis zu senken. Das ganze Dorf sprach von diesem Ereignis, und da Pfarrers- und Fabrikantensohn, beide meine Freunde, die Bildungsreise mitmachen durften, bettelte ich so lange, bis auch meine Eltern ihre Zusage gaben. Fast mußte ich alle Hoffnungen begraben. Wenige Tage vor der Fahrt warf mich ein Hexenschuß mit einem schmerzhaften Schiefhals bewegungslos ins Bett. Machte mich die Vorfreude gesund oder die einsetzende Maienwärme? Der Hals war zwar noch nicht gerade, aber der Schmerz erträglich. Ich fuhr mit.

An die Fahrt über die Hohenloher Ebene erinnere ich mich nicht mehr, außer daß die Straßen holprig waren, was mein Hals übernahm. Doch beim Gang vom Spitaltor in die Innenstadt Rothenburgs stürzte ich von einem Staunen ins andere. Das Plönllein, schon damals durch Bilder tausendfach verkitscht und vermarktet, wartete nur auf mich, als ob es sich das erste Mal für fremde Augen zeige. Noch heute zaubert mir der Glanz der Erinnerung die Touristenscharen beiseite, wenn ich weitergehe zum Rathaus und zur Jakobskirche.

Noch nie hatte ich hölzerne oder steinerne Figuren gesehen, sondern nur Bilder in der Traubibel meiner Eltern. Jetzt stand ich buchstäblich mit offenem Mund vor Riemenschneiders Blutaltar, lauschte den Erklärungen des Führers, fühlte die Spannung in den stillen Figuren und die Beseelung der Augen

Hier und auf der folgenden Seite: Braunsbach im Kochertal, dessen Ortsmitte vom Schloß beherrscht wird. So sahen das Dorf und die Schloßsteige aus, als im Frühsommer 1938 der Bus mit Schülern Braunsbach passierte, die «Juda verrecke» rufen mußten.



und Gesten. Schnorr von Carolsfelds Bibelbilder verblaßten zu illustrativer Belanglosigkeit. Ich war einem Künstler begegnet, der mich nie mehr losließ. Meinen Hexenschuß hatte ich vergessen. Erst als wir den Humpen des Altbürgermeisters Nusch bestaunt und die fast unglaubliche Rettung vor Tillys Soldateska durch den gewaltigen Trunk bewundert hatten, meldete er sich wieder. Mit schiefem Kopf schaute ich wie ein einäugiger Vogel vom Rathaus-turm auf die Stadt. Aus der sonderbaren Perspektive wurden auch die nahen Häuser schief, der Turm begann, sich zum Marktplatz zu neigen, und unweigerlich hätte er mit mir das Gleichgewicht

verloren, hätte ich mich nicht angstvoll in sichere Bereiche gerettet.

Der Tag der Wunder nahm kein Ende. Im Dettwan-ger Kirchlein sprengte Riemenschneiders Kruzifix fast das Gewölbe, um zu den Türmen und Mauern der alten Reichsstadt hinaufblicken zu können. Honiggelb schimmerten in Creglingens Herrgottskirche die Lindenholzfiguren im Nachmittagslicht. Maria schwebte schwerelos ins Gesprenge. Und dann ein verwilderter, verzauberter Garten in Weikersheim, überwachsen mit Rosen zwischen Renaissancefassade des Schlosses und barocker Orangerie. Zwerginnen und Gnome erschreckten uns,

ehe wir im Rittersaal Gemäldegalerie und Tierpark in einem erlebten.

Weinberge, noch nie zuvor gesehen, begleiteten uns vom Taubertal ins enge Vorbachtal, bis wir oben auf die Hochebene kamen mit den vertrauten Weizen-, Rüben- und Kartoffelfeldern und dem Hohenloher Fleckvieh. Die Fahrt ging schräg nach Südwesten hinter der sinkenden Sonne her, in raschen Kehren übers Jagsttal, und als wir im Geisterdorf Orlach die Steige ins Kochertal erreichten, stiegen bereits die dunkelgrünen Schatten der Nacht vom Hangwald über die Wiesen ins Tal.

Schon blinkten nach einer letzten Haarnadelkurve erste Lichter aus den Häusern vor uns unter Schloß und Kirche. Ein Judendorf sei das, rief unser Lehrer in die dämmerige Stille. Alles wollten sie zerstören, was wir heute an Schönem und Deutschem gesehen hatten. Dagegen müsse man sich wehren, mußte man anschreien. Alle Fenster des Busses gingen auf, und dann übertönte das Geschrei der Schüler das Brummen des Motors. Juda verrecke! klang es nach dem Vorbild des Lehrers im Rhythmus des Hasses. Mein Hexenschuß, von der langen Fahrt verschlimmert, erlaubte mir keine lauten Schreie, aber auch

ich sprach leise mit den Brüllenden, obwohl ich wußte, daß ich Böses tat. Die Abendluft drang als kalter Zug durch die offenen Fenster in den Bus. Bis ich es bemerkte, war es zu spät. Ein Schmerz schoß durch meinen Nacken und zog in Sekundenschnelle den Kopf auf die rechte Schulter. Mein Atem stockte. Die Balustrade des Rothenburger Rathhausturmes stürzte mit mir in die Tiefe unterm schmerzverzerrten Gesicht der Creglinger Madonna. Noch vor dem Aufschlag fiel die Weikersheimer Kassettendecke über mich. Die Hauer eines wilden Keilers schlitzten meinen Hals auf, und die Saufedern der Jäger durchbohrten meine Schultern.

Als ich in kleinen Atemzügen nach Luft rang, lag das Dorf schon hinter uns, und die zwei Augen der Scheinwerfer suchten die Biegungen des Weges. Die Bäume, von unten beleuchtet, sahen so fremd aus wie die gemalten auf den altdeutschen Bildern des vergehenden Tages. Ich hatte die Ellbogen an die Brust gepreßt und hielt mit beiden Händen meinen Kopf. Konnte ich ihn nach diesem Abend jemals wieder gerade auf den Schultern tragen? Ich fand keine Antwort. Der Schmerz übertönte die Scham.





Ein alter Quittenbaum am Zugang vom Pfarrhaus in den Garten. Wege und Beetränder sind längst überwuchert. Im Hintergrund das Back- und Waschhaus.

Werner Winkler Der Pfarrgarten von St. Kolumban in Wendlingen-Unterboihingen

Ein Tag im Jahre 1823. Wir befinden uns in Unterboihingen, einem kleinen Dorf am Neckar. Früh am Morgen verläßt der katholische Pfarrer Peter Schlichter das Pfarrhaus und betritt den durch einen Staketenzaun umgrenzten Pfarrgarten. Sein erster Gang führt ihn durch den von Pfarrhaus, Back- und Waschhaus und Tierstall umgrenzten Hühnerhof. Wild umherflatternd picken die Hühner nach den mitgebrachten Essensresten. Nach etwa zwanzig Schritten ist er beim Tierstall angelangt, einem zweistöckigen, großen Gebäude. Hierin befinden sich sechs Kühe, drei Stück Schmalvieh (Ziegen/Schafe) sowie mehrere Schweine. Nach der Fütterung setzt er seinen morgendlichen Rundgang fort und erreicht den im Pfarrgarten liegenden, nochmals zum Schutz vor hungrigen Tieren umzäunten Gemüsegarten. Hier gibt es immer etwas zu tun. Allzu hungrige Schnecken haben sich mal wieder über Nacht über den Salat hergemacht, hier und dort muß dringend das Unkraut gejätet wer-

den. Mit zufriedener Miene verläßt er, frische Zutaten für das Mittagessen in der Hand haltend, den Gemüsegarten. Den Obst- und Baumgarten streift er heute nur mit einem kurzen Blick, denn hier hatten Helfer erst vor kurzem die Wiese gemäht und die nächsten Schnitt- bzw. Veredelungsmaßnahmen stehen erst im Winter an.

Aus dem durch den Garten fließenden Bachlauf trinkt er einige Schluck Wasser und wäscht das Gemüse. Nur noch ein kurzer Blick in das sich in unmittelbarer Nähe zum Pfarrhaus befindende Back- und Waschhaus, wo er die Bienenstöcke kontrolliert, die im Dachgeschoß untergebracht sind. Soweit scheint alles in Ordnung zu sein. Nun ist es auch an der Zeit, wieder ins Pfarrhaus zu gehen und an der sonntäglichen Predigt weiterzuschreiben. Hierfür hat er sich diesmal eine Stelle aus dem Matthäusevangelium gewählt: *Der Acker ist die Welt. Der gute Same sind die Kinder des Reichs. Das Unkraut sind die Kinder der Bosheit. Der Feind, der es sät, ist der*

Teufel. Die Ernte ist das Ende der Welt. Die Schnitter sind die Engel.

So oder so ähnlich wird man sich den morgendlichen Gang des Unterboihinger Pfarrers vor rund 170 Jahren vorstellen müssen, wenn man die heute noch vorhandenen Baulichkeiten untersucht, erhalten gebliebene Unterlagen berücksichtigt und die dadurch gewonnenen Kenntnisse mit dem Wissen um das Aussehen anderer Pfarrgärten in Einklang bringt. Erstaunt wird man sich nun fragen, was denn das Besondere an einem Pfarrgarten gewesen sein soll, zumal sich der vorher skizzierte Garten scheinbar nur unwesentlich von einem bäuerlichen Garten jener Zeit unterschied! Diese Fragestellung war Ausgangspunkt einer Diplomarbeit, deren Ergebnisse nachfolgend am Beispiel des Unterboihinger Pfarrgartens dargestellt werden sollen.

Der Pfarrgarten: Ansehnlicher Posten der Besoldung

Dem Pfarrgarten kam innerhalb des Kirchenbezirkes eine zentrale Bedeutung zu, da er in der Regel von allen wichtigen kirchlichen und weltlichen Gebäuden – Kirche, Pfarrhaus, Pfarrscheuer, Rathaus und Schule – umrahmt und geprägt wurde. Untrennbar mit dem gärtnernden Pfarrer verbunden war sein Blick auf den Kirchturm, dessen langer Schatten nicht selten auf den Pfarrgarten fiel. Für den Geistlichen war der Pfarrgarten trotz aller Mühen, die er bereitete, ein kleines irdisches Paradies, das er hegte und pflegte. Und daß Garten und Paradies nicht nur für den Geistlichen in einer engen Verbindung standen, spiegelt sich wieder in den meisten Paradiesdarstellungen, auf denen dieses als ein lichtdurchfüllter, wasserdurchzogener Garten dargestellt wird. Weiterhin, und dies oft in erster Linie, hatte der Pfarrgarten für den Pfarrer eine nicht zu unterschätzende wirtschaftliche Bedeutung. Sichtbar wird dies erst dann, wenn man sich vor Augen führt, welche Einkünfte den Unterhalt des Pfarrers (und seiner Familie) sicherten.

Damit zum Unterboihinger Pfarrer Peter Schlichter, dessen Aufzeichnungen über Einnahmen und Ausgaben (Pfründebeschreibung) aus dem Jahre 1823 zumindest in Teilen erhalten geblieben sind. Fast jede Pfarrstelle, die auf Grundlage von Pfründen und Stiftungen eingerichtet wurde, besaß neben Kapital vor allem Ackerland. Solche Felder gehörten auch zur Unterboihinger Pfarrstelle, die zu dieser Zeit in der traditionellen Dreifelderwirtschaft bewirtschaftet wurden. Die hierauf erzielten Erträge waren jedoch nicht immer zufriedenstellend, da einige Wiesen durch die Nähe zum Neckar des öfteren überflutet waren und deshalb leicht verkiest.

Neben diesen, auf den eigenen Feldern erwirtschafteten Erträgen zählten die dem Pfarrer zustehenden Anteile des Zehnten zu seinen weiteren Einnahmen. Dabei wurde unterschieden in den Großen und Kleinen Zehnt. Letzterer diente direkt dem Unterhalt des Pfarrers und bestand in Unterboihingen aus *Flachs, Erdbirnen, Hanf, alle Arten Krauts, Süßkohl, alle Arten Rüben, Angerschen und Runkelrüben, Bodenkohlraaben, Ölgewächse wie Raps und Leinölen, Erbsen, Linsen, Wicken, Zichorien und Klee, auch Kürbis*. Sein Anteil an *Erdbirnen* verursachte Schlichter keine weiteren Mühen, denn, so schrieb er, *es ist für die Pfarrei zu einem Recht erwachsen, daß die Leute diese Zehent heraustun müssen und der Pfarrer ihn nur holen lassen darf*. Der Große Zehnt – Roggen, Dinkel, Hafer, Einkorn und Gerste – wurde direkt an *Seine Majestät den König von Bayern* entrichtet, der aus dessen Erlösen die Unterhaltung der kirchlichen Einrichtungen finanzieren mußte.

Eine weitere Naturalleistung war der «Blutzehnt», bestehend aus *Hühnern, Gänsen, Enten und Schweinen*. Doch *in den letzten neun Jahren warf der Blutzehnt wenig ab; denn bei der teuren Frucht werden wenig Jungen gezogen, (...) seit 1816 ist keine Schweinemutter mehr gezogen worden*, klagte Peter Schlichter. Diese Anmerkung macht auf das Problem aller durch den Pfarrer bezogenen Naturaleinkünfte aufmerksam: Durch Mißernten konnten die Pfarrer in eine schwierige, oftmals verzweifelte Lage kommen, zumal sie den Zehnt meist selbst eintreiben mußten, und oftmals war wohl die Menge, selten aber die Qualität der Abgabe festgeschrieben.

Noch ungewisser war die Höhe der unbeständigen Einnahmen, zu denen die «Accidencien», also die Gebühren für Amtshandlungen, gehörten. Peter Schlichter vermerkte 1823 hier folgende Einnahmen: *5 Kindsleichen à 15 Kreuzer, 3 große Leichen à 2 Gulden. Für 2 Hochzeiten à 1 Gulden nebst 1 Maß Wein und 2 Brot*.

Gab es wenige Amtshandlungen, so war das Einkommen entsprechend gering. Eine Woche ohne Geburten und Todesfälle veranlaßte einen anderen Pfarrer zu folgendem Kirchenbucheintrag: *Getraut keiner – Gestorben keiner – Geboren einer – Und das war meiner*.

Zusammenfassend kann festgestellt werden: Der Ertrag aus dem eigenen Garten war für den Pfarrer ein wichtiger Beitrag zur Sicherung seines Unterhaltes. Doch dessen Umfang und Qualität konnte er, im Gegensatz zu den anderen Einnahmen, durch Fleiß und Geschick weitgehend selbst beeinflussen. Hieraus ergab sich die große wirtschaftliche Bedeutung des Pfarrgartens. Erst mit der Umwandlung der Pfarrbesoldung von Naturalleistungen in ge-

Plan des Kirchenbezirks in Unterboihingen aus dem Jahre 1835.

Der Bach läuft durch den Garten.

1. Kirche
2. Schul- und Rathhaus

3/a. Pfarrhaus

3/b. Waschhaus

3/c. Stall

3/d. frühere Pfarrscheuer

3/e. Pfarrgarten

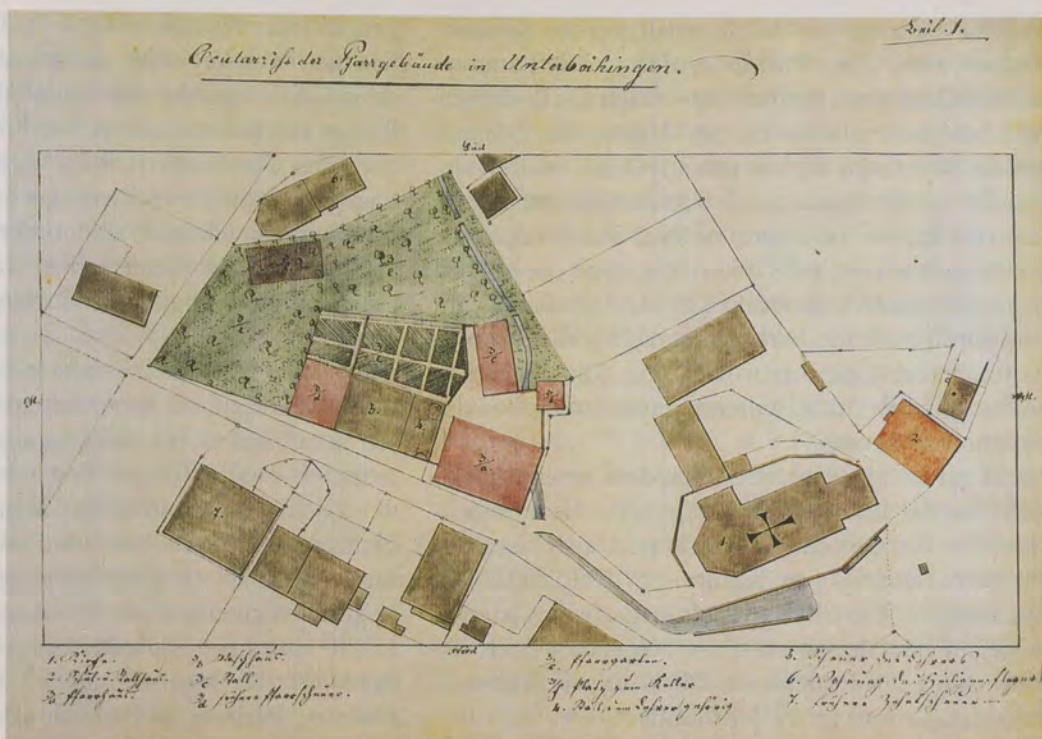
3/f. Platz zum Keller

4. Stall, dem Lehrer gehörig

5. Scheune des Lehrers

6. Wohnung des Heiligenpflegers

7. frühere Zehntscheuer



regelte Geldzahlungen um die Jahrhundertwende – in Unterboihingen schon um 1867 – verfügten die Pfarrer über ein festes Einkommen. Dadurch verlor jedoch der Pfarrgarten seine bisherige wirtschaftliche Bedeutung.

Geschichte der katholischen Pfarrei Unterboihingen

Der Gang heute durch das hohe Gras des Unterboihinger Baumgartens, der Weg durch dichtes Gestrüpp im Blumengarten oder der Versuch, durch die matt angelaufenen halb offenen Fenster des Back- und Waschhauses zu schauen, gleicht einem Blick in die lange, wechselvolle Geschichte der Pfarrstelle.

Unscheinbar steht auf einer Anhöhe, unweit des Unterboihinger Ortskernes, die Kapelle «Zu unserer lieben Jungfrau im Hürnholz». Jetzt als Friedhofskapelle genutzt, war sie die früheste Unterboihinger Pfarrkirche, erstmals 1275 erwähnt. Im Ort selbst befand sich seit dem 14. Jahrhundert eine kleinere Kirche, die mit dem Erwerb Unterboihingens durch die Wernauer Adelsfamilie vergrößert und zur Pfarrkirche erhoben wurde. Diese Kirche unterlag im Laufe der Jahrhunderte vielen Veränderungen; als ältestes, heute noch sichtbares Zeugnis gilt der Kirchturm, der aus dem Jahre 1593 stammt. Im Jahr 1426 wurde die Pfarrei Unterboihingen dem Esslinger Spital inkorporiert (einverleibt), was

nichts anderes bedeutete, als daß fortan die Esslinger für den Erhalt der Kirchenbauten und die Besoldung des Pfarrers aufkommen mußten. Dafür erhielten sie alle Einkünfte der Pfarrei.

Ein wechselvoller Zeitabschnitt begann in der Reformationszeit: Das für die kirchlichen Belange zuständige Esslinger Spital wurde evangelisch. Dadurch entstanden große Reibereien mit den weltlichen Besitzern des Dorfes, den Herren von Wernau, die darauf bedacht waren, daß der Ort katholisch blieb. Mit Erfolg, denn inmitten des evangelischen Herzogtums Württemberg war Unterboihingen eine «katholische Enklave». Als dann Konrad Wilhelm von Wernau, Fürstbischof von Würzburg, kurz vor seinem Tod den Unterboihinger Besitz seiner Schwester, der Priorin im Kloster Unterzell bei Würzburg, vermachte, mußten fortan die Abgaben der Unterboihinger Lehensbauern an das Kloster Unterzell entrichtet werden.

Dieses Kloster errichtete dann im Jahre 1753 das heute unter Denkmalschutz stehende, barocke Pfarrhaus an gleicher Stelle, an der zuvor ein Pfarrhaus, Pfarrscheuer und Pfarrstall gestanden hatten. Die Pläne für den Neubau des Pfarrhauses gehen vermutlich auf den Baumeister Balthasar Neumann zurück. Gleichzeitig entstand ca. 200 Schritte vom Pfarrhaus entfernt eine Pfarrscheuer. Nach der Auflösung des Unterzeller Klosters während der Säkularisation fielen die Zehntrechte an das Königreich

Bayern, das nun für die Unterhaltung der Kirchenbauten und die Pfarrerbesoldung aufkommen mußte. Doch noch einmal sollten sich die Besitzverhältnisse ändern, denn bei der Abgabe des Zehnten an die bayerische Krone traten immer wieder wegen der großen Entfernung Schwierigkeiten auf, so daß die Bayern an einem Verkauf der Zehntrechte interessiert waren. 1833 übernahm dann die bürgerliche Gemeinde Unterboihingen den Großen Zehnt und somit auch die Verantwortung für die Instandhaltung aller kirchlichen Gebäude. Die Pfarrerbesoldung blieb aber vorerst noch Aufgabe der bayerischen Krone.

Nicht ganz so bewegt, aber trotzdem einem ständigen Wandel unterworfen, zeigt sich die Entwicklung des Pfarrgartens. Daß sich die Umstellung der Pfarrerbesoldung von Natural- in Geldleistungen auch auf die Gestaltung des Pfarrgartens niedergeschlagen hat, davon wird im Folgenden noch die Rede sein. Doch zuerst ein Blick auf die Entwicklung des Gartens im 19. Jahrhundert.

Zu Beginn des letzten Jahrhunderts wurde die Anlage durch das gerade mal 50 Jahre alte, stattliche Pfarrhaus bestimmt. Daneben stand die Drittscheuer, die zwar nie Eigentum der Pfarrstelle war, aber von Pfarrer Schlichter mitbenutzt und teilweise auch erworben wurde. Ungewöhnlich groß das Back- und Waschhaus aus dem Jahre 1810, in dessen Dachgeschoß Platz für Gartengeräte und Brennholz war. Der durch den Garten fließende Bach, dessen Wasser als *ganz rein und gesund* beschrieben wurde, sorgte für genügend Wasser. Der Einfachheit halber wurde dieses *mittels einer Rinne* in das Gebäudeinnere geleitet. Neben diesem Gebäude befand sich der Stall, ebenfalls ein sehr geräumiges Gebäude mit einem Heuboden. Sechs Kühe, zwei Schafe oder Ziegen, drei Schweine und etliche Hühner standen hier unter; eine stattliche Tierschar.

Obstbau und Gemüsegarten – Pfarrer als landwirtschaftliche Pioniere

Wichtigster, sozusagen lebenswichtigster Teil des Gartens war der Gemüsegarten, der von einem in Sandsteinpfosten eingehängten Staketenzaun umzäunt war. An den Stirnseiten ermöglichten Tore den Zugang. Die erhalten gebliebenen Pläne weisen für das 19. Jahrhundert unterschiedliche Beetformen auf. Doch ist zu vermuten, daß der Grund hierfür eher in der Zeichen(un)genauigkeit der Planverfasser als in einer tatsächlich vorgenommenen Veränderung der Beetformen zu suchen ist. Die Wegeführung weist keinen Unterschied zu derjeni-

gen anderer Nutzgärten auf, in denen, ausgehend von den Klostergärten, die meisten Anlagen nach dem Gesichtspunkt der Nützlichkeit über Wegekreuze erschlossen waren. Die Frage nach der Nutzung des Gemüsegartens durch Peter Schlichter ist dagegen schon weit schwieriger zu beantworten, da hierüber keine Unterlagen mehr vorhanden sind. Hilfreich ist hier der Blick in die Gärten anderer Pfarrer, deren Tätigkeit im Garten besser dokumentiert ist.

Die vorher erläuterte, notwendige Beschäftigung der Pfarrherren mit dem Gartenbau und der Landwirtschaft führte bei nicht wenigen Pfarrern zu einem wissenschaftlichen Engagement, das sich in der Züchtung von Pflanzen, aber auch in der Verbreitung von neuen Arten und Sorten niederschlug. Einige Beispiele sind schnell aufgezählt: Der in den Vogesen wirkende Pfarrer Johann Friedrich Oberlin führte eine neue Kartoffelsorte ein, die «Steintaler Rote», Pfarrer Johann Friedrich Mayer, der «Gipspfarrer», förderte im Hohenlohischen ebenfalls deren Anbau, während Pfarrer Johann Block in Anhalt-Zerbst versuchte, den Bauern den Anbau von Lein und Mohrrüben schmackhaft zu machen. Doch letzterer mit geringem Erfolg, da ein Gericht entschied, daß sein Feld wieder abgeweidet werden müsse. *Es gab für die Schweine, Schafe, Ochsen und Pferde ein herrliches Traktement auf meinem Lein, bei meinen Erdkartoffeln und Mohrrüben, und auf Kosten des Priesters eine lächerliche Kurzweil für die müßigen Hans und Gretel (...). Beinahe hätten sie sich krank gelacht (...). Zum Glück platzte ihr Bauchband nicht, so* Pfarrer Block.

Auch in nächster Umgebung von Unterboihingen konnte ein Pfarrgarten gefunden werden, von dem belegt ist, daß in ihm erstmals in der Gegend bislang unbekannte Kulturen angebaut wurden: der Pfarrgarten in Aichschieß auf dem Schurwald. Hier wirkte von 1765–1802 Pfarrer Daniel Friz, der in seiner Gemeinde als erster Kartoffeln – *Erdbiere* – anbaute, um die Mißernten bei der Körnerfrucht ausgleichen zu können. Sicherlich, es wird sich nicht belegen lassen, aber ganz ausgeschlossen ist es nicht, daß im Unterboihinger Gemüsegarten neben gewöhnlichen Kulturen auch solche angebaut wurden, die in anderen Gärten der Nachbarschaft noch nicht zu finden waren.

Die Ergebnisse ihrer gärtnerischen Versuche behielten die Pfarrer keineswegs für sich, im Gegenteil: Geschickt nutzten sie die Neugierde und das Interesse der Gemeinde an ihren Pfarrgärten, um Neuerungen auf dem Gebiet der Landwirtschaft und des Gartenbaus zu verbreiten. Die Voraussetzungen hierfür waren allein schon durch die zentrale Lage

des Gartens im Dorf – neben Rathaus, Kirche und Schule – wie geschaffen. Man interessierte sich dafür, wie es im Pfarrgarten aussah, nebenbei bemerkt: An dieser besonderen Stellung hat sich in vielen ländlichen Gemeinden bis heute nicht viel geändert.

Eine besonders wichtige Rolle spielten die Pfarrer in der Pomologie, im Obstbau. Doch damit sind wir auf unserem Gang durch den Unterboihinger Pfarrgarten schon beim Gras- und Baumgarten angelangt. Dieser nahm den größten Teil des Areals ein. Durch Zukäufe angrenzender Flächen bis Anfang des 19. Jahrhunderts hatte die Fläche sich stetig vergrößert. Pflaumen, Zwetschgen, Äpfel und Birnen fanden hier Platz. 1823 zählte man hier 121 Bäume, ein Hinweis auf den wirtschaftlichen Charakter der Baumanlage, denn eine solch große Anzahl von Bäumen konnte nur durch einen geringen Pflanzabstand erreicht werden.

Bei den Nachforschungen über den Unterboihinger Pfarrgarten konnten Hinweise gefunden werden, die das Interesse Pfarrer Schlichters an der Obstbaumkultur bestätigen: ein Gerichtsprotokoll aus dem Jahre 1804. Hier wurde vermerkt: *Von Herrn Pfarrer Schlichter wurde anliegendes Schreiben an die Beamtung gesendet, nach welchem derselbe um Anweisung eines Gemeindeplatzes ansucht, um auf solchem eine Baumschule für die hiesigen Gemeinden anzulegen, um den hiesigen Knaben in dem Baumpflanzen Unterricht geben zu können.* Dieser Nachweis ist fürwahr

ein Glücksfall, wird doch damit anschaulich belegt, was von vielen anderen Pfarrern überliefert und belegt ist: die Freude am Obstbau und das Interesse, hierin erlangtes Wissen weiterzuverbreiten. Dies geschah in der Regel durch Austausch und Handel von Pflanzenmaterial, sowie in der Unterrichtung und praktischen Anleitung im Obstgarten. Um Schlichters Engagement im Obstbau richtig einordnen zu können, soll hier kurz über mehr oder weniger bekannte Pfarrer berichtet werden, die sich in der Pomologie einen Namen gemacht haben.

Einer dieser Pfarrer war der bereits erwähnte Pfarrer Mayer (1719–1798) aus Kupferzell. In seinen Theorien zur Landwirtschaft bestätigten ihn Versuche und Experimente, die er in seinen eigenen Pfarrgärten und auf den dazugehörigen Feldern ausführte. Darüber schrieb er im hohen Alter: *Ich habe das Vergnügen, mitten unter Landsleuten nun schon beinahe 50 Jahre zu leben, und bin von Kindheit an in einem Haus erwachsen, wo man ein sehr großes Landgut eigen besaß und sehr gut beobachtete (...), zu dem kommt noch, daß ich auf meinem eigenen, drei oder vier Morgen großen, aus einer Einöde geschaffenen Garten, der ein Baumgarten ist und 1800 Bäume enthält (...), meine Anschläge versuche (...), sie anderen, meinen Pfarrkindern, zum Versuchen empfehle und sie hernach erst in meinen Büchern dem Publikum nach meinem Gutbefinden vorlege, empfehle oder mißrate. Im Pfarrgarten mache ich alle Versuche, und meine Proben sprechen da alle vorübergehenden Bauern laut an. Unterdes-*



Blick vom Kirchturm auf den Unterboihinger Pfarrgarten. Das stattliche Pfarrhaus wurde vermutlich nach Plänen des barocken Baumeisters Balthasar Neumann errichtet.

sen ich hinter eine Laube heimlich dabeistehe, auflausche, schweige und froh bin, wenn sie wonders untersuchen und folgen.

Ein weiteres, vielleicht weniger bekanntes, aber um so faszinierendes Beispiel stellen die Versuche von Pfarrer Korbinian Aigner dar. Der in dem kleinen bayerischen Dorf Hohenbercha lebende Pfarrer wurde 1939 denunziert, weil er den Führer am laufenden Band beleidigte. Zuerst kam er in das Konzentrationslager Sachsenhausen, anschließend in das KZ Dachau. Hier erlaubte ihm die Lagerleitung den Empfang von Paketen, wobei sich Aigner nur für die darin befindlichen Apfelkerne interessierte. Diese sammelte er sorgfältig und legte zwischen den Baracken eine kleine Baumschule an! Kurz vor der Befreiung 1945 konnte er vier Sämlinge aus dem Lager schmuggeln – Aigner nannte sie KZ-Äpfel 1–4, wovon sich die Nummer 3 als die beste Sorte erwies und lange Zeit in einem Hohenberchaer Garten geerntet wurde. 1985 beschloß man die Verbreitung dieser Sorte, so daß sie heute über manche Baumschule bezogen werden kann.

Doch nun zurück zu Pfarrer Schlichters Obst- und Baumgarten in Unterboihingen. Er trug durch die erzielten Ernteerlöse ebenfalls zum Unterhalt des Pfarrers bei, und schon deshalb ist eine sorgsame Pflege und Unterhaltung der Anlage anzunehmen. Um so interessanter, daß bei einer Erhebung im Jahre 1896 nur noch 29 Bäume gezählt wurden, also nur noch ein Viertel der ca. 80 Jahre zuvor ermittelten Obstbäume. Wie ist das zu erklären? Hier schließt sich der Kreis, denn zum Ende des 19. Jahrhunderts war die Umwandlung der Naturalleistungen in Geldleistungen fast überall abgeschlossen und die Bedeutung der selbst erwirtschafteten Erträge schwand. Anschaulicher als an der verringerten Anzahl der vorhandenen Obstbäume läßt sich der Funktionsverlust des Pfarrgartens nicht belegen. Übrigens, heute findet man keine zehn Obstbäume mehr im Unterboihinger Pfarrgarten, und es werden jährlich weniger!

Tierhaltung und Bienenzucht

Ein besonderes Verhältnis bestand zwischen dem Pfarrer und seinen Tieren. Deren Haltung war etwas Selbstverständliches, jedoch stellte die Tier Schlachtung für viele Pfarrer ein fast unüberwindbares, ethisches Problem dar. Von einer Pfarrei ist überliefert, daß *die grausame Hand noch nicht gewachsen und die Klinge noch nicht geschmiedet sei, womit ein so großes und schönes Kalb gewürgt werden konnte.*

Die Bienenzucht, auch als die «Poesie der Landwirtschaft» bezeichnet, ist ein klassisches Beispiel für

die Beschäftigung der Pfarrer mit Tieren. Sowohl die wirtschaftliche Situation der Geistlichen, als auch das hohe Ansehen, das die fast wissenschaftliche Beschäftigung mit der hohen Kunst der Bienenzucht genoß, waren Gründe dafür, daß sich zahlreiche Pfarrer Bienenvölker hielten. Die Bienenzucht war nicht nur nützlich, sie konnte auch in der sonntäglichen Predigt theologisch gedeutet werden. So sah Martin Luther, der ebenfalls gärtnerisch tätig war, in dem stachellosen Bienenkönig die *Liebe Gottes* abgebildet. In einer Predigt über Johannes 4, 16–21 sagte er: *Bei Gott ist kein Zorn noch Ungnade und sein Herz und Gedanken nichts denn eitle Liebe. Denn also sagen auch die natürlichen Meister, so der Thiere Natur erfahren und beschrieben haben, von den Bienlein, daß der König unter ihnen gar keinen Stachel habe; so doch alle anderen in Stock um sich hauen und stechen und lassen auch ihr Leben darüber.*

Es gibt noch weitere Beispiele, wie Pfarrer ihre Kenntnisse über die Bienen in ihre theologische Arbeit einfließen ließen. Paul Gerhard schrieb in seinem Lied: *Geh' aus mein Herz und suche Freud'* die Strophe: *Die unverdrossne Bienenschar fliegt hin und her, sucht hier und dar ihr edle Honigspeise.* Weiterhin liegt eine Andacht vor, in der ein Pfarrer über einen vom Nachbargrundstück gekommenen Bienen schwarm sinnierte: *Diese Honigvögelein haben eine solche Liebe zu ihrem Könige, daß sie mit ihm ausziehen, ihm folgen und ihn nicht lassen; fliegt er, sie fliegen auch; setzt er sich, sie hängen sich an ihn (...), wird er etwa durch einen Unfall lahm an den Flügeln und fällt zur Erde, sie fallen alle auf ihn und bedecken ihn (...).* So ist die *Gemeinde der Heiligen: ihr einiges Haupt ist Jesus, auf welches ihr ganzes Herz gerichtet ist, dem ihre Seele anhängt, sie folgen ihm fröhlich und willig, wo er sie auch hinführt.*

Läßt sich die Bienenzucht auch für den Unterboihinger Pfarrgarten belegen? Zuerst scheint nichts darauf hinzudeuten, doch nach weiteren Nachforschungen kam zutage, daß sich im Dachgeschoß des Back- und Waschhauses ein Bienenstand befunden hatte. Und tatsächlich sind auch heute noch die Stellflächen für Bienenkästen an der Stirnseite des Gebäudes vorhanden. Mittels einer Vorrichtung konnten Klappen geöffnet werden, wodurch es den Bienen möglich war, ins Gebäudeinnere zu gelangen.

Der Zusammenhang Pfarrer und Bienenzucht wurde hier deshalb so ausführlich erwähnt, weil an ihm geradezu exemplarisch aufgezeigt werden kann, warum der Pfarrgarten kein gewöhnlicher Garten war. Natürlich gab es auch Nichtgeistliche zu jener Zeit, die ebenfalls Bienenvölker hielten, doch bei ihnen hatte die Beschäftigung mit der



Auch in Unterboihingen bleibt die Entwicklung nicht stehen: Zwischen Pfarrhaus und Kirche steht schon an der Stelle ein Kran, an der ein neues Pfarrhaus entstehen wird.

Bienenzucht fast ausschließlich wirtschaftliche Gründe. Der Bienenstand im Pfarrgarten sah auch nicht anders aus wie ein Stand in einem gewöhnlichen Bauerngarten, aber die weitere «theologische» Funktion, die er erfüllte, ist bezeichnend für den Charakter eines Pfarrgartens.

Blumen – Zierde im Haus und in der Kirche

Zum Abschluß des kleinen Gartenrundganges werfen wir noch einen Blick in den Blumengarten. Dieses Gartenelement wurde um die Jahrhundertwende bezeichnenderweise an der Stelle angelegt, an der sich zuvor der Stall und Hühnerhof befanden, ein weiterer Hinweis dafür, wie die wirtschaftliche Nutzung des Gartens an Bedeutung verlor und andere, in diesem Fall ästhetische Gesichtspunkte, in den Vordergrund traten. Doch auch diese Entwicklung kam, betrachtet man andere Pfarrgärten, nicht von ungefähr, denn nicht nur im Obstbau brachten es viele Pfarrer zu einer wahren Meisterschaft, auch im Anbau und in der Zucht von Zierpflanzen – v. a. wird von Rosen und Nelken berichtet – betätigten sich einige mit großer Leidenschaft.

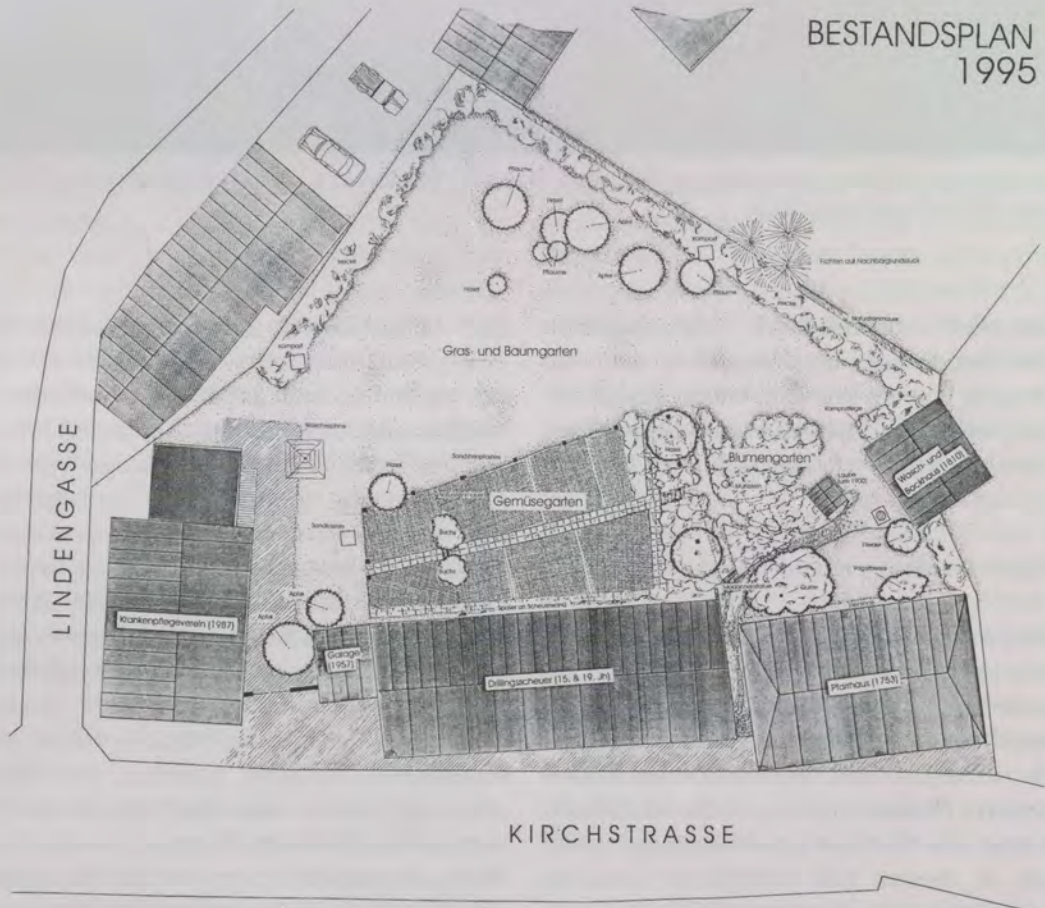
Dies hatte Gründe: Zum einen waren die Gärten groß genug, um Platz für den Anbau von Zierpflanzen zu finden, zum anderen wurden diese auch als Kirchen- und Altarschmuck benötigt. So fand sich in manchem Pfarrgarten ein reichhaltiges Zierpflanzensortiment, das durch Tausch und Handel ständig vergrößert wurde. Es wird von einem norddeutschen Pfarrgarten berichtet, in dem sich zum Ende des 17. Jahrhunderts über 300 Pflanzenarten befunden haben! Bei näherem Hinsehen zeigt sich also, daß der gegen Ende des 19. Jahrhunderts in Unterboihingen hinzugekommene Blumengarten wohl eine Fläche einnahm, die zuvor einer wirtschaftlichen Nutzung unterlag, das Element des «Blumengartens» aber durchaus ein wichtiger Bestandteil auch anderer Pfarrgärten war.

Wie kann nun mit einem solchen Pfarrgarten, nachdem er seine eigentliche Funktion schon längst eingebüßt hat, umgegangen werden? Auch diese Fragestellung war Teil der Diplomarbeit, da sich die Situation vor Ort folgendermaßen darstellt: In Unterboihingen entsteht derzeit ein neues Pfarrhaus, und die alten Gebäude – Pfarrhaus, Scheuer und Back-/Waschhaus sowie der Pfarrgarten – sind inzwischen

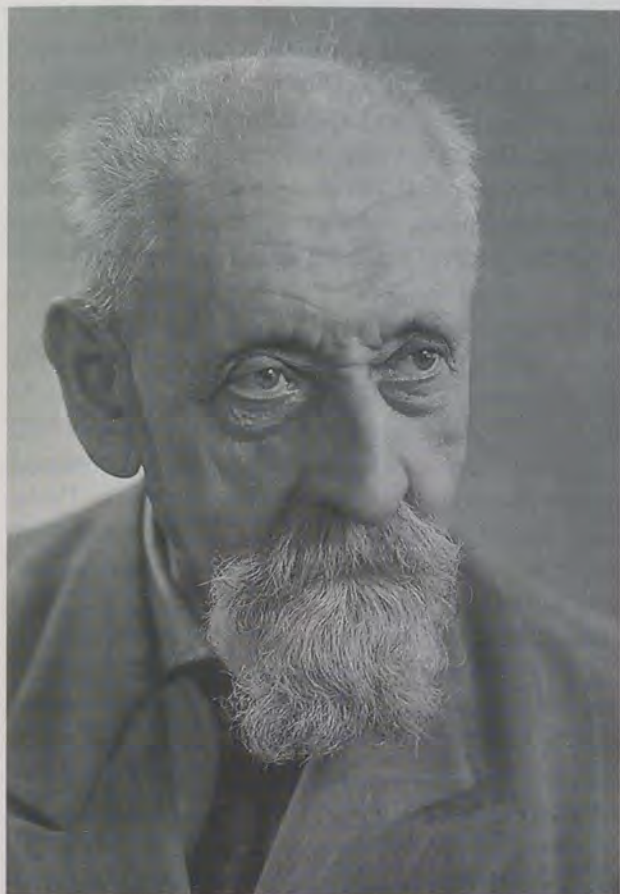
im Eigentum der Stadt Wendlingen. In den Räumen des alten Pfarrhauses soll ein Heimatmuseum eingerichtet werden.

Nach meiner Meinung ist eine enge, sowohl räumliche als auch inhaltliche Anbindung an das Heimatmuseum die einzige Möglichkeit, den Unterboihinger Pfarrgarten langfristig zu erhalten. Der Schutz und Erhalt vorhandener historischer Substanz steht dabei an erster Stelle. Erst dann kann daran gedacht werden, einzelne Gartenelemente wiederherzustellen. Das Offenlegen des einst durch den Garten fließenden Wasserlaufes durch den Rückbau der Verdolung, eine Wiederanpflanzung des Obstgartens sowie die Neugestaltung der Gartenbeete wären weitere Schritte, um zukünftigen Besuchern einen Eindruck vom Aussehen und der Funktion eines «historischen Pfarrgartens» zu vermitteln.

Der heutige Zustand des Unterboihinger Pfarrgartens ermöglicht sowohl durch seine noch erhalten gebliebenen «historischen Zeugnisse», als auch durch die noch vorhandenen Pläne und Unterlagen einen interessanten Einblick in die Geschichte der Pfarrgärten, und nicht nur das! Wie eng verbunden war doch der Alltag des Pfarrers mit der eigenen wirtschaftlichen Situation, die durch seine Tätigkeit im Gartenbau und in der Landwirtschaft bestimmt wurde. So tragen Forschungen über die Pfarrgärten nicht nur zur Ergänzung der Gartenkulturgeschichte bei, sondern ermöglichen auch Einblicke in die Lebenswirklichkeit der Pfarrer im letzten Jahrhundert. Schon deshalb sollte alles getan werden, um noch vorhandene «Historische Pfarrgärten» zu schützen. Nur für einige wenige ist es noch nicht zu spät!



Frank Raberg Albert Pflüger (1879–1965) – Parlamentarier zwischen Monarchie und Bundesrepublik



Albert Pflüger, Aufnahme von 1945/46.

Albert Pflüger (...) treffe ich in seiner Obertürkheimer Wohnung an. Er ist soeben vom Heuberg entlassen worden, trägt, nachdem ihm der Vollbart dort oben weggeschoren worden ist, einen struppigen Stoppelbart und ist zum Skelett abgemagert. Der erste Anblick genügt, um zu erfahren, wie es ihm ergangen ist. So schildert Wilhelm Keil, einer der führenden Sozialdemokraten Württembergs, seine erste Begegnung mit dem Parteifreund nach dessen Entlassung aus dem KZ Heuberg bei Stetten am kalten Markt im Jahre 1933. Pflüger war sehr bald nach der «Machtergreifung» – die für Württemberg auf den 15. März 1933 zu datieren ist, als der spätere Gauleiter Reichsstatthalter Wilhelm Murr sein «Kabinett» berief –, von den nationalsozialistischen Machthabern in Württemberg verfolgt und am 26. Juni in das auf dem ehemaligen Truppenübungsplatz eingerichtete KZ verbracht worden. Zusammen mit ihm wurden zeitgleich auch sein Parteifreund Erich Roßmann (1884–1953) – seit 1924 Reichstagsabgeordneter – und der DDP-

Politiker Johannes Fischer (1880–1942) – seit 1913 Landtagsabgeordneter – in das Lager gebracht.

Hier wurden Politiker, die den Nationalsozialismus seit dessen frühen Tagen – und nicht nur im Parlament – heftig angegriffen und bei jeder Gelegenheit vor ihm gewarnt hatten, – und mit ihnen ihre Familien – schikaniert und gequält. Albert Pflüger war einer der bedeutendsten Köpfe der württembergischen Sozialdemokratie, und 1933 jährte sich bereits zum 20. Male der Tag, an dem er seine Abgeordnertentätigkeit begonnen hatte, die nunmehr so brutal unterbrochen worden war. Im Halbmondsaal, dem württembergischen Landtag, hatte er hohe und höchste Weihen empfangen: Nach einer Amtszeit als Vizepräsident war er von 1928–1932 Präsident des Landtags gewesen.

Wie der entmachtete Staatspräsident und Innenminister Eugen Bolz (Zentrums-Partei), mit dem Pflüger in vielen Jahren gemeinsamer Parlamentszeit in zahlreichen politischen Fragen die Klagen gekreuzt hatte, mußte nun auch der ehemalige Landtagspräsident als hochrangiger Politiker der «Weimarer Zeit» in Württemberg dafür büßen, die demokratische Grundordnung und Freiheit verteidigt und deren Liquidatoren beim Namen genannt zu haben.

Der Bauernsohn aus Dettingen bei Kirchheim/Teck lernt Schriftsetzer und wird Landessekretär der SPD

Albert Pflüger ist im Schatten der Burgruine der Herzöge von Teck in dem kleinen, zur Zeit seiner Geburt etwa 1850 Einwohner zählenden Ort Dettingen (Oberamt Kirchheim unter Teck, heute Landkreis Esslingen) geboren worden. Dort kam er am 7. November 1879 als Sohn des Bauern Albrecht Pflüger und dessen Ehefrau Caroline, geb. Müller, zur Welt. Er hatte noch fünf Geschwister, von denen eines im Alter von vier Jahren starb. Auch der Großvater väterlicherseits, Johannes Pflüger, war Bauer gewesen.

Über die Jugend Pflügers ist wenig bekannt; die Unterlagen im Evangelischen Pfarramt Dettingen vermelden nur die Konfirmation des dreizehnjährigen Albert am 16. April 1893. Sicherlich kann man davon ausgehen, daß er eine Kindheit und Jugend verlebte, die, obwohl er einem *alten Bauerngeschlecht* entstammte, wie es in einem Zeitungsartikel zu seinem 70. Geburtstag hieß, vom Zwang zum Sparen

und äußerst bescheidenen Verhältnissen geprägt war. Andersorts ist gar von einer *entbehrungsreichen Jugend* die Rede. Einzelheiten aus seinen frühen Jahren werden der Nachwelt wohl verborgen bleiben, da es allem Anschein nach autobiographische Aufzeichnungen Pflügers, die bis in die Kindheit zurückreichen, nicht gibt.

Nach der Volksschule begann er in der benachbarten Oberamtsstadt Kirchheim eine Berufsausbildung als Buchdrucker (Schriftsetzer), die er in A. Gottliebs & J. Oßwalds Buchdruckerei absolvierte, wo u. a. auch der Druck des Kirchheimer *Teckboten* besorgt wurde. Der frühe Tod des Vaters am 30. Januar 1899 im Alter von 49 Jahren konfrontierte Pflüger unerwartet rasch mit der Notwendigkeit, seinen eigenen Weg im Leben finden zu müssen. Er ging zunächst in seinem Lehrbetrieb dem erlernten Beruf nach, las in der freien Zeit sehr viel, entwickelte ein großes Interesse an der Politik und fand gleichsam organisch – noch 1898 – den Weg zur SPD und zur Gewerkschaft, dem Verband der deutschen Buchdrucker.

Sein Parteifreund Fritz Ulrich (1888–1969), später ebenfalls Abgeordneter des Landtags, aber auch des Reichstags und Innenminister des Landes Württemberg-Baden bzw. Baden-Württemberg, erinnerte sich anlässlich des 75. Geburtstages von Pflüger, die SPD habe ihn 1904 nach Stuttgart ins Landessekretariat der Partei sowie in die Redaktion der *Schwäbischen Tagwacht* geholt. Offenbar war man in der Führung der sozialistischen Partei auf die nicht nur rednerischen Talente des jungen Mannes aufmerksam geworden und gedachte sie entsprechend zu nutzen. Schon ein Jahr später wurde der noch nicht 26jährige Albert Pflüger in den Stuttgarter Bürgerausschuß gewählt. Dies war der Beginn seiner Abgeordnetentätigkeit, die – mit der Unterbrechung durch das «Dritte Reich» – ein volles halbes Jahrhundert währen sollte.

Es war ein guter Zeitpunkt, um in der SPD aufzusteigen. Die Partei befand sich in einer stetigen Aufwärtsentwicklung – im Jahr 1895 hatte sie gerade zwei Mandate für den Landtag gewonnen, bei den übernächsten Wahlen 1906 (vor allem auch aufgrund der Umwandlung der II. Kammer des Landtags in eine «reine Volkskammer») bereits fünfzehn – und wurde von einer dynamischen Führungsspitze geleitet, die den Nachwuchs entschieden förderte. Der bedeutendste SPD-Politiker in Württemberg in dieser Zeit war sicherlich Wilhelm Keil (1870–1968). Der im Hessischen geborene Keil war leitender Redakteur des Parteiblattes *Schwäbische Tagwacht* in Stuttgart, in der zahlreiche Sozialdemokraten von Rang zumindest zeitweise tätig waren –

neben Pflüger und Ulrich später auch Kurt Schumacher, Erich Roßmann und Karl Hildenbrand. Als Landessekretär wuchsen Albert Pflüger zunehmend Aufgaben im organisatorischen und agitatorischen Bereich zu, was sich mit seiner redaktionellen Tätigkeit bestens verknüpfen ließ. Die Landtags- (1906 und 1912) und Reichstagswahlkämpfe (1907 und 1912) der SPD in Württemberg vor dem Ersten Weltkrieg sind wesentlich von ihm organisiert worden. Daher ist es zweifellos korrekt, ihn schon für die Zeit vor dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs zu den wichtigsten Köpfen der schwäbischen Sozialdemokratie zu zählen.

Albert Pflüger, ein «Vertreter der gemäßigten Tonart», gewinnt 1913 in Stuttgart einen Landtagsitz für die SPD

Im Herbst 1912 brachte die Landtagswahl der SPD erneut ein schönes Ergebnis: Siebzehn Abgeordnete konnte sie nunmehr in das württembergische Parlament entsenden. Der 33jährige Pflüger, der danach drängte, nun endlich auch in den Landtag einzuziehen, unterlag hingegen knapp. Sein Ziel erreichte er erst einige Monate später. Der Landtags- und Reichstagsabgeordnete Karl Hildenbrand (1864 bis 1935), wie Keil einer der «Revisionisten» in der württembergischen SPD, also ein Vertreter des moderaten, weniger dogmatisch-klassenkämpferischen Flügels und wie Pflüger von der Berufsausbildung her Schriftsetzer, zog nach Hamburg um, wo er in die Dienste der Volksfürsorge trat. Daher mußte er sein Mandat als Abgeordneter des Wahlkreises Stuttgart-Amt zurückgeben. Albert Pflüger trat bei der Landtagsersatzwahl am 25. Oktober 1913 für diesen Wahlkreis als Nachfolger Hildenbrands gegen den Kandidaten der Deutschen Partei, Stadtpfarrer Eduard Lamparter, an. Dieser unterlag dem sozialdemokratischen Kandidaten, laut «Schwäbischer Kronik» *gleich Hildenbrand ein Vertreter der sogenannten gemäßigten Tonart*, obwohl die SPD bei dieser Ersatzwahl sogar in ihren Hochburgen schmerzliche Verluste hinzunehmen hatte.

Der neue Abgeordnete wurde, gemeinsam mit vier weiteren aus Ersatzwahlen hervorgegangenen Abgeordneten, in der 79. Sitzung der II. Kammer am 21. Januar 1914 von Landtagspräsident Heinrich von Kraut vereidigt. Bereits zehn Tage später ergriff Albert Pflüger, der Mitglied des Weggesetz-Ausschusses der Kammer wurde, erstmals in seiner neuen Eigenschaft im Plenum das Wort, um sich zu Plänen zur Erweiterung des Eisenbahnnetzes in Württemberg zu äußern. Dabei attackierte er nicht nur sofort den Ministerpräsidenten Karl Hugo Freiherr von Weizsäcker, der gesagt haben soll, ein

Die Führung der SPD in Württemberg im Jahre 1919.

Wilhelm Bloss (stehend, der vierte von links), daneben Anna Bloss, Wilhelm Keil (stehend, zweiter von rechts). Der bärtige Albert Pflüger sitzt, rechts von ihm Innenminister Hugo Lindemann, dann Kultminister Berthold Heymann.



Bahnbauprojekt Oberlenningen–Ulm könne gleich zu den Akten gelegt werden, sondern zeigte sich bereits in dem ganzen Selbstbewußtsein, das ihn auch in den nächsten Jahrzehnten kennzeichnen sollte. Er führte kenntnisreich die Gründe für eine seine Heimatregion so unmittelbar betreffende Eisenbahnstrecke ins Feld und entgegnete den lautstark vorgebrachten Zwischenrufen: *Widerlegen Sie das, was ich hier ausführe, versuchen Sie es einmal!* Weizsäcker reagierte mit überlegener Ironie, indem er meinte, er wolle nicht auf alle Behauptungen seines Herrn Vorredners eingehen, jedoch das eine sagen: *Wenn der Herr Vorredner der Ansicht war, daß der Ministertisch Oberlenningen abgelehnt habe, (...), so ist das nicht richtig. Ich habe das heute vor einer Stunde schon ausgesprochen und ich berufe mich auf diejenigen Herren, die mir zugehört haben, da ich gerade in dieser Richtung das Gegenteil von dem gesagt habe, was der Herr Vorredner gesagt hat.*

Die Jungfernrede Pflügers kann kaum als Erfolg bezeichnet werden. Dem Ministerpräsidenten gelang es, die Wirkung der Worte Pflügers in allgemeiner Heiterkeit des Hohen Hauses untergehen zu lassen. Der Ehrgeiz des Parlamentsneulings konnte durch solche Erfahrungen allerdings nur angestachelt werden. So wurde er am 20. Februar 1914 im Rahmen einer landwirtschaftlichen Debatte wieder ganz grundsätzlich, als er «der Rechten» – also dem Zentrum, dem Bund der Landwirte und den Konservativen – vorhielt: *Die Art, wie man von dort drüben zu uns herüberschaut, entspricht dem, was wir in*

der ganzen politischen Agitation bei jeder Gelegenheit sehen; es will besagen: ihr Sozialdemokraten versteht nichts von diesen Dingen, ihr redet ins Blaue hinein. Meine Herren, dagegen will ich Widerspruch erheben; ich verwahre mich entschieden dagegen, daß man den Gegner derart einschätzt.

Um noch kurz bei den ersten parlamentarischen Gehversuchen zu verweilen, ist die Debatte der II. Kammer am 5. März 1914 über den Antrag für innere Verwaltung zu der Eingabe des Deutschen Buchdrucker-Vereins in Leipzig vom Februar 1913, betreffend die Konkurrenz im Buchdruckgewerbe durch den Betrieb behördlicher Druckereien, von höchstem Interesse. Es handelte sich um eine Frage aus Pflügers Berufsfeld, zu der er sich aufgerufen sah, Stellung zu beziehen. Erneut monierte er zunächst, daß der Ministerpräsident nicht hinter der Eingabe stehe, verstand es dann aber selbst nicht, in fast einstündiger Rede seinen eigenen Standpunkt klar zu definieren. Der Berichtstatter zu dieser Eingabe, der kantige Zentrumspolitiker Josef Andre, war nun an der Reihe, Pflüger der Lächerlichkeit preiszugeben: *«Es ist alles schon dagewesen», sagt Ben Akiba, aber eines war noch nicht da: daß ein Redner zunächst erklärt, die ganze Eingabe, wie sie uns vorgelegt wird, hat gar keinen Wert, enthält gewissermaßen einen Unsinn, daß ein Redner weiterhin erklärt, der Ausschuß hätte die Eingabe zu den Akten legen sollen, und dann steht derselbe Redner hin und spricht gegen eine Stunde über die Sache, die er selbst für einen Unsinn erklärt hat. Das war noch nicht da!*

Das war aber auch das einzig Neue in der Rede des Herrn Abg. Pflüger.

1919: Verfassung für den freien Volksstaat Württemberg – Der Abgeordnete Pflüger gewinnt an Format

Albert Pflüger lernte mit der Zeit, sich zurückzuhalten und nur dann das Wort zu ergreifen, wenn er sich dessen, was er sagen wollte, absolut sicher war. Er erlernte das «Handwerk» des Parlamentariers von Grund auf. Bald schon fand die Geschäftsordnung des Landtags, vor allem deren Auslegung, sein lebhaftes Interesse. Später genoß er als Experte in Geschäftsordnungsfragen einen guten Ruf, der lange nachwirkte: Im ersten württembergisch-badischen Landtag war er der Vorsitzende des Geschäftsordnungs-Ausschusses von 1946 bis 1950.

In Friedenszeiten hätten 1918 die nächsten Wahlen stattfinden müssen. Da aber im Sommer 1914 der Erste Weltkrieg ausgebrochen war – an dem Pflüger nicht als Soldat teilnahm, wofür es an einer Erklärung fehlt –, wurden sie ausgesetzt. Der Landtag kam im Verlauf des Krieges immer seltener zusammen. Im November 1918 kam es auch in Württemberg zum revolutionären Umsturz; der volksnahe König Wilhelm II. dankte am Ende des Monats ab. Unter der Führung des Sozialdemokraten Wilhelm Bloss formierte sich eine parlamentarische Regierung, die von Sozialdemokraten und Unabhängigen Sozialdemokraten (USPD) majorisiert wurde, jedoch auch drei Minister aus dem bürgerlichen Lager (DDP und Zentrum) einschloß. Wenn auch in Württemberg der Blutzoll der Revolution weniger hoch war als in anderen deutschen Ländern, so war die politische Lage, vor allem in Stuttgart, doch monatelang aufs Äußerste gespannt. Pflüger, der Tag und Nacht für die *Schwäbische Tagwacht* schrieb und in seinen Kommentaren die radikalen Spartakisten nicht eben schonte, mußte am 30. Dezember 1918 einer USPD-Demonstration vor dem Zeitungsgebäude entgegentreten. Die erhitzten Demonstranten protestierten lautstark gegen die Berichterstattung des Blattes. Pflüger wiegelte ab, wie auch zehn Tage später, als sich Spartakisten Wilhelm Keil greifen wollten, der jedoch nicht anwesend war.

Aufgabe der Verfassungsgebenden Landesversammlung, die im Januar 1919 – eine Woche vor der Weimarer Nationalversammlung – gewählt wurde, war die Ausarbeitung einer Verfassung für den freien Volksstaat Württemberg und die Ausübung der Geschäfte eines ordentlichen Landtags, solange ein solcher nicht auf verfassungsgemäßer Grundlage existierte. Pflügers Position innerhalb der SPD-Fraktion wurde stärker; man wählte ihn sogar zum

Vorsitzenden des wichtigen Finanz-Ausschusses, in welcher Funktion er auch oft als Berichterstatter wirkte. Außerdem gehörte er dem Diätengesetz-Ausschuß an. Sein Ton im Plenum blieb scharf, aber er hatte an Überzeugungskraft und Selbstsicherheit gewonnen. Dem konservativen Abgeordneten Theodor Körner rief er am 17. Dezember 1919 zu, daß er nicht gewillt sei, sich mit diesem über volkswirtschaftliche Fragen zu unterhalten: *Meine Partei lehnt es ab, irgendwie die Lehren und Ratschläge, die er uns erteilen möchte, anzunehmen. Sie ist vielmehr der Meinung, daß der Herr Abg. Körner und die von ihm vertretene Politik nicht dasjenige sind, wovon volkswirtschaftlich noch etwas gelernt werden könnte.* Und später in seiner Rede warf er Körner als dem Vertreter «der Rechten» vor, daß Sie nach Ihrem eigenen Geständnis gar kein Interesse an der Besserung unserer Wirtschaft haben, daß Sie im Gegenteil alles tun, die Lage planmäßig zu verschlechtern, nur um die Wahlen in Ihrem Sinne vorzubereiten.

Für Albert Pflüger war in bezug auf «die Rechte» im Bereich des Negativen nichts unmöglich. Am 28. Oktober 1920 ereiferte er sich im Rahmen der Erörterung einer Anfrage, die er wegen der sprunghaften Steigerung der Preise für die notwendigsten Nahrungsmittel an das zuständige Ministerium gerichtet hatte, so sehr, daß er «der Rechten» den Vorwurf machte, sie wolle den Bürgerkrieg. *Indem sie alles tut, die Verelendung auf die Spitze zu treiben, und indem sie dem Volke einredet, an diesem von ihr herbeigeredeten Elend sei die Republik schuldig, will sie die gewaltsame Beseitigung der demokratischen Republik und aller Errungenschaften der Revolution erreichen. Hingegen habe die SPD mit ihrer Anfrage keine parteipolitischen Zwecke verfolgt. Die Not des Volkes ist groß. Nur das Bestreben, das Volk aus seiner üblen Lage zu reißen, Elend und Not ein Ende zu machen, hat uns bei Einbringung unserer Anfrage geleitet. Soll das Volk große Leistungen vollbringen, so ist erste Voraussetzung, ihm Nahrung, Kleidung und Wohnung zu geben. So allein kann die Schaffenslust gesteigert und so allein der Wiederaufbau bewerkstelligt werden.*

Verwaltung des Mangels: Führung des Brennstoffamts – Pflüger wird Regierungsrat und Landtagsvizepräsident

Pflüger wußte sehr genau, wovon er sprach. Er kannte die Not des Volkes. Seit Ende des Jahres 1919 leitete er das Brennstoffamt des Landes in Stuttgart und kannte die Mangelsituation. Die Folgen des Krieges – Einquartierung, Rationierung, Preissteigerung – wirkten noch lange nach in Württemberg; 1919/20 wurde Brennstoff – egal, ob es Holz oder Kohle war – händeringend gesucht.

Gruppenfoto anlässlich des vierzigjährigen Bestehens der SPD Obertürkheim. Albert Pflüger – durch ein Kreuz zu identifizieren – wohnte mehr als 50 Jahre in diesem Stuttgarter Stadtteil.



Manche Stuttgarter hatten in ihren Wohnungen ganze Zimmer mit Holzscheiten vollgestapelt. Andere hatten weniger Geld oder Glück; manche erfroren in dem langen, kalten Winter. Pflüger oblag die Führung des Brennstoffamtes bald auch für das ganze Land Württemberg, und er hat in diesen schweren Jahren nach dem Krieg in einem undankbaren Amt einen wichtigen Beitrag zur Entspannung und Normalisierung des öffentlichen Alltags geleistet. Diesen Verdiensten war auch seine Ernennung zum Regierungsrat im Sommer 1922 zu danken, die auf Wilhelm Keil zurückzuführen war.

Die Bindungen zwischen Wilhelm Keil und Albert Pflüger waren, schon von der Arbeit in der *Schwäbischen Tagwacht* und in der Fraktion her, seit Jahren eng. Nach den Wahlen zum 1. ordentlichen Landtag im Juni 1920, die der SPD gewaltige Stimmeneinbußen eingebracht und sie zum völligen Rückzug aus der Regierungsverantwortung veranlaßt hatte, führten die beiden Männer die Fraktion. Keil war außerdem bis zu seiner Berufung zum Arbeits- und Ernährungsminister im Kabinett von Staatspräsident Johannes von Hieber im November 1921 Zweiter Landtagsvizepräsident gewesen. Da er dieses Amt als Minister nicht innehaben durfte, wurde eine Nachwahl fällig, aus der am 25. November 1921 Albert Pflüger als der neue Zweite Landtagsvizepräsident hervorging; 53 von 75 Abgeordneten hatten ihm ihre Stimme gegeben.

Auch (personal-)politisch lagen Keil und Pflüger innerparteilich ganz auf einer Linie. Spektakulärster Ausdruck dieser Übereinstimmung war die Ent-

scheidungsfindung der sozialdemokratischen Landtagsfraktion in bezug auf den neuen Innenminister Ende Oktober 1919 gewesen. Staatspräsident Blos hatte nach dem Rückzug seines Innenministers Hugo Lindemann aus dem Kabinett den ihm eng verbundenen Unterstaatssekretär Gotthilf Hitzler (1882 bis 1933) für diese Position vorgesehen. Auch die Ehefrau des Staatspräsidenten machte ihren Einfluß in diesem Sinne geltend. Keil hingegen suchte einen Vertreter des revisionistischen Flügels der Partei, den Kultusminister Berthold Heymann (1870–1939), von dessen schwierigen Ressort, in dem er unablässig Angriffen vor allem von seiten des Zentrums ausgesetzt war, an die Spitze des Innenministeriums zu bringen. Es ist nun bezeichnend, daß Keil in seinen Erinnerungen nicht erwähnt – im Gegensatz zu den Memoiren von Wilhelm Blos und denen des Chefs der Sicherheitskompanien in Württemberg, Paul Hahn –, daß Pflüger angeblich einem Mißverständnis aufgesessen sein soll, als er bei der DDP-Fraktion die Stimmung für die beiden Kandidaten erkundete und seiner Fraktion dann berichtete, die Liberalen seien ganz gegen Hitzler. Daraufhin fiel bei den Sozialdemokraten die Entscheidung zugunsten Heymanns, der Innenminister wurde, während Hitzler sich enttäuscht aus Württemberg zurückzog und es in Berlin zum Ministerialdirektor im Reichsverkehrsministerium brachte.

Tatsächlich sei die DDP-Fraktion aber mit Hitzler einverstanden gewesen. Es ist geradezu unglaublich, daß ein Mißverständnis in einer solch wichti-

gen Frage entscheidend gewesen sein soll. Wesentlich glaubhafter wirkt hingegen die Vermutung, daß Keil und Pflüger sich absprachen und letzterer ganz bewußt eine Falschmeldung mitbrachte, um in dieser intriganten Weise Heymann und nicht Hitler das Innenministerium zu sichern. Wie dem aber auch immer gewesen sein mag – der Flügel um Keil hatte einmal mehr seine Wünsche durchsetzen können.

Albert Pflüger, so könnte man meinen, hätte durch seine Wahl zum Landtagsvizepräsidenten – ein Amt, das zur Neutralität verpflichtet – als Abgeordneter an Profil verlieren können; dem war aber nicht so. Er trat nach wie vor als Berichterstatter des Finanz-Ausschusses, dessen Vorsitz er allerdings abgegeben hatte, im Landtag auf, äußerte sich auch zu vielen Fragen im Zusammenhang mit dem Arbeits- und Ernährungsministerium und scheute nicht davor zurück, Landtagspräsident Karl Ludwig Walter (Zentrum) offen zu widersprechen, wenn ihm dies notwendig erschien. Dies war etwa am 9. Februar 1923 der Fall, als er zu Walter bei der Beratung des Nachtragshaushalts für das Rechnungsjahr 1922 schlicht sagte: *Der Herr Präsident ist im Irrtum.* Kaum eine Sitzung des Landtags verging, wenn es um Fragen der Geschäftsordnung ging, ohne eine Wortmeldung Pflügers. Zweifellos prädestinierten ihn seine unbestreitbaren Kenntnisse in diesen Fragen zum Landtagspräsidenten, jedoch wurde dieser nach den Landtagswahlen vom Mai 1924 vom WBB (Fraktionsgemeinschaft des Bauern- und Weingärtnerbundes mit der Bürgerpartei, dem württembergischen Zweig der DNVP) in der Person Theodor Körners gestellt. Albert Pflüger wurde erneut zum Zweiten Vizepräsidenten des Parlaments gewählt.

1928 wird Albert Pflüger der bis dahin jüngste Parlamentspräsident – 1932 verliert er dieses Amt an den Nationalsozialisten Christian Mergenthaler

Erst 1928 – er stand nunmehr im 49. Lebensjahr – wählte der Landtag Albert Pflüger in das Amt, das er sicherlich angestrebt hatte und das er mit der Kenntnis, der Überlegenheit und der Würde zu führen verstand, der es bedarf: das Amt des Landtagspräsidenten. Aus den Wahlen vom Mai 1928 war die SPD erstmals nach 1919 wieder als stärkste Partei hervorgegangen und konnte daher dieses Amt beanspruchen. In der Eröffnungssitzung des 3. ordentlichen Landtags am 5. Juni wurde Pflüger mit 53 von 78 abgegebenen Stimmen gewählt, womit er der bis dahin jüngste Parlamentspräsident in der Geschichte Württembergs war. Brav bedankte

sich der Gewählte und stellte in Aussicht, daß er sich bemühen werde, *die Geschäfte des Hauses objektiv und streng gerecht nach allen Seiten so zu führen, daß mit Recht Anstände wohl nicht erhoben werden können. Ich darf aber auch bitten, mir in dieser Tätigkeit, die nicht leicht sein wird, die Unterstützung von allen Seiten des Hauses zu gewähren, damit die Arbeiten des Landtags möglichst gefördert werden können.*

Freilich ist ihm eben diese Unterstützung von allen Seiten des Hauses nicht immer gewährt worden. Denn die Zersplitterung des Parteienfeldes, die Verschärfung der Positionen am linken und rechten Rand machten nicht nur der Staatsregierung das Leben schwer, sondern auch dem Landtagspräsidenten. Zwar hatte die NSDAP nur einen Abgeordneten in das Parlament entsenden können – Christian Mergenthaler (1884–1980), einen Mann, über dessen Reden und Handeln es keine Diskussion geben dürfte, die aber dennoch lange geführt wurde –, jedoch verstand es dieser, mit provokanten Debattenbeiträgen vor allem die Kommunisten zu ebenso heftigen Gegenschlägen ausholen zu lassen. Wilhelm Keil schrieb später, daß der Präsident es als Hüter der parlamentarischen Ordnung nicht leicht gehabt habe. *Geflüssentlich erschwert wurde diese Aufgabe (...) Pflüger, den die widersetzlichen Kommunisten schließlich zwangen, eines ihrer Mitglieder durch die Polizei aus dem Halbmondsaal entfernen zu lassen. Zum erstenmal mußte die Polizei zur Wahrung der Ordnung diesen Raum betreten. Das Parlament verlor die letzten Reste seines Ansehens.*

In der Tat wurde der Parlamentarismus der Weimarer Republik – wie im Reich so auch in den Ländern – durch das Rabaukentum, vor allem der braunen Volksvertreter, langsam aber sicher ausgehöhlt. Es gab nun oftmals nicht mehr die Möglichkeit, mit überlegener Ironie die Situation zu entschärfen, wie Pflüger es gern praktizierte. Selbst sein vehementes Einschreiten nutzte nun nichts mehr. Wo aber die Polizei im Plenarsaal anwesend sein muß, um einen ungestörten parlamentarischen Geschäftsablauf sicherzustellen, ist in der Demokratie bereits kräftig Sand ins Getriebe geraten, um es milde auszudrücken.

Die württembergischen Landtagswahlen von 1932 brachten der SPD eine Niederlage ein; nur noch vierzehn Abgeordnete konnte sie in den Halbmondsaal entsenden – neun weniger als die NSDAP, die einen großen Wahlsieg errungen hatte, und drei weniger als das Zentrum. Im Landtag beanspruchten die Nationalsozialisten am 10. Mai 1932 mit Hinweis auf die gebräuchliche Übung, daß herkömmlich die stärkste Fraktion den Parlamentspräsidenten stelle, dieses Amt. Fritz Ulrich entgeg-

nete Wilhelm Murr, der diese Forderung äußerte, daß die Nationalsozialisten im Reichstag seinerzeit auch nicht den Kandidaten der SPD zum Präsidenten gewählt hätten, obwohl diese Partei stärkste Fraktion gewesen sei; daher könnten sie nun nicht etwas für sich einfordern, was sie andernorts selbst nicht gelten lassen wollten. Die SPD schlage daher, so Ulrich, aufgrund der Tatsache, daß das Zentrum als zweitstärkste Fraktion keinen Kandidaten präsentieren wolle, erneut Pflüger für dieses Amt vor. Bei der Wahl erhielt dieser 13 Stimmen, der Kandidat der KPD, Gustav Köhler, die 7 Stimmen seiner Fraktion, Wilhelm Keil eine Stimme und Mergenthaler von der NSDAP 52 Stimmen. Pflüger wurde aber mit – 48 Stimmen – zum Zweiten Vizepräsidenten gewählt.

Das Ende der parlamentarischen Demokratie kam unaufhaltsam, auch wenn man die vielzitierte Schicksalhaftigkeit dieses traurigen Auszehrungsprozesses, der den Staat fast kampfflos in die Hände Hitlers und seiner Schergen fallen ließ, in einer Analyse ganz ausschalten sollte. Die Reichstagswahlen vom März 1933 bescherten der NSDAP einen solch durchschlagenden Erfolg – wenn auch nicht die absolute Mehrheit –, daß sie den Gleichschaltungsprozeß in den Ländern umgehend in Angriff nehmen konnte. Diese Gleichschaltung erhielt durch das Ermächtigungsgesetz, das die Weimarer Reichsverfassung außer Kraft setzte, eine einmalige scheindemokratische «Weihe». In Württemberg wurde die Regierung Eugen Bolz durch die natio-

nalsozialistische Regierung Wilhelm Murr abgelöst; das Stuttgarter Parlament wurde nach dem Ergebnis der Reichstagswahl neu zusammengesetzt, um nur noch zu dem Zweck zusammenzutreten, im Juni dem Ermächtigungsgesetz zuzustimmen. Diese Farce wurde von vielen erkannt. Einige Parlamentarier, wie Josef Beyerle und Eugen Bolz, verzichteten auf ihr «Mandat»; ebenso Berthold Heymann, der als Sozialdemokrat und Jude – er war zwar bekennender Atheist, aber solche «Feinheiten» störten die auf Rassenwahn gründenden Agitationen der Nationalsozialisten nicht – schlimmen Beschimpfungen ausgesetzt war und in die Schweiz emigrierte. Pflüger wollte Heymann überreden, jetzt nicht aufzugeben und sein «Mandat» zu behalten, jedoch ohne Erfolg; zu viele – auch in der SPD – hatten sich schon von Heymann abgewendet. Bei der Abstimmung über das Ermächtigungsgesetz im Stuttgarter Landtag lehnte die SPD-Fraktion es ab, sich an ihr zu beteiligen. Die notwendige Zweidrittelmehrheit kam dennoch zustande. Albert Pflüger nahm an der Abstimmung nicht teil: Er hatte sich krank gemeldet.

Tätigkeit nach 1933: Versicherungsvertreter und Gelegenheitsarbeiter – Demütigungen im Alltag, Haftzeiten in den KZs Heuberg und Dachau

Für den Beamten Pflüger hielt die Machtergreifung der Nationalsozialisten erwartungsgemäß nichts Gutes bereit. Als Oberregierungsrat im Wirtschafts-

Festliche Versammlung um 1950. In der ersten Reihe, dritter von rechts: Bundeswohnungsbauminister Eberhard Wildermuth, dann Albert Pflüger und Wilhelm Keil.



ministerium, zu dem er 1930 befördert worden war, wollten ihn die neuen Machthaber nicht sehen. Ein Untersuchungsausschuß förderte zutage, daß Pflüger und sein Kollege vom Zentrum, Regierungsrat Josef Andre, reine Parteibuchbeamte seien, denen die Voraussetzungen zur Ausübung ihrer Tätigkeit fehlten. Deshalb wurden sie zunächst suspendiert und dann aus dem Beamtenverhältnis entlassen, um sie, wie Wilhelm Keil es ausdrückte, *mit Nazi-bonzen zu ersetzen*.

Schnell fiel auch noch die letzte Maske des neuen Regimes. Unliebsame Persönlichkeiten, politische Gegner und öffentliche Kritiker wurden verhaftet und über kurz oder lang aus dem Verkehr gezogen. Albert Pflüger – praktisch ohne jedes Einkommen und ohne Perspektive für seine Familie und sich – mußte zunächst ins Gefängnis der Polizei in Stuttgart, dann ins KZ Heuberg, wohin wenig später auch Kurt Schumacher verbracht wurde. Der Versuch der Lagerwächter, die anderen Insassen gegen die «Prominenten» aufzuhetzen, schlug fehl. Die Erinnerungen des Sozialdemokraten Erich Roßmann, der seine Verhaftung und die Bedingungen auf dem Heuberg eindringlich schildert, geben ein beredtes Zeugnis davon. In einer Verlautbarung der politischen Polizei hieß es zu den Verhaftungen Pflügers, Roßmanns und Fischers, diese Maßnahme sei gedacht *als Warnung an alle übrigen ehemaligen und gegenwärtigen Hetzer und geistigen Drahtzieher*.

Von den Zuständen in einem KZ, gerade in dieser ganz frühen Zeit nationalsozialistischer Herrschaft, hatte kaum jemand eine Vorstellung. Albert Pflüger, der nach einem Monat wieder entlassen wurde, traf danach nur noch wenige Freunde, verhielt sich äußerst vorsichtig, suchte aber Josef Andre auf, um ihm davon zu berichten, wie es auf dem Heuberg zugehe. Es war ihm ein Bedürfnis, seine Erfahrungen mitzuteilen. Er war mißhandelt, getreten und geschlagen worden, mußte Hunger leiden und sich die übelsten Beschimpfungen anhören. Andre konnte es kaum glauben. Elf Jahre später sperrte man auch ihn in ein KZ – in Welzheim.

Für Pflüger bedeuteten die nächsten zwölf Jahre nichts anderes als den täglichen Kampf ums Überleben. Demütigungen, Angst und Leid gehörten dazu. Er selbst hat später im Fragebogen für das Landtagshandbuch in der Rubrik *Tätigkeit nach 1933* geschrieben, er habe sein Geld als Versicherungsvertreter und Gelegenheitsarbeiter verdient. Diese Arbeiten verrichtete er vor allem in Fabriken und in Erntezeiten auf dem Land. Immer wieder waren er und seine Familie – seine Frau Berta und sein Sohn Albert – übelsten Pöbeleien und Drangsalierungen ausgesetzt. Das reichte vom Stein, der nachts

durchs Fenster geworfen wurde, und von der beschmierten Haustür bis zur Verwüstung des Gartens. 1944 wurde Pflüger, der mittlerweile schon 65 Jahre alt war, von den zunehmend nervösen Nationalsozialisten nochmals verhaftet und ins KZ Dachau verbracht. Das Kriegsende bedeutete für die Familie Pflüger ohne jede Frage und Einschränkung die Befreiung von einem zwölfjährigen Martyrium. Auch wenn Fritz Ulrich in einer Laudatio für den Parteifreund über dessen Erfahrungen im «Dritten Reich» später formulierte *Aber sie konnten den Geist nicht töten!*, so wäre es völlig falsch, davon auszugehen, diese Zeit hätte keine negativen Rückwirkungen bei Pflüger gehabt. Er hatte zu spüren bekommen, wozu Menschen fähig sind, war zu tiefst gedemütigt worden und hatte mit der Familie in Angst gelebt. Solche Erfahrungen über zwölf Jahre hinweg bleiben nicht ohne sichtbare Spuren im Charakter einer Persönlichkeit.

Mitglied der Vorläufigen Volksvertretung für Württemberg-Baden – Albert Pflüger wird zum Präsidenten des Landesgewerbeamts ernannt

Fritz Ulrich hat wohl auch gemeint, die Behandlung in den Konzentrationslagern hätten Pflügers politische Grundhaltung nicht zerstören können und auch nicht seine Bereitschaft, sich politisch zu engagieren. Das ist ganz richtig, und deshalb war der ältere Herr aus Obertürkheim, der mehrfach Journalisten stolz erzählen sollte, man habe ihn nicht «he» machen können, auch führend am Wiederaufbau der sozialdemokratischen Partei in Württemberg beteiligt. Schon am 11. Juli 1945 war er unter den Zuhörern, als Kurt Schumacher in der Handelsschule in Stuttgart sprach und auf diese Weise – und illegal, denn Parteien waren noch nicht wieder zugelassen – die SPD in Württemberg neu gründete. Im September war Albert Pflüger dann selbst als Redner aktiv und trat mit flammenden Worten in Obertürkheim und Cannstatt für die Ideen des demokratischen Sozialismus ein. Am 16. Januar 1946 konnte er dann auch seine parlamentarische Arbeit wieder aufnehmen: Die Vorläufige Volksvertretung für Württemberg-Baden, zu deren Präsident Wilhelm Keil gewählt wurde, war zu ihrer ersten Sitzung zusammengetreten. Die 124 Abgeordneten dieses Gremiums waren von Ministerpräsident Reinhold Maier berufen worden, da Wahlen zu einer Verfassungsgebenden Landesversammlung von der US-amerikanischen Besatzungsmacht erst später im Jahr vorgesehen waren.

Beruflich ergaben sich ebenfalls neue Perspektiven, nachdem im September 1945 eine Staatsregierung

für Nordwürttemberg und Nordbaden gebildet worden war. In dieser Regierung war Albert Pflügers Leidensgenosse Josef Andre, mit dem er zunächst im Parlament so häufig die Klagen gekreuzt hatte, ehe sich in der Zeit gemeinsamer Bedrückung durch den Nationalsozialismus beinahe so etwas wie Freundschaft zwischen den beiden gleichaltrigen Politikern entwickelt hatte, Wirtschaftsminister geworden. Andre bat Pflüger im November 1945, die Leitung des Landesgewerbeamts zu übernehmen, gleichzeitig aber auch Hauptberichterstatler für das Handwerk im Wirtschaftsministerium zu werden. Pflüger sagte zu, erhielt zu Beginn des Jahres 1946 den Titel «Präsident» und wurde in seine alten Beamtenrechte wieder eingesetzt sowie zum Ministerialrat befördert. Dies war ein Akt der Wiedergutmachung, der allerdings nicht darüber hinwegtäuschen konnte, daß Pflüger fast dreizehn Jahre gewaltsam von der Berufsausübung ferngehalten und ihm seine Bezüge samt Pension nicht ausgezahlt worden waren.

Albert Pflüger zählte sowohl in seinem beruflichen als auch in seinem politischen Engagement zu den «Männern der ersten Stunde» im deutschen Südwesten und arbeitete als Präsident des Landesgewerbeamts und als Parlamentarier mit ungebremschter Kraft. In der Vorläufigen Volksvertretung ergriff er in jeder Sitzung das Wort. Am 30. Januar 1946 betonte er dort in seiner ersten Parlamentsrede seit vierzehn Jahren, daß auch für ihn die *Wiederherstellung unseres geschlossenen einheitlichen Deutschen Reiches* ein wichtiges Ziel bedeute und daß er namens der SPD den Zusammenschluß von Nordwürttemberg und Nordbaden als *eine wirtschaftliche Notwendigkeit betrachte, der sich niemand entziehen kann*. Die Flüchtlinge müßten ins Wirtschaftsleben integriert werden; die Wirtschaft Deutschlands müsse schnell wieder auf die Beine kommen, wobei das Ruhrgebiet eine entscheidende Rolle spiele: Es müsse *uneingeschränkt in deutscher Hand* bleiben. Er schloß mit zuversichtlichen Worten: *Unser Land und Volk werden bestimmt wieder eine Zukunft haben. Davon bin ich überzeugt. Wenn ich unsere kleinen Leute ansehe, ob Bauer oder Arbeiter oder Handwerker, arbeitsgewohnt, arbeitswillig und von dem Wunsch beseelt, wieder vorwärts zu kommen, glaube ich an die Zukunft. Wir haben den Wunsch, recht bald wieder ein vollwertiges Glied im Kreise aller Staaten zu werden. Wir wollen unsere ganzen Kräfte einsetzen für die Wiederherstellung einer friedlichen Entwicklung.*

Für den Wahlkreis Nürtingen Mitglied der Verfassunggebenden Landesversammlung von 1946 – deutliche Worte zur Schuld der Hitler-Anhänger

Bei den Wahlen zur Verfassunggebenden Landesversammlung am 30. Juni 1946, aus denen die Sozialdemokratie als zweitstärkste Kraft im Land hervorging – 32 Sitze gegenüber 41 der CDU –, wurde Albert Pflüger, obwohl in Stuttgart-Obertürkheim wohnhaft, als Abgeordneter seines heimatlichen Wahlkreises Nürtingen gewählt. Er war im Ständigen Ausschuß sowie im Geschäftsordnungs- und Verfassungsausschuß Mitglied und beteiligte sich lebhaft an den Verfassungsberatungen. Am 25. September 1946 etwa sprach er sich heftig gegen den Vorschlag seines Parteifreundes Staatsrat Carlo Schmid aus, einen Senat als zusätzliche Kammer zum Landesparlament zu bilden. Auch aufgrund seiner Argumente wurde die Senatslösung abgelehnt. Genau einen Monat später sagte er nach Ausführungen zur Ernährungs- und Brennstofflage, daß das Schicksal der Deutschen *mit dem der übrigen Welt aufs engste verbunden* sei. *Deutschland muß wieder ein politisch und wirtschaftlich einheitlicher Staat*



Albert Pflüger (links) mit Ministerpräsident Dr. Reinhold Maier, wohl bei einer Ausstellungseröffnung, um 1950.

werden, der sich einreihen kann in den Kreis der Völker und dort als gleichwertig zur Mitarbeit herangezogen wird. Wir in unserem Teil wollen und werden nichts unterlassen, was geeignet erscheint, einer friedlichen Entwicklung zu dienen, den Geist pflegen, der es ausschließt, daß die Gedanken einer Diktatur je wieder Platz greifen können. Das deutsche Volk ist ein Volk der Arbeit. Darin liegt seine Kraft, die Gewähr dafür bietet, daß dem Gang durch die Wüste der gegenwärtigen Zeit wieder ein Aufstieg folgen wird.

Zuversicht, Vertrauen in die Aufbaukräfte des Volkes und eine Betonung der staatlichen Einheit Deutschlands – dies waren Elemente, die in Pflügers Reden immer wieder zu finden waren. Er machte sich zum Anwalt des «kleinen Mannes», kannte in allen Einzelheiten die Versorgungsprobleme, vergaß aber auch nie darauf hinzuweisen, daß die Deutschen an ihrer Lage selbst die größte Schuld trügen: *Die Nazipolitik hat Volk und Land in eine furchtbare Lage gebracht. Breiten Schichten des Volkes ist das noch nicht ausreichend zum Bewußtsein gekommen. Sie sehen zwar die Not, wissen von den Trümmerstätten landauf und landab, lernen jeden Tag Menschen kennen, denen der Hunger aus den Augen schaut, beobachten, wie apathisch viele dahinleben, haben sich aber noch nicht die Mühe gemacht, nach den Ursachen näher zu forschen. (...) Daß Hitler und seine Partei uns in den Krieg geführt haben, davon sprechen diese Leute nicht, auch darüber schweigen sie, daß die Hitler und Genossen durch die Ausräuberung der Länder den Haß der Welt auf das deutsche Volk gezogen haben. (...) Man muß immer wieder laut und deutlich aussprechen: Die Ursache unserer Not ist die Hitler-Politik und der durch sie verschuldete verheerende Krieg. Und jeder, der einmal den Melodien dieser Rattenfänger folgte, muß sich sagen: ich habe einen Teil der Schuld an dieser ungeheuerlichen Not (25. Oktober 1946).*

Das waren freilich keine populären Worte, die allgemein Anklang fanden. Dennoch genoß der asketisch wirkende, persönlich sehr bescheidene und in seiner Physiognomie an Bilder der Romanfigur Don Quichote erinnernde Albert Pflüger große Beliebtheit. Bei den Wahlen zum ersten württemberg-badischen Landtag am 24. November 1946, die mit der Volksabstimmung über den Verfassungsentwurf gekoppelt war, gewann die SPD 32 Mandate. Pflüger konnte seine parlamentarische Arbeit aufgrund sehr guter Wahlergebnisse fortsetzen und wurde zum Vorsitzenden des Geschäftsordnungs-Ausschusses gewählt. Die Protokolle der Verhandlungen des Landtags weisen in beeindruckendem Umfang nach, wie engagiert er sein Mandat wahrnahm. Mit seinem neun Jahre älteren Freund Wilhelm Keil, der zum Landtagspräsidenten gewählt

worden war, zählte er zu den an Lebens-, aber auch an Abgeordnetenjahren ältesten Mitgliedern der SPD-Fraktion und sogar des Parlaments. Als krank gemeldet oder abwesend findet man ihn äußerst selten. Auffallend ist Pflügers zunehmend «konservative», sehr «patriotische» Haltung in nahezu allen politischen Fragen grundsätzlicher Art, die eher zu einem CDU-Parlamentarier paßt denn zu einem Mann, der seit fünfzig Jahren der SPD angehört. So ist nachzulesen, daß er am 1. April 1947 im Landtag zum Thema Kriegsgefangenschaft in Rußland sagte, *daß die Menschen, die im Osten standen, als Männer behandelt werden müssen, die ihre Pflicht getan haben. Man kann nicht den Standpunkt vertreten, sie seien in das Land gekommen, um Zerstörungen anzurichten. Für die Zerstörungen, die angerichtet wurden, tragen die Menschen, die dort gefangen sitzen, keine Verantwortung. Die Verantwortung haben andere Kreise und andere Personen zu tragen.* Er forderte den Landtag auf, darauf zu drängen, über Anzahl und Schicksal der kriegsgefangenen Deutschen in Rußland Klarheit zu erhalten, denn darauf hätten die Angehörigen ein Anrecht.

Als im November 1950 in Württemberg-Baden ein neuer Landtag gewählt wurde, konnte die SPD einen großen Erfolg verbuchen; sie hatte nun 34 Mandate gewonnen, während die CDU eine schwere Niederlage erleben mußte. Erneut war Albert Pflüger gewählt worden und zog als erste Konsequenz daraus den Entschluß, im nunmehr siebzigsten Lebensjahr von seinem Präsidentenamt im Landesgewerbeamt zurückzutreten. Der Staatsanzeiger würdigte in einer Laudatio Pflügers Verdienste: *Das weit gespannte Aufgabengebiet des Landesgewerbeamts mit seinen Abteilungen Verwaltung, Gewerbeförderung, Messen und Ausstellungen, Eichwesen, Handwerksförderung, Bibliothek und Patentschriftenauslegestelle, Forschung und Chemische Landesuntersuchungsanstalt fand in Präsident Pflüger einen trefflichen Sachwalter. Umsichtig und energisch hat Präsident Pflüger das durch die Kriegs- und Nachkriegsereignisse schwer heimgesuchte Landesgewerbeamt Stuttgart personell und materiell wieder aufgebaut und ihm eine besondere, weit über die Grenzen des Landes hinaus anerkannte Bedeutung für die Förderung von Industrie, Handwerk und Gewerbe geschaffen.*

Nun kamen auch die Ehrungen und Auszeichnungen auf ihn zu, die der neue westdeutsche Staat, die Bundesrepublik Deutschland, an verdiente Politiker vergab. Kurz nach seinem 70. Geburtstag wurde dem Parlamentarier Pflüger am 28. Dezember 1951 das Verdienstkreuz des Bundes-Verdienstordens verliehen. Mehr als zwei Jahre später überreichte ihm Ministerpräsident Gebhard Müller das Große

Verdienstkreuz. Bereits 1929 war übrigens Albert Pflüger zum Ehrenbürger der Technischen Hochschule Stuttgart ernannt worden; zu jener Zeit etwas ganz und gar Außergewöhnliches für einen Sozialdemokraten.

Albert Pflüger gehört zum drittenmal einer Verfassungsgebenden Landesversammlung an

Zum drittenmal in seinem langen Parlamentarierleben gehörte Albert Pflüger 1952/53 einer Verfassungsgebenden Landesversammlung an; eine Tatsache, an der allein schon das wechselhafte Geschick des deutschen Südwestens in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts deutlich wird. Diesmal waren die konstitutionellen Grundlagen des Südweststaates zu schaffen, der nach mehrjährigem politischen Ringen der drei südwestdeutschen Nachkriegsländer Württemberg-Baden (US-amerikanische Zone), Baden und Württemberg-Hohenzollern (französische Besatzungszone) mit der Volksabstimmung vom 9. Dezember 1951 beschlossene Sache war. Baden war in seinem Kampf um Selbständigkeit und gegen den Zusammenschluß letztlich unterlegen. Pflüger hatte sich frühzeitig für einen Südweststaat stark gemacht, da ihm insbesondere die wirtschaftliche Schwäche der drei Länder als ernstes Hemmnis für eine gedeihliche Einzelentwicklung erschien. Im Zusammenschluß sei diese Schwäche leichter zu überwinden. Im März 1952 wurden die Mitglieder der Landesversammlung gewählt; Pflüger gehörte wieder dem Geschäftsordnungsausschuß, dem Finanz- und Wahlprüfungsausschuß sowie dem Ausschuß für Landwirtschaft und Ernährung, vor allem aber dem Verfassungs-Ausschuß an. Mit gewohntem Elan stürzte er sich in die Arbeit und drückte als einer der wenigen Abgeordneten, die sich zu fast jedem Thema meldeten, der baden-württembergischen Landesverfassung seinen Stempel auf. Auch vor diesem Hintergrund ist Albert Pflüger eine Gründergestalt Baden-Württembergs.

Er stritt, um nur ein Beispiel für seinen unverminderten Einsatz herauszugreifen, in der Sitzung des Verfassungs-Ausschusses am 17. September 1952 erneut vehement gegen die Einführung eines Senats als Zweite Kammer, wie die CDU ihn beantragt hatte. Besonders störte er sich daran, daß die CDU vorschlug, der Senat könne Einspruch gegen Beschlüsse des Landtags erheben, wobei dieser sich fügen müsse. Er sei erschrocken, als er dies gelesen habe, und frage sich, *was will die CDU damit? Das ist doch eine Verhöhnung des Volkes.* Der Fraktionsvorsitzende der CDU-Landtagsfraktion, Gebhard Müller, empörte sich über diesen Vorwurf derart, daß er

vom Vorsitzenden des Ausschusses, Franz Gog (CDU), verlangte, hier einzuschreiten. Gog sprach Pflüger sein Mißfallen aus. *Ich verstehe (...), daß Sie bei Ihrem Temperament einer kleinen Entgleisung zum Opfer gefallen sind,* bemühte sich Gog um Beschwichtigung. Pflüger akzeptierte dies jedoch nicht und bekam Schützenhilfe von seinem Fraktionskollegen Willi Lausen, der darauf hinwies, vergleichbare Ausdrücke von anderer Seite seien auch nicht gerügt worden. Pflügers Position in der Senatsfrage setzte sich übrigens durch. Keinen Erfolg hatte er allerdings mit seiner Unterstützung des Namens «Schwaben» für das neue Land, der am 4. November 1953 ebenso abgelehnt wurde wie «Württemberg-Baden».

Nach der mit großer Mehrheit am 11. November 1953 angenommenen Landesverfassung «verwandelte» sich die Landesversammlung in den ersten Landtag von Baden-Württemberg. Für Pflüger endete das 40. Jahr seiner nur durch das «Dritte Reich» unterbrochenen parlamentarischen Tätigkeit. Da es keine Altersbegrenzung für Abgeordnete gab, sah Pflüger selbst auch keine Veranlassung, sein Mandat jemand anderem zu überlassen und sich zurückzuziehen. Man übertreibt kaum, wenn man ihn als Parlamentarier aus Leidenschaft bezeichnet. Mit seinen 75 Jahren genoß er eine gute Zigarre nicht schmähende, in seiner freien Zeit oft mit seiner Gattin wandernde Pflüger einen beinahe schon legendären Ruf. Sein asketisches Äußeres und insbesondere die markante Physiognomie, verbunden mit einer oft der Predigt eher als der politischen Rede verwandten Rhetorik brachten ihm auf den Fildern, wo er oft Versammlungen abhielt, den Beinamen «Filder-Heiland» ein. Die Presse hob zum 75. Geburtstag neben seinen Leistungen für Land und Volk vor allem die gute Gesundheit des Jubilars hervor. Sein guter Freund Fritz Ulrich, Innenminister von Baden-Württemberg, schrieb etwa: *Dank seiner bewunderswerten und robusten Gesundheit gehört der Fünfundsiebzigjährige auch heute noch zu den aktivsten Parlamentariern.* Pflüger, dem der direkte Kontakt zu den Bürgern seines Wahlkreises sehr wichtig war, hielt auch jetzt noch gut besuchte Bürgersprechstunden in Nürtingen und Kirchheim ab: *Man hat fast das Gefühl im Sprechzimmer eines Arztes zu sitzen, wenn man erlebt, mit welcher Teilnahme sich Präsident Pflüger (...) die Anliegen seiner «Patienten» anhörte. Und man hat auch sofort den Eindruck gewonnen, daß er nicht nur gekommen ist, um sich die Klagen und Sorgen der Leute anzuhören. Wie er – der nach über vierstündigen Verhandlungen mit insgesamt rund 30 Hilfesuchenden keine Spur von Ermüdung zeigte – uns mitteilte, wird von ihm jeder einzelne Fall*

gründlich bearbeitet, hieß es in einem Bericht des Teckboten aus dem Jahre 1951. Zum 75. Geburtstag widmete ihm diese Zeitung die herzlichen Worte: *Wenn man heute über die Politiker schlechthin die Nase rümpft und schimpft, so trifft das für den Landtagsabgeordneten des Kreises Nürtingen, Albert Pflüger (...), nicht zu. Es gibt kaum eine Persönlichkeit, die so viel Achtung und so viel Wertschätzung im Laufe eines langen Lebens verdient hat, wie Albert Pflüger. (...), Er ist der Anwalt der Hilfsbedürftigen, denen er hilft, wo er helfen kann, denen seine ganze Liebe gilt. Aber auch sie lieben und verehren ihren Präsidenten.*

Wegen «schwerer gesundheitlicher Störungen» legt der rüstige 76jährige Parlamentarier Albert Pflüger Ende 1955 sein Amt nieder

Doch das Ende der politisch aktiven Zeit stand ihm näher bevor, als er es selbst vermutlich ahnen konnte. Der alte Herr, der *fast immer, wenn im Landtag Meinungsverschiedenheiten über Fragen der Geschäftsordnung ausgekämpft werden, (...) in leicht gebückter Haltung (...) von seinem Abgeordnetenplatz durch die Reihen seiner Kollegen nach vorn geht, ums Wort bittet und seine Ansicht darlegt, der Freude an der parlamentarischen Arbeit hatte und die ihm nach dem Tod seiner Ehefrau Berta und seines einzigen Sohnes über vieles hinweghalf, legte am Ende des Jahres 1955, kurz nach seinem 76. Geburtstag, sein Mandat nieder. In den offiziellen Verlautbarungen seitens des SPD-Pressedienstes war in diesem Zusammenhang von *schweren gesundheitlichen Störungen* die Rede, die schon seit langem bestünden. Angesichts der ganz anders lautenden Berichterstattung über Pflügers Gesundheitszustand nur ein Jahr zuvor scheinen an dieser Version Zweifel angebracht zu sein. Es liegt vielmehr nahe, daß Pflüger von seiner eigenen Partei zur Mandatsniederlegung gedrängt worden ist und die *gesundheitlichen Störungen* nur vorgeschützt waren, um einen Grund für den Abschied eines Mannes von der Politik, der im 57. Jahr Mitglied der SPD war und sich den größten Teil seines Lebens aktiv politisch betätigt hatte, vorweisen zu können. Einige Zeitungsartikel, die Eingang in seine im Archiv des Landtags von Baden-Württemberg verwahrte «Persönlichkeiten-Dokumentation» gefunden haben, weisen ganz deutlich darauf hin.*

Wie dem aber auch immer gewesen sein mag: Die am 5. Dezember 1955 erfolgte Mandatsniederlegung, die dazu führte, daß für den Rest der Legislaturperiode der Wertheimer Bürgermeister Carl Roth – seinerseits auch schon über 70 Jahre alt – Pflügers Abgeordnetensitz einnahm, beendete die politische

Laufbahn einer der profiliertesten Persönlichkeiten der südwestdeutschen Sozialdemokratie. Daß es ihm gesundheitlich durchaus nicht so schlecht ging, wie der SPD-Pressedienst Glauben machen wollte, zeigt etwa schon die Tatsache, daß er noch zehn Jahre lang lebte und in dieser Zeit nicht dem Tod entgegendämmerte, sondern seine Unrast und erzwungene Fernhaltung vom politischen Leben mit ausgedehnten Wanderungen zu kompensieren suchte. Außerdem ging er, der auf die achtzig zugeing und das Alleinsein zugleich haßte und fürchtete, eine zweite Ehe mit einer wesentlich jüngeren Frau ein.

Mitten im 86. Lebensjahr ist Albert Pflüger am 11. Mai 1965 in Stuttgart gestorben. Zahlreiche Nachrufe erinnerten an sein langjähriges Wirken; zu seiner Bestattung auf dem Pragfriedhof in Stuttgart am 14. Mai fanden sich viele politische Freunde und Weggefährten ein, und noch einmal wurde die Dimension seines politischen Lebenswerkes deutlich: 66 Jahre lang Mitglied der SPD, seit seiner Wahl in den Stuttgarter Bürgerversammlung eine «öffentliche» Person, deren Leben stets eng mit Stuttgart verbunden blieb; über vierzig Jahre lang – mit der gewaltsamen Unterbrechung von 1933–1945 – ein Parlamentarier, der innerhalb von 33 Jahren (1919–1952) maßgeblich an drei Verfassungsschöpfungen im deutschen Südwesten beteiligt war; ein markanter, ob seiner gelegentlich schneidenden Rhetorik sicherlich nicht von jedermann uneingeschränkt geschätzter, wohl aber über die Grenzen der Parteien hinweg respektierter Politiker, dessen Wirken aus der Geschichte des deutschen Südwestens im 20. Jahrhundert nicht leicht wegzudenken ist.

Und dennoch: heute ist er, dreißig Jahre nach seinem Tod, weithin vergessen. Es gibt nicht eine umfassende, wenigstens die wichtigsten Aspekte berücksichtigende Schrift über ihn. Auch in dem Band über die Geschichte der SPD in Württemberg (1979) bleibt er eine nebulöse Randfigur, versehen mit wenigen lexikalischen Zutaten. Dem Andenken des nach eigener Auskunft *bekennenden Schwaben* und leidenschaftlichen Stuttgarters wurde bis heute kein Platz und keine Straße gewidmet. So wird bei diesem großen Sozialdemokraten und Parlamentarier, der in vier politischen Systemen lebte und in drei dieser Systeme zum Wohl der Öffentlichkeit wirkte, leider nur zu deutlich, daß die Nachwelt nicht nur dem Mimen keine Kränze flicht, sondern auch so manchem aufrechten Demokraten nicht, ohne deren Leistungen der Fundus an Tradition zur Identitätsfindung der deutschen Demokratie nach Hitler bedeutend ärmer wäre.

*Geburtstagsbesuch
von Parteifreund
Fritz Ulrich in Stutt-
gart-Obertürkheim
im Jahr 1959.*



QUELLEN UND LITERATUR:

Taufregister der Familie Pflüger, Evangelisches Pfarramt Dettingen unter Teck. – Protokolle der Verhandlungen des württembergischen Landtags 1914–1933. – Protokolle der Verhandlungen des württemberg-badischen bzw. baden-württembergischen Landtags 1946–1955.

Quellen zur Entstehung der Verfassung von Baden-Württemberg. 8 Bände (bearbeitet von Paul Feuchte), Stuttgart 1986 ff., sowie ein Registerband (bearbeitet von Jürgen Tröscher), Stuttgart 1995, hier vor allem S. 372–374 und 407.

«Aufwiegler, Rebellen, saubere Buben». Alltag in Botnang. Geschichte eines Stuttgarter Stadtteils, mit Beiträgen von Andreas Gestrich, Hans-Jürgen Winkelmann ... (Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Stuttgart 63), Stuttgart 1994, S. 178, 222, 227, 231, 331.

Wilhelm Bloss: Von der Monarchie zum Volksstaat. 2 Bände, Stuttgart 1922/23, S. 124 (Band 2).

Paul Hahn: Erinnerungen aus der Revolution in Württemberg. «Der Rote Hahn, eine Revolutionserscheinung». Stuttgart 1922, bes. S. 115 ff.

Wilhelm Keil: Erlebnisse eines Sozialdemokraten. 2 Bände, Stuttgart 1947 und 1948, S. 140, 474, 487, 499, 501, 513, 613, 615, 622.

Michael Kißener: Verfolgung-Resistenz-Widerstand. Südwestdeutsche Parlamentarier in der Zeit des Nationalsozialismus. In: Thomas Schnabel/Angelika Hauser-Hauswirth (Hg.): Formen des Widerstandes im Südwesten 1933–1945. Scheitern und Nachwirken. Ulm 1994, S. 95–104, hier S. 100.

Kurt Leipner (Hg.): Chronik der Stadt Stuttgart 1933–1945 (Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Stuttgart 30). Stuttgart 1982, S. 16, 17, 26, 38.

Roland Müller: Stuttgart zur Zeit des Nationalsozialismus. Stuttgart 1988, S. 151, 166.

Albert Pflüger in: Münzinger Archiv/Internationales Biographisches Archiv, Lieferung 13/54 (2971).

Sylvia Neuschl: Geschichte der USPD in Württemberg oder Über die Unmöglichkeit einig zu bleiben. Esslingen am Neckar 1983, S. 64, 68, 118, 201, 342, 378.

Obertürkheimer Ortsgeschichte. Heimatbuch Obertürkheim e.V., bearb. von Emil Obermann, Obertürkheim 1990, S. 286 f.

Frank Raberg: Pflüger, Albert. SPD-Politiker, MdL, Landtagspräsident, Präsident des Landesgewerbeamts. Eingereichtes Manuskript zur Veröffentlichung im 3. Band der «Baden-Württembergischen Biographien» (hg. von Bernd Otnad im Auftrag der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg).

Adolf Rapp (Bearb.): Lebenserinnerungen von Gottlob Egelhaaf (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe A: Quellen, Band 5), Stuttgart 1960, S. 156, 160.

Erich Roßmann: Ein Leben für Sozialismus und Demokratie. Tübingen 1947, S. 67–71.

Paul Sauer: Württemberg in der Zeit des Nationalsozialismus. Ulm 1975, S. 162.

ders.: Demokratischer Neubeginn in Not und Elend. Das Land Württemberg-Baden von 1945–1952. Ulm 1978, S. 202, 242, 278, 285, 317, 399.

Jörg Schadt u. Wolfgang Schmierer (Hg.): Die SPD in Baden-Württemberg und ihre Geschichte (Schriften zur politischen Landeskunde Baden-Württembergs 5). Stuttgart-Berlin-Köln-Mainz 1979.

Manfred Schmid (Hg.): Auf dem Stuttgarter Rathaus 1915–1922. Erinnerungen von Fritz Elsas (1890–1945). (Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Stuttgart 47), Stuttgart 1990, S. 149, 151 f., 167, 233.

Thomas Schnabel: Württemberg zwischen Weimar und Bonn 1928–1945/46 (Schriften zur politischen Landeskunde Baden-Württembergs 13). Stuttgart-Berlin-Köln-Mainz 1986, S. 111.

Benigna Schönhagen: Zwischen Verweigerung und Agitation ... In: Thomas Schnabel (Hg.): Die Machtergreifung in Südwestdeutschland: das Ende der Weimarer Republik in Baden und Württemberg 1928–1933 (Schriften zur politischen Landeskunde Baden-Württembergs 6), Stuttgart-Berlin-Köln-Mainz 1982, S. 113–149, hier S. 133.

Martin Schumacher (Hg. u. Einleitung): MdR. Die Reichstagsabgeordneten der Weimarer Republik in der Zeit des Nationalsozialismus. Politische Verfolgung, Emigration und Ausbürgerung 1933–1945. Düsseldorf 1991, Nr. 23 (Josef Andre, S. 94), Nr. 1107 (Erich Roßmann, S. 473).

Schwäbische Kronik vom 27. Oktober 1913, S. 5.

Fritz Ulrich: Albert Pflüger 75 Jahre. In: Staatsanzeiger für Baden-Württemberg vom 10. November 1954.

Hermann Vietzen: Chronik der Stadt Stuttgart 1945–1948 (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Stuttgart 25, hg. v. Kurt Leipner), Stuttgart 1972, S. 120, 203, 208, 209, 212.

Maria Zelzer: Stuttgart unterm Hakenkreuz. Chronik aus Stuttgart 1933–1945, Stuttgart 1984, S. 61, 398.

Andreas Schiile Das «Haus am Gorisbrunnen» in Bad Urach: eine Kulturstätte

Zahlreiche Besucher kommen jährlich in die ehemalige württembergische Grafenresidenz Bad Urach. Ob sie nun dort einen mehrwöchigen Kuraufenthalt verbringen oder nur zum berühmten Wasserfall wandern, fast alle nutzen die Gelegenheit, auch die historische Altstadt zu besichtigen. Der Weg dahin führt sie in der Regel über die langgezogene Stuttgarter Straße, die überwiegend von Firmen- und Industriegebäuden gesäumt ist und nichts von dem Fachwerk-Idyll ahnen läßt, das die Besucher empfängt, haben sie den letzten Anstieg über den sogenannten «Ochsenbuckel» bewältigt.

Wenn sie dann mit dem Uracher Marktplatz ihr Ziel erreicht haben, ist ihnen in der Regel nicht bewußt, daß sie eine der wichtigsten Sehenswürdigkeiten bereits übersehen haben: das «Haus am Gorisbrunnen», von den Bürgern Bad Urachs liebevoll als *schönste Haus der Stadt* bezeichnet. Es liegt unscheinbar am oberen Ende des Ochsenbuckels, so daß es von Autofahrern und Fußgängern gerne übersehen

wird. Erst der ausgeschilderte «Residenzrundweg» führt interessierte Besucher zurück zu dem Fachwerkhaus, das sich bei näherem Hinsehen als wahres Schmuckstück entpuppt und eigentlich alles andere als unscheinbar ist. In der Regel können Besucher sogar ins Innere des Hauses gelangen: Die meiste Zeit des Jahres finden hier Ausstellungen und andere Kulturveranstaltungen statt, so daß sich jedermann davon überzeugen kann, daß auch die Inneneinrichtung des «Hauses am Gorisbrunnen» hält, was seine Außenfassade verspricht.

Den Urachern ist der Stolz auf dieses Häuschen deutlich anzumerken; allerdings versäumt keiner der älteren Einwohner, darauf hinzuweisen, in welcher schrecklicher Verfassung sich das Gebäude noch vor knapp zwanzig Jahren befand. Schon 1927 bemängelte der damalige Ephorus des Evangelisch-Theologischen Seminars Urach, Dr. A. Mettler, den heruntergekommenen Zustand und wagte die Prognose: *Wieder in Stand gesetzt würde das verwahrloste Bauwerk ein ausgezeichnetes Beispiel eines altdeutschen Hauses in kraftvoller Holzkonstruktion ergeben.* Fast fünfzig Jahre mußten vergehen, bevor diese Anregung aufgegriffen wurde. Die Restaurierung des «Hauses am Gorisbrunnen» samt seiner Nutzbarmachung für die Öffentlichkeit stellt ein interessantes Beispiel dar, wie private Initiative mit Unterstützung der öffentlichen Hand sich auf das Glücklichste mit kulturellen Ansprüchen sowohl der Vergangenheit als auch der Gegenwart verbinden läßt. Die Geschichte dieses Hauses, insbesondere seiner Restaurierung, und die Form, in der es heute betrieben wird, sollen im folgenden dargestellt werden.

*Im Jahr 1476 von Graf Eberhard im Bart erbaut –
Zweihundert Jahre später besitzt es Gori Hornstein*

Angesichts der wichtigen Rolle, die Graf Eberhard im Bart, der bedeutendste Sohn Bad Urachs, für seine Heimatstadt einnimmt – besonders in städtebaulicher Hinsicht ist er bis heute allgegenwärtig –, verwundert es nicht, daß er auch für die Errichtung des «Hauses am Gorisbrunnen» verantwortlich zeichnet. Nach der Teilung der Grafschaft Württemberg im Nürtinger Vertrag von 1442 wurde Urach zur Residenz der südlichen Landeshälfte. Unter der Herrschaft von Eberhard im Bart wurden eine Reihe von repräsentativen Gebäuden errichtet. So erfuhr das Uracher Stadtschloß mehrere Um- und



An der alten Durchgangsstraße durch Bad Urach fällt das restaurierte «Haus am Gorisbrunnen» auf. Im Hintergrund der spätgotische Turm der Amanduskirche.



Einbauten, die Amanduskirche, der Mönchshof, das Spital und der Marktbrunnen wurden errichtet. Einige andere Baudenkmäler jener Zeit wie der Marstall und die Schloßmühle blieben leider nicht erhalten.

Das «Haus am Gorisbrunnen» wurde im Jahr 1476 erbaut. Auf einem Türsturz am Untergeschoß ist diese Jahreszahl eingehauen, und Eberhards Wahl-spruch *Attempto* weist auf den Initiator hin. Merkwürdigerweise konnte der ursprüngliche Zweck des Hauses bis heute nicht endgültig geklärt werden. Es wurden so viele verschiedene Theorien darüber aufgestellt, daß das «Haus am Gorisbrunnen» mittlerweile den Ruf hat, gleichermaßen geschichts- und gerüchtsträchtig zu sein. So wurde vermutet, das Gebäude habe während der Teilung Württembergs von 1442 bis 1482 dem damaligen Landtag als Tagungsstätte gedient. Eine andere Version spricht von Eberhards «Jägerhaus». Möglicherweise wurde das «Haus am Gorisbrunnen» auch dem unehelichen Sohn Graf Eberhards, Gregorius Lamparter von Greiffenstein (1463–1523), als «Palais» überlassen. Der Name «Gorisbrunnen» ließe sich dann so erklären, daß «Gori» die Abkürzung für Gregorius war. Dem widerspricht jedoch, daß dem Volksmund nach nicht Gregorius Lamparter, sondern ein

gewisser Gori Hornstein Namensgeber für dieses Gebäude war, in dessen Besitz sich das «Haus am Gorisbrunnen» um 1680 befand. Als «Lusthaus» dürfte das Gebäude jedenfalls kaum fungiert haben, weil Umfang und Gestaltung der Innenräume für Empfänge, Bälle und andere Lustbarkeiten kaum geeignet gewesen wären. Bezweifelt werden darf auch, daß das Haus als Bleibe für die unversorgte (uneheliche) Nachkommenschaft Graf Eberhards oder gar als Mätressenwohnsitz gedacht war. Eher vorstellbar erscheint, daß Eberhard im Bart das Bauwerk als Gästehaus errichten ließ, um das Residenzschloß zu entlasten.

Die meisten Historiker tendieren jedoch dazu, das Haus den «Brüdern vom gemeinsamen Leben» zuzuschreiben, dem Mönchsorden, den Graf Eberhard im benachbarten Chorherrenstift ansiedelte. Möglicherweise wies Eberhard seinem Freund und Berater Gabriel Biel, dem Probst des Uracher Chorherrenstifts und späteren Rektor der Tübinger Hochschule, dieses Haus als einstweiligen Wohnsitz an, bis das Stift fertiggestellt war. Der bislang unbekannt Zweck des Hauses schadet seinem Ansehen aber keinesfalls, im Gegenteil: Die Ungewißheit verstärkt sogar seinen Reiz.

Auch das weitere Schicksal des Gebäudes ist nicht

einfach zu rekonstruieren. Vermutlich ging es etwa seit 1560 in bürgerlichen Besitz über, in den Kaufbüchern der Stadt Urach wird es erstmals im Jahre 1616 erwähnt. In den folgenden Jahrhunderten wurde es mehrmals veräußert, teilweise sogar getrennt nach Zimmern. Kurios mutet ein Kaufvertrag aus dem Jahre 1711 an, wo der Kürschner Jerg David Seeger eine *halbe Behaußung* an den Rotgerber Karl C. Wentz veräußert: Der Verkauf umfaßte die Hälfte der oberen Bühne, der unteren Bühne und der hinteren Kammer. Zwei noch *verteilte Kammern* gehörten beiden gemeinsam. Auf dem dritten Boden erwarb Wentz *nichts*, dafür gehörte ihm dann der vierte Boden ganz allein. In seinen Besitz überging auch die Hälfte von Stallung und Keller; Dachstuhl und «Hauptbau» waren der Vereinbarung nach von beiden zu erhalten.

Ähnlich gestalteten sich die Besitzverhältnisse auch in der Folgezeit, und es kam fast einer Erlösung gleich, als der Schreinermeister Wilhelm Steudle Mitte des 19. Jahrhunderts das gesamte Anwesen kaufte und in seiner Hand vereinigte. Als «Steudle'sches Haus» kannten die alten Uracher bis in unser Jahrhundert hinein das ehrwürdige Gebäude.

Volksbank und Stadt Bad Urach ermöglichen mustergültige Restaurierung

Auch die Baugeschichte des «Hauses am Gorisbrunnen» mutet abenteuerlich an: Zwar wurde es bereits nach drei Jahren Bauzeit im Jahr 1479 fertiggestellt. In der Folgezeit mußte es sich aber mancherlei Um- und Einbauten gefallen lassen, darunter erhebliche Eingriffe in die Bausubstanz. Dabei entwickelte sich der Charakter des Hauses immer mehr vom ehemals herrschaftlichen Gebäude hin zu einem Bürgerhaus. Lediglich das eichene Fach- und Balkenwerk blieb als bauliche Substanz über die Jahrhunderte weitgehend unangetastet.

Bei allen *baulichen Verbesserungen* verfiel jedoch das «Haus am Gorisbrunnen» zusehends, und in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts drohte der Abbruch. Dieser wurde aber 1928 vom Amt für Denkmalpflege verhindert, das seitdem seine schützende Hand über das historische Gebäude hielt. Auch den einzigen Bombenangriff, den Bad Urach gegen Ende des Zweiten Weltkriegs erlitt, überstand das Haus unbeschadet, im Gegensatz zu einem unmittelbar nebenan stehenden Gebäude, das restlos abbrannte. 1947 wurde erstmals ernsthaft vorgeschlagen, das «Haus am Gorisbrunnen» gründlich zu renovieren. Allerdings hatte man in der unmittelbaren Nachkriegszeit so schwerwie-



Das «Haus am Gorisbrunnen» in Bad Urach vor der Restaurierung.

gende Probleme zu lösen, daß die Pläne des damaligen Tübinger Landeskonservators Dr. Adolf Rieth nicht umgesetzt werden konnten.

Dem Direktor der Volksbank Bad Urach, Eugen Haas, blieb es vorbehalten, im Jahr 1976 zum 500. Geburtstag des Hauses die Initiative zur grundlegenden Sanierung zu ergreifen. Als ersten Schritt erwarb die Volksbank das Haus aus privater Hand. In der Folge wurde gemeinsam mit der Stadt Bad Urach die gemeinnützige *Volksbankstiftung Haus am Gorisbrunnen* gegründet, mit Volksbank und Stadt Bad Urach als gleichberechtigten Partnern. Diese Stiftung, in die die Volksbank das «Haus am Gorisbrunnen» einbrachte, setzte sich zur Aufgabe die *Förderung der Denkmalpflege, Heimatpflege und Heimatkunde und aller damit im Zusammenhang stehenden Aktivitäten*. Erstes Ziel der Stiftung war die komplette Restaurierung des Gebäudes, und zwar weitgehend in den ursprünglichen Bauzustand. Um die Gesamtkosten von über 1,5 Millionen DM aufzubringen, waren erhebliche Zuschüsse der Volks-



Dasselbe Gebäude saniert. Auffällig die Rekonstruktion der früheren Dächer.

bank, der Stadt Bad Urach, des Landesdenkmalamts und des sogenannten ZIP-Zukunfts-Investitions-Programms des Bundes notwendig. Auch die Uracher Bürgerschaft beteiligte sich mit zahlreichen Spenden.

Die Restaurierungsarbeiten, die von dem Stuttgarter Architekten Dipl.-Ing. Johannes Wetzel und dem Statiker Dipl.-Ing. Jörg Köstlin zusammen mit dem Landesdenkmalamt und dem Stadtbauamt Bad Urach geplant und durchgeführt wurden, erwiesen sich als außerordentlich schwierig. Unzählige Maßnahmen im konstruktiven Bereich wurden durchgeführt, und es war alles andere als einfach, die Wünsche der Denkmalpflege mit den Bauvorschriften und Sicherheitsbestimmungen in Einklang zu bringen. Erfreulicherweise identifizierte sich die Uracher Bevölkerung sehr rasch mit den Restaurierungsmaßnahmen, und nach Beendigung der Arbeiten gab es keinen Zweifel mehr, daß die vom Landesdenkmalamt angestrebte Rückorientierung zum ursprünglichen Zustand die richtige Entschei-

dung gewesen war. Den Verantwortlichen für die Wiederherstellung des Hauses, vertreten durch Volksbankdirektor Eugen Haas und Bürgermeister Fridhardt Pascher, wurde nach Völldungung ein großes Lob ausgesprochen: «Europa Nostra», eine internationale Vereinigung aus 22 europäischen Ländern mit Sitz in London, zeichnete die *muster-gültig gelungene Restaurierung* des Hauses im Jahr 1981 mit einem Preis aus. Das «Haus am Gorisbrunnen» war damit eines von nur 30 Projekten, die in ganz Europa ausgewählt und ausgezeichnet wurden.

Dem heutigen Betrachter fällt auf, daß die Fachwerkstruktur des «Hauses am Gorisbrunnen» völlig anders gestaltet ist als diejenige der übrigen Bad Uracher Fachwerkhäuser. Fast scheint es, als ob das Haus südländische Stilelemente aufweise; das wäre insofern sehr naheliegend, als Graf Eberhard im Bart zwei Jahre vor dem Bau des Hauses Barbara Gonzaga von Mantua geheiratet hatte, so daß Einflüsse der italienischen Baukunst durchaus zu erklären wären. Auch für das Schloß auf dem Einsiedel bei Tübingen werden solche Einflüsse aus dem Süden angenommen. Möglicherweise hat das «Haus am Gorisbrunnen» ursprünglich zwischen seinen Zwerchhäusern sogar eine Flachterrasse besessen, ebenfalls ein typisch südländisches Element.

Über zwei Drittel des Jahres benutzt – Attraktiv für Ausstellungen und Veranstaltungen

Nach dem erfolgreichen Abschluß der Restaurierungsarbeiten galt es für die *Volksbankstiftung Haus am Gorisbrunnen*, einen geeigneten Verwendungszweck für das Haus zu finden. Man entschloß sich, das Haus der Öffentlichkeit zur Verfügung zu stellen und es interessierten Nutzern für kulturelle Veranstaltungen, Ausstellungen und – mit Einschränkungen – für private Feierlichkeiten mietweise zu überlassen. Dieses Konzept hat sich hervorragend bewährt, was unter anderem daraus zu ersehen ist, daß aus den anfänglich etwa 100 Belegungstagen im Jahr inzwischen weit über 200 Tage geworden sind, das Anwesen also über zwei Drittel des Jahres benutzt wird.

Besonders die Ausstellungen der Stadt Bad Urach haben dem «Haus am Gorisbrunnen» zu erheblicher Attraktivität verholfen. Unter anderem wurden schon Werke von Rembrandt, Marc Chagall, Oskar Kokoschka, Käthe Kollwitz, Max Ackermann, Willi Baumeister und HAP Grieshaber gezeigt. Auch heimatgeschichtliche Ausstellungen wie die anlässlich der Heimattage Baden-Württemberg 1991 gezeigte Dokumentation über die soge-

nannte *Uracher Künstlerkommune am Grünen Weg* konnten große Erfolge verbuchen. Neben den städtischen Aktivitäten wird das Haus jedoch überaus rege auch von Privatpersonen benutzt: Von Kunsthandwerk über Hobby-Malerei bis zu Computer-Präsentationen reichte die Palette der vergangenen Jahre, und die Volksbankstiftung wirkte durch zahlreiche ergänzende Anschaffungen unterstützend mit: So kann der Benutzer heute über Schauvitрины und Wechselrahmen verfügen, für musikalische Anlässe steht ein Klavier bereit, und besonders wertvolle Exponate können durch eine nachträglich eingebaute Alarmanlage geschützt werden. Die Mietpreise bewegen sich von 470,- DM für einen Benutzungstag bis zu knapp 2000,- DM für eine vierwöchige Belegung und sind damit ebenfalls sehr benutzerfreundlich gestaltet. Natürlich lassen sich Unterhalt und Betrieb des Gebäudes damit nicht finanzieren, so daß die Stiftung ein jährliches Defizit abdecken muß, das hälftig von Volksbank und Stadt Bad Urach getragen wird. Die Instandhaltung des «Hauses am Gorisbrunnen» und die Reservierung von Belegungsterminen liegen in der Zuständigkeit der Volksbank Bad Urach.

Für Probleme und Aufgaben, die über die bloße Verwaltung hinausgehen, ist der Vorstand der Stiftung, bestehend aus Volksbankdirektor Hans-Dieter Fischer und Bürgermeister Fridhardt Pascher, zuständig. Ferner wurde ein Beirat mit zwölf Mitgliedern eingerichtet. In dieser Organisationsform arbeiten die Volksbank Bad Urach und die Stadtverwaltung seit fast 20 Jahren hervorragend zusammen, was bei gemeinsamen Projekten der öffentlichen und privaten Hand sonst nicht immer selbstverständlich ist. Auch die Einwohner Bad Urachs identifizieren sich mit dem «Haus am Gorisbrunnen» in einem Maße, das es durchaus rechtfertigt, es zu einem unverzichtbaren Bestandteil des Bad Uracher Kulturlebens zu erklären. Der Wahlspruch des Grafen Eberhard, *Attempto – Ich wage es*, der das «Haus am Gorisbrunnen» ziert, hat sich damit auch für die Initiatoren dieses mustergültigen Restaurierungsprojekts ausgezahlt.

LITERATUR:

Dr. Rudolf Eberling: *Das Haus am Gorisbrunnen in Bad Urach*. Edition Dr. Brodbeck und Maier, Bietigheim-Bissingen 1986.



Blick in einen Ausstellungsraum in der Kulturstätte «Haus am Gorisbrunnen» in Bad Urach.

Großzügig und einladend wirken die Fahrzeuge der Bodensee-Oberschwaben-Bahn, die – wie der stilisierte Ziegenkopf an der Stirnseite andeutet – auch Geißbock-Bahn genannt wird.



Horst Heyd Wandern mit der Bodensee-Oberschwaben-Bahn

Am 15. Oktober 1991 wurde mit einem Kapital von 2,5 Mio. DM die Bodensee-Oberschwaben-Bahn (BOB) gegründet, eine Bahngesellschaft ohne eigenes Personal und ohne eigene Strecke. Sie bezeichnet sich auch als «Geißbock-Bahn» unter Bezug auf das bekannte Lied über *Die Schwäb'sche Eisabahn – Schduegrt, Ulm ond Biberach, Meckabeura, Durllesbach*, in dem unter betäublichen Umständen ein Geißbock sein Leben lassen muß. Die Leitfarbe dieser Bahn ist das Blau des Bodensees mit dem Signet eines stilisierten Geißbockkopfes.

Träger der Gesellschaft sind die Städte Ravensburg und Friedrichshafen, der Landkreis Ravensburg und der Bodenseekreis sowie die Gemeinde Meckenbeuren. Die Betriebsleitung liegt bei der Hohenzollerischen Landesbahn (HzL), das Fahrpersonal wird vom Regionalverkehr Alb-Bodensee GmbH (RAB) gestellt, und die Verwaltung erfolgt durch die Technischen Werke Friedrichshafen GmbH (TWF). Die Strecke der «Geißbock-Bahn» ist die Bahnlinie der Deutschen Bahn AG (DB) zwischen Friedrichshafen und Ravensburg, ein Teil der sogenannten «Südbahn» Ulm–Friedrichshafen. Nicht allein Trägerschaft und Betriebsführung dieser Gesellschaft sind einzigartig, sondern auch die Tatsache, daß sie eine Bahnlinie belebt, die zu den Hauptbahnen in Baden-Württemberg zählt. So teilt sich der Geißbock seine Strecke u. a. mit den

Regionalexpreßzügen Ulm–Lindau oder den Interregiozügen Saarbrücken–Lindau sowie Trier–Landeck.

Seit fast 150 Jahren verbindet die Schiene die Städte Ravensburg und Friedrichshafen

Daß die Südbahn etwas Besonderes darstellt, ist aber nicht neu. Dies hat bereits mit dem Bau der Bahn begonnen. Das *Gesetz betreffend den Bau von Eisenbahnen* vom 18. April 1843 sah vor, daß im Königreich Württemberg auf Staatskosten Eisenbahnen zu bauen waren. Sie sollten den Mittelpunkt Stuttgart mit den Städten Ulm, Friedrichshafen, Heilbronn sowie mit der westlichen und der östlichen Landesgrenze verbinden. Dies wurde auch zügig umgesetzt. Am 22. Oktober 1845 fuhr der erste Zug in Württemberg von Cannstatt nach Untertürkheim, und am 8. November 1847 der erste Zug von Ravensburg nach Friedrichshafen, allerdings mit dem Schönheitsfehler, daß diese Strecke damals noch eine «Insel» war: Die Strecke Stuttgart–Ulm reichte damals nur bis Süßen am Fuß der Schwäbischen Alb. Erst 1850 bestand zwischen Stuttgart und Friedrichshafen ein durchgehender Schienenstrang.

Bautechnisch war es nicht schwierig, zwischen Ravensburg und Friedrichshafen durch die ebene Schussensenke eine Bahnstrecke zu verlegen, doch



Bis jetzt ist die Geißbock-Bahn nur zwischen Friedrichshafen und Ravensburg aktiv, doch weiterhin sind Aulendorf, Bad Waldsee und Markdorf als Ziele anvisiert.

logistisch ein ungeheurer Kraftakt: Das gesamte Bahnmateriale, auch Schienen, Wagen und Lokomotiven, mußte per Fuhrwerk angeliefert werden. Der Grund für diesen «Wettlauf zum Bodensee» war der Handel mit der Schweiz. Wegen seiner Bedeutung für die wirtschaftliche und politische Entwicklung der Region soll er kurz näher betrachtet werden. Durch viele Jahrhunderte, bis in die Eisenbahnzeit hinein, war das Schiff das schnellste und leistungsfähigste Verkehrsmittel. So ist es nicht verwunderlich, daß viele Handelswaren vom Bodensee geradezu angezogen worden sind, vor allem Getreide, aber auch Wein, Salz und Textilien. Nicht nur die alten Städte am See, wie z. B. Bregenz, Lindau, Überlingen und Konstanz, haben davon profitiert, sondern auch die Zentren im Hinterland wie Feldkirch, St. Gallen, Isny oder Ravensburg. Ein weniger bedeutendes Städtchen war Buchhorn, das man auf der heutigen Landkarte vergebens sucht. Es war ehemals eine Reichsstadt am nördlichen Bodenseeufers, von der man gespottet hat, sie sei die ärmste im Reich.

Im Zusammenhang mit den napoleonischen Veränderungen der Territorien wurde Oberschwaben württembergisch, auch die ehemalige Reichsstadt Ravensburg, und, auf Umwegen, Buchhorn. Es wurde mit dem benachbarten ehemaligen Kloster Hofen zur neuen Stadt Friedrichshafen vereinigt. Bei ihrer Gründung 1811 hatte sie gerade 750 Einwohner. Durch eine kluge Wirtschaftspolitik erlebte diese neue württembergische Hafenstadt am Bodensee einen enormen Aufschwung. Ein wichtiger Markstein hierbei ist das Jahr 1824. Damals lief in Friedrichshafen das erste funktionsfähige Dampfschiff auf dem Bodensee vom Stapel, die «Wilhelm», die am 1. Dezember 1824 den regelmäßigen Kursverkehr nach Rorschach aufgenommen hat. Diese Pioniertat erbrachte für Württemberg einen beträchtlichen Anteil am Schweiz-Verkehr. Dieser bedeutende Wirtschaftsfaktor erfuhr einen weiteren Aufschwung mit der Ankunft des ersten Zugs in Friedrichshafen am 8. November 1847, zumal bald darauf auf Schweizer Seite Rorschach und Romanshorn vom Schienenstrang erreicht wurden. Lindau, das erst sechs Jahre später einen Bahnanschluß erhielt, war überrundet. 1869 wurde die Rolle Württembergs als Wegbereiter moderner Verkehrstechnik erneut unterstrichen: Das von Escher Wyss erbaute «Dampftrajekt I» nahm den Eisenbahn-Fährdienst Friedrichshafen–Romanshorn auf. Damit erübrigte sich das aufwendige Umladen bzw. Umsteigen zwischen Bahn und Schiff. Die Bahnlinie zwischen Ravensburg und Friedrichshafen war somit die Grundlage für die Entwicklung dieser beiden Städte im Industriezeitalter.

*Antwort auf den Rückzug der Bundesbahn:
Die «Geißbock-Bahn» der Kreise und Kommunen*

Im Jahr 1988 hat die Deutsche Bundesbahn damit begonnen, die Schienenhaltepunkte zwischen Ravensburg und Friedrichshafen zu reduzieren und den Nahverkehr auf die Straße zu verlegen. Die Entwicklung der Fahrzeiten ist interessant: Im Jahr 1847 legte der Zug die 19 Kilometer zwischen Ravensburg und Friedrichshafen in 30 Minuten zurück, in der Gegenrichtung – bergauf – in 35 Minuten. In der Zeit nach 1988 benötigte der Omnibus fahrplanmäßig bis zu 45 Minuten, der PKW 25 bis 35 Minuten – sofern sie nicht im Stau steckten. Diese anachronistische Situation wollte der Regionalverband Bodensee-Oberschwaben nicht auf sich beruhen lassen, und seine Initiative führte zur Entstehung der Bodensee-Oberschwaben-Bahn, die heute unter Bedienung aller Haltepunkte eine Fahrzeit von 19 Minuten aufweist.

Bis der erste Zug am 1. Juli 1993 fahren konnte, war jedoch eine wahre Herkulesarbeit zu bewältigen. So mußten z. B. die heruntergekommenen Haltepunkte neu und attraktiv gestaltet werden. Ein Tarifsystem war zu entwickeln, das einen einfachen Fahrkartenverkauf per Automat ermöglicht und das im Einklang mit den Tarifen der DB steht. Es galt auch, die Fahrplanlücken der Bundesbahn so zu nützen, daß ein Taktfahrplan möglich ist. Die Betriebskonzeption mußte so beschaffen sein, daß die vorgeschriebenen Wartungsarbeiten an den Fahrzeugen in den Betriebsablauf passen, und bei allen diesen Vorgaben durfte und darf das zu erwartende Defizit nicht eine bestimmte Marge überschreiten.

Die Bodensee-Oberschwaben-Bahn (BOB) hat tatsächlich alles unter einen Hut bekommen. Sie versteht sich dabei nicht als Unternehmen, das den Transport von Menschen abwickelt. Sie sieht vielmehr den Weg zur Schule bzw. zur Arbeit und wieder nach Hause als Bestandteil im Leben der Benutzer der Bahn. Sie soll daher *kulturelles Produkt in der Region, aus der Region und für die Region* sein: Die BOB beschäftigt sich mit regelmäßig wechselnden Themen aus der Region, um so Kommunikationsanlässe für ihre Kundschaft zu schaffen. Dies erfolgt durch entsprechende Plakate an festen Flächen in den Fahrzeugen und durch die Kundenzeitschrift *Geißpeter*. So kühn dieser Ansatz erscheinen mag, so erfolgreich ist er: Dies zeigt sich nicht nur an der zunehmenden Zahl der Umsteiger auf die BOB, sondern auch am Zustand der Haltepunkte und der Fahrzeuge, die stets einen gepflegten und sauberen Eindruck vermitteln. Immerhin mußten rund 5 Mio. Mark in die Reaktivierung der stillgelegten Haltepunkte und 5,33 Mio. Mark für die zu Beginn angeschafften zwei Triebwagen investiert werden.

So ist die öffentliche Akzeptanz gelungen, und auch die technische Betriebsabwicklung hat sich bewährt. Es kommen vierachsige Dieseltriebwagen der Bauart NE 81 der Firma ABB Henschel zum Einsatz; das sind helle, geräumige und komfortable Fahrzeuge, die dem Fahrgast am Wagenführer vorbei den Blick auf die Strecke ermöglichen. Sie haben eine Leistung von 2 x 250 kW und werden auf allen vier Achsen angetrieben, die Höchstgeschwindigkeit beträgt 100 km/h. Diese Triebwagen sind baugleich mit entsprechenden Fahrzeugen der Hohenzollerischen Landesbahn, in deren Werkstätten in Gammertingen alle gewartet werden.

Wegen des regen Zuspruchs mußte zu den ursprünglich zwei 1994 ein dritter Triebwagen beschafft werden. Der aktuelle Kostendeckungsgrad beträgt 73%; ein Wert, der – bezogen auf den Schienenverkehr im ländlichen Raum – sehr befriedigend



Satellitenbild der Schussenschenke. Im Nordosten liegt der markante Riegel des Altdorfer Waldes, an den nach Süden das Siedlungsband Baienfurt-Weingarten-Ravensburg anschließt. Nach Südosten führt das Straßenband der B 465 nach Tettnang, nach Südwesten die B 30 durch Meckenbeuren und zwischen Flugplatz Löwental und Seewald hindurch nach Friedrichshafen.

ist. Neue Tarifregelungen ermöglichen es, gegen Entwerfen eines zusätzlichen Feldes auf der Mehrfahrkarte ein Fahrrad mitzunehmen; in Zusammenarbeit mit den Bodensee-Schiffsbetrieben wird gegen Vorlage des Bodensee-Passes auf den Regelfahrpreis der BOB eine Ermäßigung von 50% gewährt.

Von Montag bis Freitag bietet die Bodensee-Oberschwaben-Bahn einen sehr dichten Fahrplan zwischen Ravensburg und Friedrichshafen Stadtbahnhof, bei dem alle Haltepunkte dazwischen bedient werden. Der Samstagsfahrplan ist auf den Schülerverkehr ausgerichtet und endet am frühen Nachmittag; sonntags findet kein Betrieb der BOB statt. Dabei darf aber nicht vergessen werden, daß die Deutsche Bahn AG auch samstags und an Sonn- und Feiertagen einen relativ dichten Fahrplan zwischen Ravensburg und Friedrichshafen aufweist –

allerdings ohne Unterwegshalt. Hinzu kommen Sonderfahrten der Bodensee-Oberschwaben-Bahn bei besonderen Anlässen, z. B. beim Ravensburger Rutenfest und beim Friedrichshafener Seehasenfest. Inzwischen ist auch der Ausbau der Haltepunkte Flughafen Friedrichshafen und Meckenbeuren in Angriff genommen worden. Darüber hinaus hat sich die Bodensee-Oberschwaben-Bahn neue Ziele gesetzt: Mit dem Fahrplanwechsel im Mai 1997 sollen an Werktagen fünfzehn Zugpaare der «Geißbock-Bahn» zwischen Aulendorf und Friedrichshafen pendeln. Dabei sollen die Stationen Mochenwangen und Niederbiegen sowie ein neuer Haltepunkt Weingarten West bedient werden. Darüber hinaus werden Überlegungen angestellt, Bad Waldsee, den Hafenbahnhof in Friedrichshafen und Markdorf anzuschließen. Gleichzeitig ist geplant, den integrierten Taktfahrplan einzuführen. Ein Unsicherheitsfaktor ist allerdings die Entwicklung der Trassenbenützungsgebühren der Deutschen Bahn AG.

*Das Schussental zwischen Allgäu und Bodensee –
Historischer Stadtrundgang durch Ravensburg*

Die Landschaft im Gebiet der «Geißbock-Bahn» ist ein Produkt der Eiszeiten, vor allem der letzten, der Würmeiszeit: Der Gletscher, der im Zuge des Rheintals aus den Alpen herabgeflossen war, gliederte sich am Rande des Gebirges fächerförmig in mehrere Äste auf. Diese räumten u. a. Richtung Nordwesten das Becken des eigentlichen Bodensees

und nach Norden die Schussensenke aus. Weil die Vegetationsdecke in der Nacheiszeit noch wenig entwickelt war, führten die Zuläufe sehr viel Geschiebe in die vom Gletscher ausgeschürfte Schussensenke. Sie wurde infolgedessen aufgeschottert zu der Fläche, die sich heute zwischen Ravensburg und Bodensee erstreckt. Es war also ein Gletscher, der die Schussensenke angelegt hat, und nicht das bescheidene Flößchen Schussen.

Verkehrswege, Siedlungen und landwirtschaftliche Intensivkulturen prägen heute das Schussental, so daß sich keine Möglichkeit bietet, der Schussen entlang zu wandern. Deshalb soll sich der Wandervorschlag mit den beiden Ausgangspunkten der «Geißbock-Bahn», mit Ravensburg und Friedrichshafen, beschäftigen.

Die Stadt Ravensburg hat einen historischen Stadtrundgang angelegt, der 37 Stationen aufweist und in etwa zwei Stunden zu bewältigen ist. Die markanten Punkte tragen einheitlich gestaltete graue Tafeln, die numeriert sind und knapp formulierte Hinweise auf die geschichtliche Bedeutung enthalten. Es gibt hierzu auch eine gleichnamige Broschüre, die für eine Schutzgebühr von einer Mark vom Verkehrsamt der Stadt Ravensburg, Kirchstraße 16, Weingartener Hof, 88212 Ravensburg, zu erhalten ist.

So groß das moderne Ravensburg ist, so wenig kann man die historische Altstadt verfehlen: Wenn man den Bahnhof verläßt, hat man auch schon die türmreiche Altstadt vor sich. Besonders markant



Haltepunkt Weißenau, sachgerecht und freundlich präsentieren sich die Einrichtungen der Bodensee-Oberschwaben-Bahn, abgekürzt BOB.

«Mehlsack» wird der Bergfried der Veitsburg genannt. Von dort oben hat man einen herrlichen Ausblick auf die Ravensburger Altstadt und das mittlere Schussental.



ist im Osten oberhalb der Stadt die Veitsburg und darunter der Mehlsack, die höchste Stelle der historischen Stadtbefestigung, ein Turm, der wegen seines weißen Anstrichs diesen Namen hat. Der Mehlsack und der Blaserturm, er erhebt sich am Marienplatz im Stadtzentrum, können bestiegen werden, allerdings nur von März bis Oktober. Der Ravensburger Mehlsack ist an jedem dritten Sonntag eines Monats, der Blaserturm an jedem ersten Sonntag eines Monats jeweils von 10 bis 12 Uhr geöffnet. Einen sehr schönen Blick über Ravensburg und das Schussental bietet die Veitsburg, die bis ins 16. Jahrhundert Ravensburg hieß. Ihr Gelände ist jederzeit zugänglich.

So schön und interessant das historische Ravensburg ist, so bekommt es zusätzliche Attraktivität durch seine Ladengeschäfte. Neben den üblichen Geschäften, die in einer Stadt dieser Größe zu erwarten sind, gibt es eine Fülle von liebevoll eingerichteten, zum Teil einzigartigen, bisweilen auch skurrilen Läden und Lädchen. Ebenso vielfältig und verlockend ist die Auswahl von Gaststätten.

Friedrichshafen mit Uferpromenade und dem nahen Eriskircher Ried

Friedrichshafen wurde im Zweiten Weltkrieg weitgehend zerstört, so daß kaum historische Bausubstanz erhalten ist. Trotzdem ist ein Besuch lohnend, auch wenn er sich fast nur auf die Uferpromenade beschränkt.

Die Anlage der Stadt ist symmetrisch: Zentrale West-Ost-Achse zwischen Stadtbahnhof und See ist die Friedrichstraße, die im Westen von der Olgastraße, im Osten von der Karlstraße flankiert wird. Diese Nebenstraßen erschließen Landvorsprünge, die in den Bodensee ragen, Hörner, wie man sie dort nennt. Auf dem westlichen Horn lag das Kloster Hofen, aus dem Schloß und Schloßkirche wurden. Auf dem östlichen Horn liegt am Standort des ehemaligen Buchhorn die heutige Altstadt mit der Nikolaus-Kirche. Nach Osten folgt der Bundesbahnhof mit dem markanten Gebäude des Hafenbahnhofs.

Das Schloß diente nach etlichen Umbauten seit 1824 als Sommerresidenz der württembergischen Könige. Die dazugehörige Schloßkirche mit ihren weithin sichtbaren Doppeltürmen ist dem Barock zuzuordnen und seit 1811 evangelische Pfarrkirche. Während das Schloß nicht besichtigt werden kann – es ist Privateigentum des Hauses Württemberg –, kann die Kirche von Mitte April bis Ende Oktober von 9 bis 18 Uhr, außer während der Gottesdienste, besichtigt werden.

Ein besonderer «Leckerbissen» ist das Schulmuseum in der Friedrichstraße 14, Ecke Olgastraße. Liebevoll und sachkundig eingerichtet, zeigt es die Entwicklung des Schulwesens bis in die Nachkriegszeit. Öffnungszeiten sommers (16. 3.–15. 11.) täglich 10–17 Uhr, winters (16. 11.–15. 3.) Dienstag bis Sonntag 14–17 Uhr, Tel. (075 41) 3 26 22.

Das Zeppelin-Museum, 1868 als «Bodensee-Mu-



Blick vom Eris-
kircher Ried auf die
Altstadt von
Friedrichshafen mit
der Nikolauskirche,
am rechten Bildrand
der Trajekt-Anleger.
Die Aufnahme ent-
stand wohl Anfang
der 30er Jahre.

seum» gegründet, hat ein weitgespanntes Programm unter dem Thema *Technik trifft Kunst*. Sein Schwerpunkt ist das Werk von Ferdinand Graf Zeppelin. Noch befindet es sich beim Rathaus in der Mitte der Altstadt, doch steht der Umzug in den Hafbahnhof bevor, wo es am 2. Juli 1996 neu eröffnet werden soll. Tel. (07541) 203441. Die Bahneinrichtungen des Hafbahnhofs in Friedrichshafen wurden nach der Aufgabe des Trajektverkehrs 1976 stark zurückgebaut. Ins Auge fallen nur noch das markante Bahnhofsgebäude, die Rampe der Autoverladung, über die früher die Eisenbahnwagen rollten, und die Aufbauten des ehemaligen Trajektschiffes «Schussen», die jetzt als Vereinsheim am östlichen Bereich des Bundesbahnhafens stehen.

Die Uferpromenade bietet auch im Winter reizvolle Ausblicke auf den See, wenn man Glück hat sogar mit seltenen Wasservögeln. Einkehrmöglichkeiten sind auch außerhalb der Touristensaison reichlich vorhanden.

Vom östlichen Stadtrand, jenseits der Mündung der Rotach, bis zur fünf Kilometer entfernten Schussenmündung erstreckt sich das Naturschutzgebiet

«Eriskircher Ried». Naturliebhaber kommen hier während des ganzen Jahres auf ihre Kosten. Die Wege sind gut gekennzeichnet, und im ehemaligen Bahnhof Eriskirch befindet sich ein neu eingerichtetes Naturschutzzentrum, das vielfältige Informationen über das Ried und den Bodensee bietet. Es ist per Bahn gut zu erreichen; der Rückweg durch das Naturschutzgebiet erfordert etwa eine Stunde. Die Öffnungszeiten des Naturschutzzentrums sind Dienstag, Mittwoch, Donnerstag und Sonntag 14–17 Uhr, Freitag 9–12 Uhr. Die «Höhepunkte» im Eriskircher Ried sind die Irisblüte Ende Mai/Anfang Juni und die überwinterten Wasservögel. Fernglas nicht vergessen!

LITERATUR:

- Fritz, K.F.: Abenteuer Dampfschiffahrt auf dem Bodensee. Meersburg 1989.
Maurer, H. (Hrsg.): Der Bodensee, Landschaft, Geschichte, Kultur. Sigmaringen 1982.
Mühl, A., Seidel, K.: Die Württembergischen Staatseisenbahnen. 2. Auflage. Stuttgart 1980.

Uwe Prietzel Das Naturschutzgebiet «Sterneck» – Ein pflegebedürftiges Kleinod im oberen Filstal

Die Anzahl unserer Naturschutzgebiete (NSG) steigt beständig. Es ist jedoch eine Illusion zu glauben, daß die schutzbedürftigen Teile von Natur und Landschaft allein durch eine Schutzgebietsausweisung dauerhaft erhalten werden können. Das gilt insbesondere, wenn es sich – wie beim Beispiel Sterneck – um eine von Menschen geschaffene Kulturlandschaft handelt. Gesellschaftlich bedingte Veränderungen der Bewirtschaftung und die natürliche Tendenz des Zuwachsens offener Flächen machen ein Eingreifen der Naturschützer erforderlich, wenn der gesetzlich festgelegte Schutzzweck gewahrt werden soll. Wie mit Hilfe eines Pflege- und Entwicklungsplans, der bei der Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege Stuttgart (BNL) gefertigt worden ist, diese Problematik verdeutlicht, zielgerichtet angegangen und ein Lösungsweg erarbeitet werden kann, soll nachfolgend dargestellt werden.

Buchenwald und Wacholderheide

Das Naturschutzgebiet «Sterneck» liegt im Landkreis Göppingen auf den Gebieten der Gemeinde

Mühlhausen im Täle und der Stadt Wiesensteig. Es erstreckt sich im oberen Filstal östlich von Wiesensteig als Steilhang auf Höhen zwischen 580–710 m NN. Das lediglich 5,4 ha große Schutzgebiet ist im wesentlichen durch Buchenwald am Oberhang und durch Wacholderheide im mittleren Hangbereich geprägt.

Bereits 1966 wurde das Sterneck von der BNL als außerordentlich bedeutsamer Orchideenstandort eingestuft. Die seit Ende der 30er Jahre geltenden Landschaftsschutzverordnungen – *Schutz der Sommerschafweiden* von 1939 und *Autobahnschutzverordnung* aus dem Jahre 1940 – boten keine wirkungsvolle rechtliche Handhabe, um einer zunehmenden Aufforstung der Magerrasen Einhalt zu gebieten. Aus diesem Grund wurde für das Gebiet eine strengere Schutzkategorie angestrebt.

Im Februar 1979 erfolgte schließlich die Ausweisung zum Naturschutzgebiet. Als Schutzzweck wurde definiert die *Erhaltung eines Vorkommens seltener und bedrohter Pflanzenarten und einer Vegetationsform, die durch langjährige Beweidung und Mahd entstanden und landschaftstypisch für die Schwäbische Alb ist.*



Das Naturschutzgebiet «Sterneck» zwischen Mühlhausen im Täle und Wiesensteig nach Abschluß der ersten Beweidungsphase. Deutlich zu erkennen ist die Grenze zwischen beweideter (rechts) und nicht beweideter Wacholderheide (links). Am Oberhang ist zudem ein Teil des gemähten Magerrasens sichtbar.



Von links: die Küchenschelle, ein Frühlingsbote; der Fransen-Enzian bildet im Herbst einen auffälligen Farbtupfer; ganz rechts der Deutsche Enzian.

Die steileren, nach Südosten geneigten Hangpartien des Schutzgebietes werden entscheidend durch den Biotoptyp Wacholderheide geprägt. Auf die frühere Beweidung weisen neben einigen vereinzelt stehenden, großkronigen Buchen, sogenannten Weidbuchen, auch die von Schafen wegen ihrer Dornen bzw. Bitterstoffe verschmähten Arten wie Wacholder (*Juniperus communis*), Deutscher Enzian (*Gentiana germanica*), Fransen-Enzian (*Gentianella ciliata*), Dornige Hauhechel (*Ononis spinosa*) und Zypressen-Wolfsmilch (*Euphorbia cyparissias*) hin.

Aufgrund der seit Jahren fehlenden regelmäßigen und flächigen Bewirtschaftung sind auf der Wacholderheide zunehmend Pflanzenarten anzutreffen, die auf eine Entwicklung in Richtung Wald hinweisen. Als krautige Pflanzen sind hier z.B. die Ästige Graslilie (*Anthericum ramosum*), der Kleine Odermennig (*Agrimonia eupatoria*) und die Herbstaster (*Aster amellus*) zu nennen, als verholzende und gebüschbildende Arten vor allem der Liguster (*Ligustrum vulgare*) und die Schlehe (*Prunus spinosa*). Vereinzelt ist zusätzlich noch ein dichter Grasfilz aus Fiederzwenke (*Brachypodium pinnatum*) zu beobachten, der viele andere Pflanzenarten im Wachstum hemmt.

Ganz anders stellt sich der flachere Oberhangbereich dar. Durch die unregelmäßig stattfindende Mahd finden sich auf diesem Kalk-Magerrasen deutlich weniger Wacholder. Auch Verbuschung und Verfilzung spielen hier keine Rolle.

Im Laufe des Jahres kann man im Schutzgebiet «Sterneck» eine Vielzahl seltener Pflanzenarten blühen sehen. Als Besonderheiten sollen hier nur

beispielhaft die mit zahlreichen Exemplaren vertretenen Frühlingsblüher Küchenschelle (*Pulsatilla vulgaris*) und Frühlingsenzian (*Gentiana verna*), die Orchideenarten Pyramiden-Spitzorchis (*Anacamptis pyramidalis*), Wohlriechende Händelwurz (*Gymnadenia odoratissima*) und Fliegen-Ragwurz (*Ophrys insectifera*) sowie einzelne Exemplare der Arten Alpen-Pippau (*Crepis alpestris*), Rauhaariger Alant (*Inula hirta*), Kleine Traubenhyazinthe (*Muscari botryoides*) und Berg-Gamander (*Teucrium montanum*) erwähnt werden. Insgesamt umfaßt die sicherlich noch nicht vollständige Pflanzenliste für das Schutzgebiet über 150 Arten. Die sonnenexponierten und blumenreichen Flächen sind zudem bevorzugter Aufenthaltsort einer Vielzahl von Tagfalter- und Heuschreckenarten.

Artenreiche Phase zwischen Wald und Magerrasen – ohne Pflegemaßnahmen wäre das «Kleinod» bald verloren

Die Wacholderheide am Sterneck ist ein gutes Beispiel für Probleme, die entstehen, wenn historische Nutzungsformen nicht mehr ausgeführt werden. Alle Magerrasen sind nämlich durch Mahd oder Viehverbiß bedingte, verhältnismäßig instabile Ersatzlebensräume für die natürlicherweise im Gebiet vorkommenden Wälder. Werden Mahd oder Beweidung aufgegeben, treten unweigerlich Veränderungen auf. Zwar ist zunächst eine Zunahme von Tier- und Pflanzenarten zu verzeichnen, doch dieser Artenreichtum ist zeitlich begrenzt und nimmt mit der weiteren Entwicklung zu Wald wieder rasch ab. Das Naturschutzgebiet «Sterneck» befindet sich zur



Im Schutzgebiet Sterneck findet man viele Orchideen, so die Pyramiden-Spitzorchis (links) und die Große Händelwurz (rechts). In der Mitte ein Insekt: die frostunempfindliche Rote Keulenschrecke.

Zeit in dieser besonders artenreichen Zwischenphase, in der man versucht sein könnte, natürlichen Prozessen weiterhin freien Lauf zu lassen und auf Pflegemaßnahmen zu verzichten. Das wäre um so eher vertretbar, je besser die Region mit vergleichbaren Flächen und funktionierender Bewirtschaftung bzw. Pflege ausgestattet ist. Der Verlust an Heideflächen durch Verbuschung und Wiederbewaldung (Sukzession) ist jedoch im gesamten Kreis Göppingen mit seinen steilen Hängen und der mangelnden Beweidung besonders stark. Knapp drei Viertel aller Heideverluste zwischen 1980 und 1990 gehen auf das Konto natürlicher Sukzessionsprozesse. Dieses Schicksal würde ohne Pflegemaßnahmen über kurz oder lang auch das Sterneck bedrohen.

Um den Charakter des Gebietes zu erhalten, wurde in den letzten dreißig Jahren als Ersatz für die unrentabel gewordene Nutzung mehrfach Verbuschung beseitigt. Da es zukünftig personell und finanziell unmöglich sowie unter dem Gesichtspunkt des Energieeinsatzes nicht sinnvoll erscheint, die Steilhänge dauerhaft rein mechanisch zu pflegen, muß auf die Beweidung zurückgegriffen werden. Der einzige dafür in Frage kommende Hüteschäfer war nicht für diese Aufgabe zu gewinnen. Da es in Mühlhausen und Wiesensteig einige ortsansässige «Hobbyschafhalter» gibt, wurde als Alternative zur Wanderschäferei die Koppelschafhaltung in Betracht gezogen. In der Fachliteratur wird diese Art der Schafhaltung als Instrument zur Pflege von Wacholderheiden kontrovers diskutiert. Bedenken werden hinsichtlich der Verdrängung von Orchi-

deen und anderen geschützten Arten sowie des kontinuierlichen Nährstoffeintrags durch Schafkot geäußert. Entscheidet man sich dennoch für diese Art der Pflege, sind auf jeden Fall gewisse Einschränkungen zu beachten. Für das Sterneck heißt das konkret:

- Mit der Beweidung wird nicht vor Anfang September begonnen. Da Gräser und Kräuter dann bereits viel an Frische und Nährstoffreichtum verloren haben, ist dieser späte Termin bei vielen Schäfern sehr unbeliebt, er bietet aber allen hier vorkommenden Orchideenarten die Möglichkeit zu blühen und auszusamen.
- Der Steilhang wird in zwei etwa gleich große Teilflächen unterteilt, die im jährlichen Wechsel beweidet werden sollen. Auf der jeweils nicht beweideten Fläche erhalten alle Pflanzenarten die Chance, sich ungestört zu entwickeln und dadurch ihre Samenvorräte im Boden aufzufüllen. – Versuchsweise sind in einem schmalen (ca. 20 m breiten) Überlappungsbereich die Folgen jährlicher Beweidung zu beobachten.
- Die extensive Standweide erstreckt sich lediglich auf den steilen Hangbereich, der flachere Hangbereich ist maximal alle zwei Jahre ab Mitte Juli zu mähen und das Mahdgut abzuräumen. Durch diese gänzlich andere Nutzungsart wird das Spektrum unterschiedlicher Lebensbedingungen für Pflanzen und Tiere erweitert. Arten, die eine Beweidung nicht vertragen, behalten einen Rückzugsraum.
- Wie bereits erwähnt, werden gewisse Pflanzen von Schafen nur ungenügend gefressen. Um eine zu-

nehmende Verbuschung zu vermeiden, muß daher in Abständen von mehreren Jahren der Neuaustrieb von Gehölzen wie Blutrottem Hartriegel (*Cornus sanguinea*), Liguster (*Ligustrum vulgare*) und Schlehe (*Prunus spinosa*) mechanisch beseitigt werden.

Trotz dieser Beschränkungen konnte bereits im Oktober 1994 mit der Schafbeweidung begonnen werden. Etwa 80 Heidschnucken beweideten knapp drei Wochen lang die östliche Hälfte des Steilhanges. Von den Schafen verschmähte holzige Triebe, insbesondere des Hartriegels (*Cornus sanguinea*), wurden im Anschluß an die Beweidung gezielt abgemäht.

Durch die Beweidung werden sich die Struktur und Artenzusammensetzung der Pflanzendecke unweigerlich verändern. Mit dem hier vorgestellten differenzierten Pflegekonzept sollte es aber möglich sein, in weiten Bereichen auch zukünftig den Artenreichtum des Gebietes zu erhalten.

Die Qualität praktischer Naturschutzarbeit muß sich zunehmend an den berechtigten Forderungen nach kostengünstigen und personalexintensiven Pflegekonzepten mit einem möglichst geringen Einsatz

fossiler Energie messen lassen. Pflegemaßnahmen, die nicht mit einer Nutzung verbunden sind, sondern nur zum Erhalt eines gewissen Zustandes durchgeführt werden, können zwar zum Schutz bestimmter Arten im Einzelfall durchaus gerechtfertigt sein, sollten aber auf das geringstmögliche Maß beschränkt werden. Während beim vorliegenden Beispiel eine rein mechanische Pflege der Wacholderheide diesen Anforderungen sicherlich nicht gerecht würde, können durch die Schafbeweidung alle Vorgaben erfüllt werden.

LITERATUR:

Landesanstalt für Umweltschutz Baden-Württemberg (1993): Landschaftspflege – Quo vadis? Kolloquium zur Standortbestimmung und Entwicklung der Landschaftspflege. Tagungsbericht, 209 Seiten.

Mattern, H.; Wolf, R.; Mauk, J. (1992): Die Entwicklung der Heiden im Regierungsbezirk Stuttgart während des letzten Jahrzehnts (1980/1990). Veröff. Naturschutz und Landschaftspflege Baden-Württemberg, Band 67, S. 127–136.

Prietzl, U. (1994): Pflege- und Entwicklungsplan Naturschutzgebiet «Sterneck». Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege, Stuttgart, 26 Seiten und Anhang, unveröffentlicht.



Im Sommer besticht die Wacholderheide des Sternecks durch ihre Blütenvielfalt.



«Eydts-Tafel» im Rathaus Filderstadt-Sielmingen, Ende 17. Jahrhundert.

Fritz Endemann Gerechtigkeitsbilder

Im Eingangsflur des Sielminger Rathauses (Stadt Filderstadt) hängt ein dunkles altes Bild. Wer von den Rathausbesuchern es überhaupt wahrnimmt, bleibt bei flüchtigem Betrachten ratlos; dieses Bild zu «lesen», seinen Sinn zu finden, kostet einige Geduld.

Es ist eine *Eydts-Tafel*, und als solche, ungeachtet ihres bescheidenen künstlerischen Wertes, ein seltenes und bedeutendes kulturgeschichtliches Dokument und rechtshistorisches Denkmal. Thema der wohl aus dem späten 17. Jahrhundert stammenden Tafel ist in Bild und Schrift die Heiligkeit des Eides und die Sünde und Strafe des Meineides. In der Mitte die gekrönte Justitia auf der Weltkugel mit Schwert und Waage, über ihr auf Wolken die Dreifaltigkeit. Links und rechts halten Engel Schrifttafeln, ganz außen sind je sechs kleine Figurenszenen. Die Schrift beginnt mit einer *schönen Auslegung des Eyd-Schwörens*, es ist dies die sehr alte Deutung der Schwurfinger: die drei ersten Finger, die beim Eid

auszustrecken sind, bedeuten, beim Daumen beginnend, Gott Vater, Gott Sohn und Heiliger Geist. Die Dreifaltigkeit wird also durch die Hand des Schwörenden abgebildet, wobei die Segensgestus von Gott Vater und Christus gemäß früher Tradition genau dem Schwurgestus entspricht. Die ursprünglich heidnisch-magische Vorstellung, daß die überirdische Macht im Schwörenden unmittelbar anwesend und tätig ist, wirkt in christlicher Zeit fort. Noch die heutige – freigestellte – religiöse Bekräftigung des Eides – «so wahr mir Gott helfe» – enthält davon einen Nachklang. Im weiteren Text der Sielminger Tafel folgen Selbstverfluchungen für den Fall des Meineids, bis hin zur Verdammung im Jüngsten Gericht; auch dies geht auf magische Vorstellungen zurück. Die Figurenszenen außen wiederholen noch einmal diese Ermahnungen.

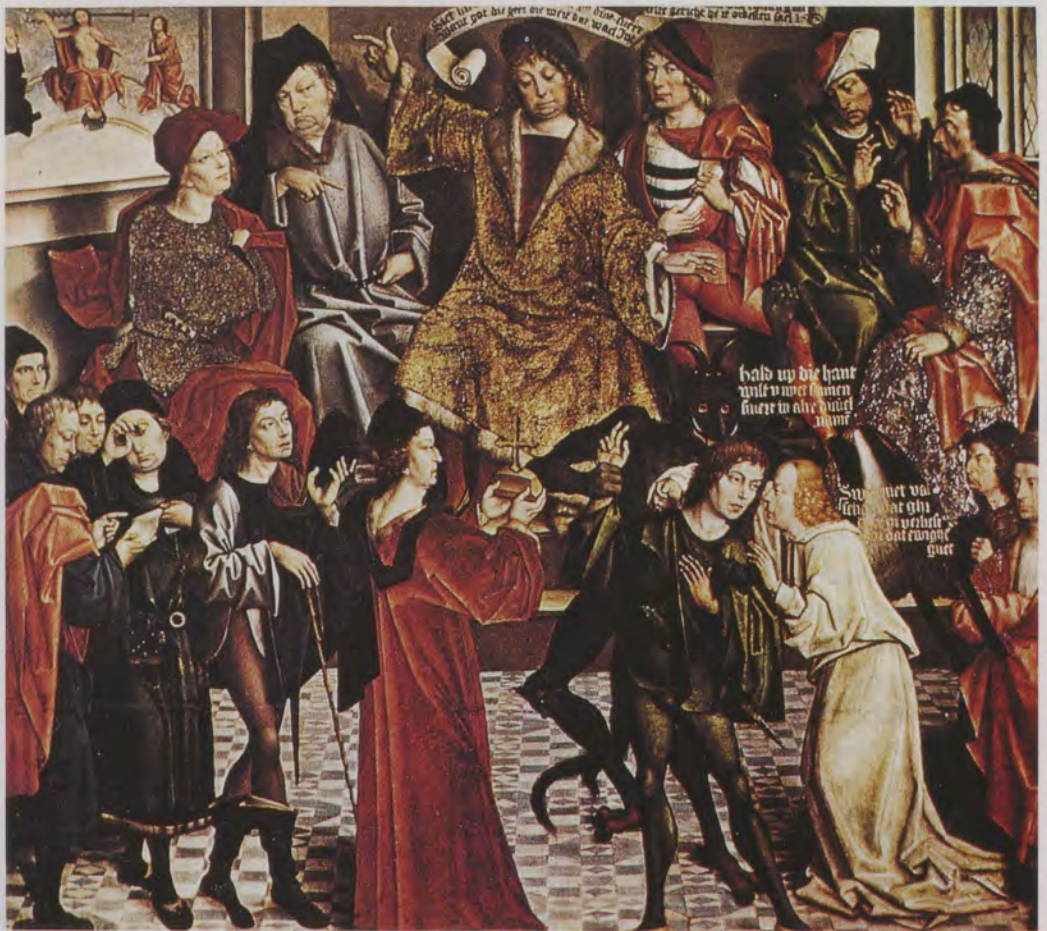
Bildliche Aufrufe der Parteien und Zeugen zur Wahrheit gehörten mindestens seit dem späten Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert zur Ausstattung der

Gerichtsstuben in den städtischen und dörflichen Rathäusern. Der Haupttyp dieser Darstellungen wird durch das bekannte Weseler Gerichtsbild des Derick Baegert (1493/94) repräsentiert, es ist zugleich ein bedeutendes Werk der spätgotischen Malerei in Nordwestdeutschland: eine figurenreiche Szene mit Richter, Schöffen und Parteien, eine reale Gerichtssitzung wird dargestellt, im Zentrum der Kampf zwischen Engel und Teufel um den Schwörenden, dem das Schwurreliquiar vorgehalten wird. Ein spätes Exemplar dieses Bildtyps hat sich in einer Tafel von 1713 im Rathaus von Aach (Kreis Konstanz) erhalten. Auch hier vor versammeltem Gericht die Eidesleistung. Anders als Derick Baegert teilt der naive Maler die Welt von vornherein in Gut und Böse, jeweils durch einen Schwörenden verkörpert. Der Meineidige ist in der Gewalt von drei Teufeln, deren einer, possierlich genug, ihm die Kette um den Fuß legt. Der gute Zeuge steht in der Obhut eines Engels, der auf die über dem Gericht auf Wolken schwebende Dreifaltigkeit deutet. Der oberschwäbische Maler hat keine Schwierigkeiten, in der engen Gerichtsstube den Himmel zu öffnen, wie es seine großen Kollegen in den barocken Kirchengewölben tun. Übrigens schrieben manche Gerichtsordnungen vor, bei der

Eidesleistung Türen und Fenster zu öffnen, damit Gott leichteren Zutritt zum Schwörenden habe und der Teufel die Seele des Meineidigen schnell holen könne.

Zur Mahnung an der Wand: «Das Jüngste Gericht»

Das eigentliche Gerechtigkeitsbild in der alten Gerichtsbarkeit war das «Jüngste Gericht». Wie auf dem Weseler Bild zu sehen, befand es sich allenthalben an der Wand des Gerichtssaales, zu dessen unverzichtbarem Inventar es gehörte, selten nur durch ein anderes Thema ersetzt, etwa durch das Urteil Salomons. Manche Gerichtsordnungen schreiben ein Weltgerichtsbild ausdrücklich vor. So heißt es in einer Glosse des 14. Jahrhunderts zum Sächsischen Weichbildrecht: *wenn wo der richter mit orteilm richtit, in der selbien stat, unde in der selbien stunde sizit got in sinem gotlichen gerichte obir dem richter, und obir die schepphen; unde dorum sulde eyn izlichir richter in dem rathuse lazin molen, daz gestrenge gericht unsers herren; unde ist dorumme, daz er gedenken sal an das gerichte, daz das unsers herren sy.* Das Weltgerichtsbild in der Ratsstube fehlt auch nicht in Johann Valentin Andreäs christlicher Idealstadt «Christianopolis» (1619).



Gerichtsbild,
1493/94 gemalt
von Derick Baegert.
Ausgestellt im
Museum Wesel.

Gerichtsbild von
1713 im Rathaus der
Stadt Aach, Kreis
Konstanz.



Der Sinn des Weltgerichtsbildes ist die Darstellung der unmittelbaren Gegenwart Gottes bei der irdischen Gerichtssitzung. Gott selbst wacht darüber, daß Gerechtigkeit geschieht, wie Josaphat den von ihm eingesetzten Richtern erklärt: *Darum laßt die Furcht des Herrn bei euch sein und hütet euch und tut's; denn bei dem Herrn, unserem Gott, ist kein Unrecht noch Ansehen der Person noch Annehmen des Geschenks* (2. Chr. 19, 7). Ganz unmittelbar werden so Unparteilichkeit und Unbestechlichkeit des Richters von Gott hergeleitet.

Im deutschen Südwesten haben sich Weltgerichtsbilder dieser Zweckbestimmung erst aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts erhalten, im Unterschied zu zahlreichen gotischen Beispielen in Nord-

deutschland und in den Niederlanden. Das Bild aus der Gerichtsstube des Ulmer Rathauses, um 1560 vom Ulmer Stadtmaler Jörg Rieder gemalt, heute als Dauerleihgabe des Württembergischen Landesmuseums wieder im Ulmer Museum, ist in seinen bewegten Figurengruppen und seiner kontrastreichen Farbigkeit besonders wirkungsvoll; die Höllenszenerie vor allem steht in der niederländischen Bosch- und Bruegel-Tradition. Das Bild war die Mitteltafel eines Triptychons; die verlorenen Flügel zeigten außer dem Urteil Salomons das «Gericht von Theben». Letzteres Bildmotiv stammt aus der Schrift Plutarchs über Isis und Osiris. Danach sollen in der ägyptischen Stadt Theben Statuen von Richtern ohne Hände und die des Oberrichters mit ge-



Georg Rieder der Ältere: das jüngste Gericht. Gemalt um 1560 für die Gerichtsstube des Ulmer Rathauses.

Rechte Seite: Das Urteil des Königs Salomon. Emporenbild vom Ende des 16. Jahrhunderts in der Pfarrkirche Pleidelsheim.

geschlossenen Augen aufgestellt gewesen sein, als Zeichen der unbestechlichen und unzugänglichen Gerechtigkeit. Schade nur, daß wir keine Ahnung davon haben, wie der Maler diesen absonderlichen Vorwurf bildnerisch bewältigt hat.

Die Übung, Weltgerichtsbilder in den Gerichtssälen anzubringen, erlag im 18. Jahrhundert der aufklärerischen Zeitströmung. Eines der letzten Bilder dieses Typus dürfte das im Rathaus von Schwäbisch Hall gewesen sein, dessen Original (um 1735) im Zweiten Weltkrieg zerstört wurde.

Eine andere Tradition des Gerichtsbildes hat sich merkwürdigerweise bis in unsere Zeit fortgesetzt. Im Stuttgarter Rathaus wird eine spätgotische Figur des Christus als Schmerzensmann aufbewahrt. Der nicht mehr erhaltene Sockel trug die Inschrift *Verher/Baid/Thail, Darnach/Sprich/Urthail*. Das Bild des Gekreuzigten sollte die Richter zur Unparteilichkeit anhalten – *audiatur et altera pars* –, der Bezug zum Prozeß und Justizmord an Jesus ist offensichtlich. Mehr noch – es war die Mahnung zur Barmherzigkeit, ohne die nach Thomas von Aquin die Gerechtigkeit Grausamkeit ist.

Kreuze und Kruzifixe im Gerichtssaal können Glaubens- und Bekenntnisfreiheit verletzen

Schon lange vor dem Streit um Kruzifixe in bayerischen Schulräumen gab es Auseinandersetzungen um Kruzifixe und Kreuze im Gerichtssaal; 1973 erging dazu sogar eine Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts, nach der der Zwang, entgegen der eigenen religiösen oder weltanschaulichen Überzeugung in einem mit einem Kreuz ausgestatteten Gerichtssaal verhandeln zu müssen, das Grundrecht der Glaubens- und Bekenntnisfreiheit (Art. 4 Abs. 1 Grundgesetz) verletzen kann. Bemerkenswert ist, daß diese und andere einschlägige Gerichtsentscheidungen – abgesehen von der Anerkennung der praktischen Verwendung des Kreuzes als Schwurrequisit – die Unverbindlichkeit seines Vorhandenseins betonen. Es fehle auch das geringste Anzeichen dafür, daß durch die Anbringung der Kreuze die Richter in Bayern veranlaßt werden sollten, sich bei der Rechtsprechung nicht nur vom Recht, sondern auch von der im Kreuz symbolisierten Idee leiten zu lassen. Ob die Richter des Nürn-

berger Oberlandesgerichts, die 1966 diesen Satz schrieben, sich seiner Tragweite bewußt waren?

Da die Richter ehemals verpflichtenden Gerechtigkeitsbilder blieben nicht auf den Gerichtssaal beschränkt, wir finden sie auch in Kirchen, nahe bei den Stühlen für die Richter, d. h. für die Ratsmitglieder, die das kommunale Gericht bildeten. So ist in der Stadtkirche von Weilheim an der Teck über der *Herrenborkirche* (der Empore für die Ratsherren) das Urteil Salomons (1601) gemalt. In der Pfarrkirche von Pleidelsheim (Kreis Ludwigsburg) sind an der westlichen Emporenbrüstung zwei Bilder solcher Zweckbestimmung angebracht; ihr ursprünglicher Platz in der Kirche ist allerdings unbekannt. Das eine stellt wiederum das salomonische Urteil dar, das andere konnte man in unserer Zeit lange nicht deuten. Es ist die von Herodot (V, 25) erzählte Geschichte, wie der persische König Kambyses den bestechlichen Richter Sisamnes bestraft. Er ließ diesem die Haut abziehen und über den Richterstuhl spannen. Der Sohn des Hingerichteten mußte als Nachfolger den Stuhl einnehmen.

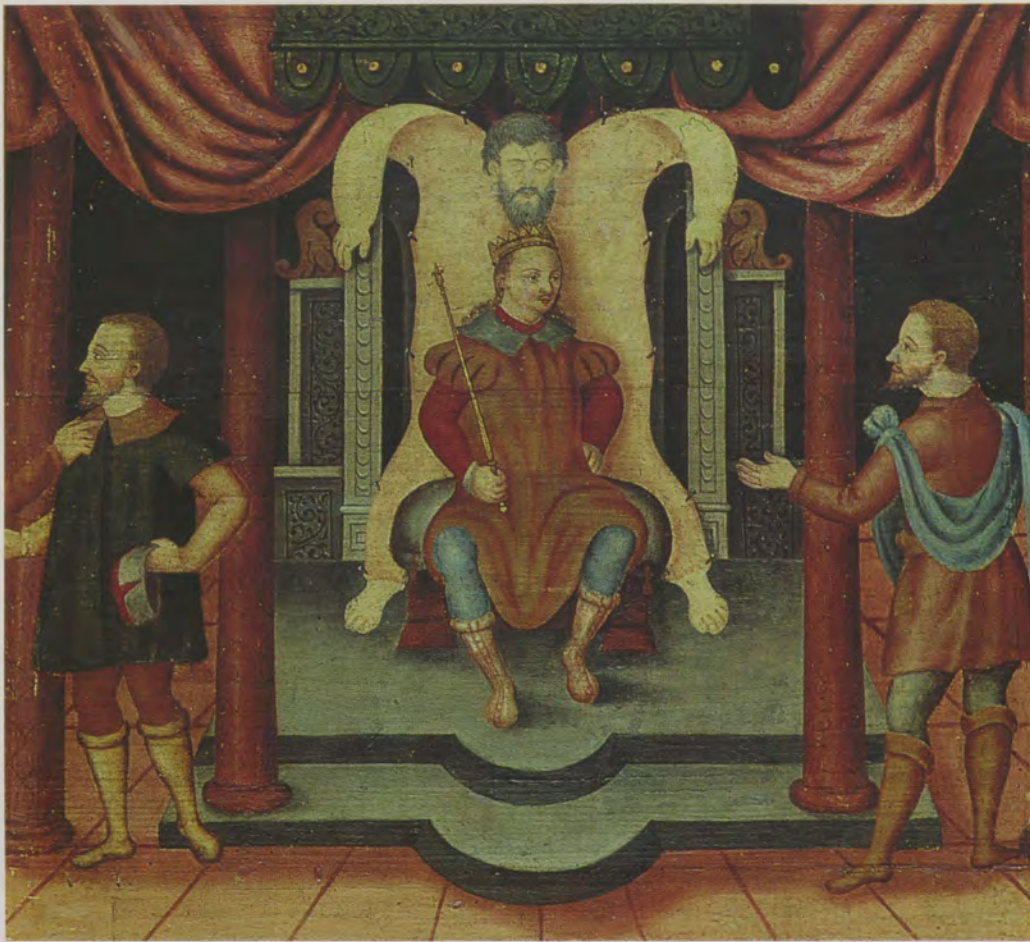
Das Kambyses-Thema eignete sich besonders gut, die fürsorgende Herrschaft des Fürsten über die Rechtspflege darzustellen. Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der «Große Kurfürst», ließ 1643 eine Tafel mit diesem Motiv – aus der Cranach-Werkstatt – im Berliner Kammergericht aufhängen. Die Richter betrachteten dies als Affront, konnten aber das Bild erst 1816 loswerden, als es der Gemäldegalerie in Berlin einverleibt wurde.

Es spricht einiges dafür, daß auch mit dem Pleidelsheimer Kambyses-Bild eine Demonstration des landesfürstlichen Machtanspruches über die Richter gemeint war. Die beiden Bilder nebst den zugehörigen Tugenddarstellungen stehen wohl in zeitlichem Zusammenhang mit dem Umbau der Kirche durch den herzoglichen Hofbaumeister Georg Beer, Architekt des Stuttgarter Lusthauses, gegen Ende des 16. Jahrhunderts. Diese Verbindung zum Landesherrn, wie immer sie zustande kam, könnte die Thematik der Emporenbilder inspiriert haben.

Von biblischen Motiven über Themen aus der Antike zur Bildlosigkeit unserer Gerichtssäle

Das Kambyses-Thema, wie auch das «Thebäische Gericht», gehört zu einem Kanon von Gerechtigkeitsbildern aus antiken Quellen, die in der Zeit von Humanismus und Renaissance neben die biblischen Themen treten. Wir begegnen diesen Bildern, die Stoffe aus der griechischen und römischen Geschichte und Mythologie zum Gegenstand haben, vornehmlich in den Sitzungssälen und Gerichtsstuben, auch auf Außenwänden der Rathäuser. Es sind oft umfangreiche Bilderzyklen, in denen neben und nach der Gerechtigkeit auch andere Tugenden von den Herrschenden bildlich eingefordert werden. Bedeutendstes Beispiel war der Zyklus, mit dem Hans Holbein d. J. den Großratsaal des Baseler Rathauses ausstattete; von diesen Fresken sind außer einigen Entwürfen leider nur wenige Fragmente er-





Emporenbild in der evangelischen Pfarrkirche Pleidelsheim: die Bestrafung des bestechlichen Richters Sisamnes. Herodot überliefert, daß der persische König Kambyzes den Richter bestrafte, da er nicht gerecht urteilte. Er ließ Sisamnes die Haut abziehen und über den Richterstuhl spannen, auf dem der Sohn des Bestraften Platz nehmen mußte. Gemalt um das Jahr 1590.

halten. Im deutschen Südwesten sind solche Zyklen u. a. in den Rathäusern von Ulm, Tübingen, Schorndorf und (in Kopie) Schwäbisch Hall überkommen. Weit entfernt ist die Wirklichkeit dieser Bilder von unserer Wirklichkeit. Die «Entmythologisierung» des Staates und seiner Herrschaftsformen hat besonders gründlich mit den magischen und religiösen Bindungen von Recht und Gericht aufgeräumt. Auch die antiken Erzählungen von Gerechtigkeits-Helden sind kaum mehr als verblaßtes Bildungsgut. Die Wirklichkeit des Rechts ist heute weitgehend die eines in sich geschlossenen, zweckrationalen und hochtechnisierten Regelwerks, mit der Tendenz zur immer weiter gehenden Differenzierung. Gerechtigkeit ist nicht viel anderes als Abgrenzung und Abwägung sozialer Interessen, das Gericht dafür eine Agentur, ein Dienstleistungsbetrieb. Höhere Mächte sind nicht mehr im Spiel. Doch fern

von aller rechtshistorischen Romantik stellen die alten Bilder die Frage nach der «höheren Orientierung» des Rechts. Wo diese fehlt, ist Gefahr, daß sich das technische System absolut setzt und – was kein Widerspruch ist – für Zwecke verfügbar wird, die mit Gerechtigkeit nicht mehr viel im Sinne haben.

Natürlich können es heute nur säkulare Grundwerte sein, an die das Rechtssystem gebunden ist. Sie sind vorhanden, auch wenn sie im «Betrieb» des Rechts häufig unsichtbar bleiben: Menschenwürde, Freiheit, Gleichheit, Solidarität, die alte fraternité. Gut und hilfreich wäre es, wenn wir für sie Symbole, Merkzeichen, Bilder hätten, wie das alte Gericht sie für seine Grundwerte besaß. Sonderbar, aber wohl innerlich begründet, daß unsere von Bildern überquellende und gesteuerte Welt eben hier bildlos bleibt.

Helmut Breitmaier Bellevue – ein vergessenes «Schloß» am Neckar bei Cannstatt

Aus Anlaß seines 150. Todestags wird 1995 in Stuttgart an Giovanni Salucci erinnert, Hofbaumeister von König Wilhelm I. von Württemberg. Markante Bauten in Stuttgart und Umgebung sind Schöpfungen von Salucci: das Wilhelmspalais, Schloß Rosenstein und die Grabkapelle für Königin Katharina auf dem Rotenberg.

Giovanni Salucci war 1818 Nachfolger von Nikolaus von Thouret geworden, dem langjährigen Architekten von König Friedrich, den dessen Sohn Wilhelm bald nach seinem Regierungsantritt 1816 entlassen hatte. Thouret war es gewesen, der die sogenannten Königlichen Anlagen geplant hatte, die sich vom Gartenflügel des Stuttgarter Neuen Schlosses bis zum Neckar bei Cannstatt erstrecken und – leider immer wieder verkleinert – noch heute die «grüne Lunge» von Stuttgart sind.

Der Platz, auf dem am Cannstatter Ende der «Anlagen» Schloß Rosenstein ins Neckartal blickt, trug früher den Namen «Kahlenstein». Wegen der herrlichen Aussicht von dort über das Neckartal hinweg zum Schurwald und bis zur Schwäbischen Alb war der Kahlenstein ein beliebtes Ausflugsziel von Cannstattern und Stuttgartern. Auch König Friedrich versäumte nicht, im Mai 1815 den österreichischen und den russischen Kaiser, die nach dem

endgültigen Sieg über Napoleon auf der Rückreise aus Paris in Stuttgart Station gemacht hatten, zu diesem Aussichtspunkt zu führen.

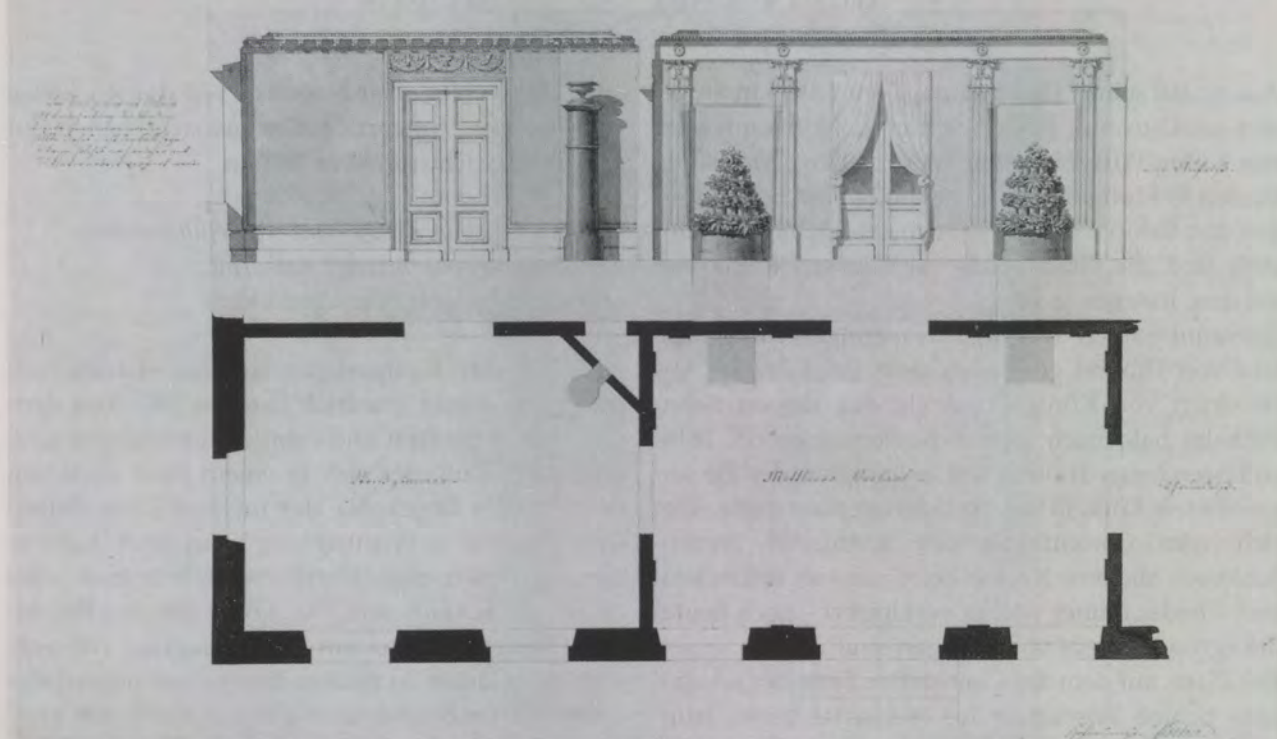
Landgut Bellevue, König Friedrichs Willkommensgeschenk an Kronprinzessin Katharina, «Unsere vielgeliebte Schwiegertochter»

Am Fuß des Kahlensteins lag das «Landschloß Bellevue». König Friedrich hatte es 1806 von dem Cannstatter Stadtrat und Fabrikanten Wilhelm Zaiß erworben. Zaiß, der sich in einem Brief an König Friedrich als Begründer der mechanischen Baumwollspinnerei in Württemberg bezeichnet, hatte in dem Anwesen eine Textilfärberei betrieben, eine «türkische Rotfärberei». Der König ließ den Bau instand setzen, um ihn zur Unterbringung von auswärtigen Gästen zu nutzen. Nach einer neuerdings eingesehenen Bauzeichnung hat er damit den Hofbaumeister Reinhard Ferdinand Fischer beauftragt, einen «natürlichen» Sohn von Herzog Carl Eugen, der von 1746 bis 1813 gelebt hat. Fischer war seit 1773 herzoglicher Architekt und hat u. a. Schloß Hohenheim gebaut. Noch im Jahr 1806 ist er in den Ruhestand gegangen. Später erhielt Thouret den Auftrag, Landhaus und Garten für des Kronprinzen –

«Cannstatt 1811» steht über dieser Zeichnung von August Seyffer. Der Blick geht vom Kahlenstein, dem späteren Rosenstein, auf das Schloßchen Bellevue – ganz links –, auf den breiten Neckar und auf die Altstadt von Cannstatt.



*Ansicht der Wohnung des Königs
mit Bibliothek und im Folgejahr im Hofe
aufgeführt zu Bellevue.*



Bellevue, Grundriß und Aufriß des Hauptgebäudes. Erdgeschoß mit «Speiszimmer» und «Mittlerer Vorsaal».

Friedrich Wilhelm, wie er damals noch hieß – königliche Hoheit auszubauen und zu vergrößern.

Als der Kronprinz Anfang 1816 in St. Petersburg in zweiter Ehe die russische Großfürstin Catharina Pawlowna heiratet, die Witwe des frühverstorbenen Prinzen Georg von Oldenburg, kaiserlich-russischen Gouverneurs von Twer, wird Bellevue nochmals umgewidmet: Es wird Willkommensgeschenk des Königs an seine Schwiegertochter. In einem Schenkungsbrief vom 20. Januar 1816 heißt es: *Nachdem Wir Uns entschlossen haben, Unserer vielgeliebten Schwiegertochter, der Kronprinzessin Katharina Liebden zur Bezeugung Unserer zärtlich väterlichen Gesinnung das Uns eigentümlich zugehörige Landgut, Bellevue genannt, schenkungsweise als volles und unwiderruffliches Eigentum zu überlassen, so übertragen Wir hiermit alle Rechte und Gerechtsame in aller Form auf Unsere Schwiegertochter.*

Nach seinem Einzug in Stuttgart im April 1816 bezog das junge Paar den Prinzenbau am damaligen «Schloß- und Canzleiplatz», während der Sommerwochen hielt es sich gern im Landhaus Bellevue auf. Im Prinzenbau befindet sich übrigens heute das Justizministerium, aus dem «Schloßplatz» ist der «Schillerplatz» geworden.

König Friedrich von Württemberg starb am 30. Oktober 1816. In seinem Sterbejahr hatte es eine

schlimme Mißernte gegeben. Die Folgen waren Hunger und Teuerung in Württemberg, das ohnehin noch unter den Nachwirkungen der napoleonischen Kriege litt. Unter König Wilhelm änderte sich vieles, der Hof wurde ziviler und bescheidener als unter seinem Vater. Dies nicht nur wegen der wirtschaftlichen Notlage, sondern weil Wilhelm ein anderer Mensch als sein Vater und Vorgänger war.

König Friedrich und Königin Mathilde hatten sich im Sommer im Schloß Ludwigsburg aufgehalten, dem schwäbischen Versailles. Wilhelm und Katharina wählten das bescheidene Bellevue als Sommerfrische, das den Vorzug hatte, näher an der Residenz zu liegen. Sie konnten den Weg dorthin in einer kleinen halben Stunde zurücklegen.

Die Königin schenkte nach dem Tod ihres Schwiegervaters ihrem Gemahl im Sommer 1817 das «königliche Landschloß». Zusammen mit Katharina verbrachte Wilhelm dort seine glücklichste Zeit. Noch im Sommer 1818, als schon der Gedanke an den Bau eines neuen Landhauses für die königliche Familie – der Ehe entstammten zwei Töchter, Marie und Sophie – auf dem Kahlenstein nach Plänen von Giovanni Salucci Gestalt annahm, gab es im Bellevue noch eine Reihe von Teegesellschaften, und auch ein Kammerkonzert wurde dort gegeben. Schließlich durfte sich die Mutter von Katharina,

die Zarin Maria Feodorowna, bei einem Besuch in Stuttgart im Oktober jenes Jahres im Bellevue an einem Feuerwerk erfreuen.

Im Jahr 1843 wird das Schlößchen abgebrochen und in der Cannstatter Badstraße wieder aufgebaut

Völlig überraschend starb Königin Katharina am 9. Januar 1819 im Alter von erst 32 Jahren. Schon im Mai stand König Wilhelms Entschluß fest, für die Verstorbene auf dem Rotenberg nach einem Plan von Salucci ein Mausoleum errichten und dafür die Stammburg des Hauses Württemberg abreißen zu lassen. An Bellevue hatte er sein Interesse verloren. In dessen Nähe wurde ein neues, repräsentatives Landhaus, ein Schloß, erbaut. Durch königliches Dekret wurde der Kahlenstein in «Rosenstein» umbenannt. 1829 wurde Schloß Rosenstein fertiggestellt. Bezogen hat es der König aber nie, er schien es geradezu zu meiden: «Das Rätsel vom Rosenstein.»

Bellevue wurde 1843 abgebrochen. Der Oberamtsarzt Dr. Abele, der aus Cannstatt eine Bäderstadt machen wollte, hatte die Baulichkeit erworben, um sie jenseits des Neckars, in der Badstraße, als Kuranstalt wieder aufbauen zu lassen. Später war es zeitweilig Sitz eines Kameralamts, eines Finanzamts. Es diente noch verschiedenen anderen Zwecken und stand bis zum Zweiten Weltkrieg. Danach wurde an dieser Stelle der Zweckbau des Amtsgerichts Stuttgart-Bad Cannstatt errichtet.

Bellevue war keine bemerkenswerte Architektur. Soll man Thouret und seinen königlichen Auftraggeber dafür schelten, daß sie es als bürgerlichen Landsitz gestaltet haben, nett, gemütlich und völlig unrepräsentativ? Eigentümliche Gegensätze: Der pompöse Friedrich als Bauherr ein «kleiner Spießler» und der sich bescheiden und zivil gebende Wilhelm als Auftraggeber repräsentativer Gebäude, unter anderem eines Lustschlosses! Man darf aber nicht übersehen, daß sich am Anfang des 19. Jahrhunderts innerhalb von rund zwanzig Jahren die Zeiten, der Geschmack und die Möglichkeiten grundlegend gewandelt hatten.

LITERATUR:

Eberhard Fritz: König Wilhelm und Königin Katharina von Württemberg. Studien zur höfischen Repräsentation im Spiegel der Hofdiarien. In: Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte 1995, S. 157 ff.

Hermann Missenharter: Herzöge, Bürger, Könige. Steinkopf-Verlag, Stuttgart 1974, S. 232 ff.

Cannstatt 1810. Links das Schlößchen Bellevue, rechts des Neckars die Oberamtsstadt. Wo sich das Schlößchen erhob, wurde danach die Wilhelma gebaut.



Raimund Waibel Museen des Landes: «Klostervilla Adelberg» im Schurwald

Durch eine Senke von dem bereits um 800 gegründeten Dorf gleichen Namens getrennt liegt im Schurwald nur wenige Kilometer südlich von Schorndorf die ehemalige Prämonstratenser-Abtei Adelberg. In der räumlichen Trennung wird ein gesellschaftspolitisches Phänomen des Mittelalters augenscheinlich und begreifbar: Die frommen Klosterbrüder lebten oft in vieler Hinsicht abgesondert von ihren Untertanen, von deren Arbeit sie ihr Dasein in Form der an das Kloster zu leistenden Abgaben bestritten.

Der einstige Klosterbezirk wirkt mit seinen historischen Gebäuden – etwa der gewaltigen Zehntscheuer und der prächtigen Ulrichskapelle mit ihren Fresken sowie dem spätgotischen Juwel des Hochaltars Ulmer Schule – noch immer beeindruckend und zeugt von dem einstigen Reichtum der Abtei. Diesem Wohlstand standen freilich die bedrängten Lebensumstände der Bauern gegenüber. Konflikte konnten da nicht ausbleiben. Hatten Bauern der Umgebung die Abtei bereits 1514 im Aufstand des Armen Konrad heimgesucht, so wurde Adelberg 1525 vom Gaildorfer Haufen unter reger Beteiligung der Bauern aus der Nachbarschaft erneut geplündert und gründlich verwüstet. Den Wiederaufbau zu alter Pracht verhinderte die Reformation, in deren Folge das Kloster Adelberg Sitz einer evangelischen Sprengelverwaltung geworden ist.

Wie ein Fremdkörper wirkt inmitten des nur hie und da durch Bauten neueren Datums gestörten historischen Ensembles die sogenannte «Klostervilla», ein repräsentatives Wohnhaus von deutlich städtischem Gepräge, das sich der Adelberger Schultheiß Link 1844 errichten ließ. Dieses Haus wurde 1987 von der Gemeinde in der Absicht erworben, Räumlichkeiten für die Bedürfnisse der Schauspieler der jedes Jahr stattfindenden Adelberger Freilichtspiele bereitzustellen und des weiteren im ersten Stock ein Klostermuseum einzurichten. Vier Jahre später konnte die von dem Tübinger Historiker Andreas Sprachmann eingerichtete museale Ausstellung eingeweiht werden.

*Aus Mangel an originalen Exponaten:
Texte, Reproduktionen und geschickte Inszenierungen*

Wie so häufig bei abgegangenen Klöstern mußten sich die Museumsgestalter zunächst mit dem Mangel an Originalen auseinandersetzen. Von der vorreformatorischen Einrichtung hat nur wenig über-

lebt, einige Kunstwerke befinden sich in anderen Museen und standen für die «Klostervilla Adelberg» genauso wenig zur Verfügung wie Teile des Schriftguts in den Archiven. Der wertvolle spätgotische Altar muß aus vielerlei Gründen an seinem angestammten Platz in der Ulrichskapelle verbleiben. Doch dieser Mangel an Exponaten birgt auch Chancen für die Gestaltung. Denn dort, wo der Besucher nicht durch historische Objekte gleichsam «abgelenkt» wird, vermögen einfühlsame Texttafeln, Reproduktionen und geschickte Inszenierungen ein durchaus realistisches Bild von der Vergangenheit zu vermitteln. Und dieser Weg der indirekten Vermittlung wurde in Adelberg recht konsequent beschritten.

Freilich sollte – so der ursprüngliche Plan – das einzurichtende Museum nicht nur der Klostergeschichte gewidmet sein, sondern auch Aspekte der Natur- und Ortsgeschichte beleuchten. Und so vermittelt die Adelberger Ausstellung dem Besucher heute im Treppenflur des ersten Stocks zunächst Einblicke in ein seltenes, heute längst vergangenes, aber einst für den Ort typisches Handwerk: die Schnupftabakdosen-Herstellung aus Baumrinde. Der letzte Adelberger Hersteller von Schnupftabakdosen, der übrigens bis zuletzt auf ganz traditionelle Art und Weise produziert hatte, starb 1987. Ein überlebensgroßes Foto zeigt ihn bei der Arbeit, daneben in einer Vitrine altes Handwerkszeug, eine Auswahl seiner Produkte und historische Fotografien. Eine Texttafel erläutert den Herstellungsprozeß: die Behandlung der Rinde, das Spannen und Leimen der Dosen über Leisten, bevor sie auf eine höchst originelle Art und Weise getrocknet wurden, nämlich durch Daraufsitzen, um schließlich noch einen Deckel verpaßt zu bekommen.

Diesem Auftakt über ein bemerkenswertes, rares Handwerk folgt im ersten Raum der Ausstellung ein zweiter Prolog. Bevor der Besucher zur eigentlichen Klostergeschichte gelangt, führt ihn der Weg durch einen dem Ökosystem «Wald» gewidmeten Raum: im Zentrum kreisförmig angeordnete, schräg angesägte Stämme verschiedener Holzarten des Schurwaldes, umgeben von ausgestopften Tieren, an den Wänden Texttafeln mit ökologischen, botanischen und zoologischen Informationen sowie ein Hinweis auf den Naturlehrpfad Adelberg. Diese «Abteilung» des Museums sei, so ist zu hören, vor allem für Kinder und Schulklassen gedacht, die Adelberg be-

Die «Klostervilla Adelberg» im ehemaligen Klosterbezirk: repräsentativer Bau eines selbstbewußten Schultheißen um 1840. Die Ausstellungsräume befinden sich im ersten Stock, das Parterre birgt zwei große Veranstaltungsräume, die auch die Schauspieler der jährlichen Freilichtspiele nutzen. Im zweiten Obergeschoß liegen Künstlerateliers.



suchen. Man kann sich jedoch nicht des Eindrucks erwehren, daß die Museumsgestalter bei der Arbeit in diesem Raum nicht ganz glücklich waren. Er wirkt stellenweise wie ein Fremdkörper, sowohl in inhaltlicher wie gestalterischer Hinsicht. Der Schwerpunkt in der «Klostervilla Adelberg» liegt ganz eindeutig und unverkennbar – und man möchte hinzufügen: ganz zu recht – bei der Geschichte des ehemaligen Prämonstratenser-Klosters.

Fünf Phasen der Klostersgeschichte – Kaiser Barbarossa begünstigt die Gründung

Der Gang durch die Historie, zu dem die Ausstellung einlädt, orientiert sich an den fünf prägenden

Phasen der Klostersgeschichte, denen jeweils ein Zimmer der ehemaligen Schultheißenwohnung gewidmet ist: zunächst der nach drei vergeblichen Versuchen 1178 endlich gelungenen Gründung, dann der Klostersgeschichte in staufischer Zeit und der nachhaltigen Förderung des Chorherrenstifts nicht zuletzt durch Kaiser Barbarossa, anschließend daran der Blüte der Gemeinschaft im 14./15. Jahrhundert und deren Untergang im Deutschen Bauernkrieg 1525 sowie in der sich anschließenden Reformationszeit und schließlich seinem Fortleben zunächst als «protestantischem Kloster», dann als kirchlicher Bildungsanstalt und zuletzt als Prälatur bis zum Ende des alten Reiches 1806.

Im ersten Raum soll eigentlich die sich anfänglich



Dokumentation eines
raren alten Hand-
werks im Treppen-
flur: Adelbergs letzter
Schnupftabakdosen-
Hersteller bei der
Arbeit.

schwierig gestaltende Gründung eines Klosters bei Adelberg thematisiert werden: Der Gründer Volkmand von Toggenburg – oder auch nach seiner Stammburg: Volkmand von Ebersberg – hatte 1171 zunächst Zisterzienser ansiedeln wollen, die aber den auf der Höhe und wasserfern gelegenen Platz wieder aufgaben. Auch die Berufung von Prämonstratensern aus Rot a. d. Rot mißglückte, da Volkmand den Mönchen wohl zu wenig Rechte einräumen wollte. Erst als die Prämonstratenser-Abtei Roggenburg (Landkreis Neu-Ulm) 1178 einige ihrer Chorherren entsandte, wurde die Besiedlung dauerhaft. Doch die sinnvolle und sonst konsequent beachtete chronologische Darstellung wird an dieser Stelle unterbrochen. Die Texttafeln zur Geschichte der Besiedlung des Schurwaldes und der sich dort überschneidenden Herrschaftsgebiete der Staufer und Zähringer, der Herren von Teck und Aichelberg sowie die Würdigung der zur Zeit der Klostergründung 1178 dort bereits existierenden älteren Ulrichskapelle (Weihe 1054) samt Nachfolgebauten gehören als Hintergrundinformation zwar unzweifelhaft zum Thema, doch der unerwartete und reichlich unvermittelte Sprung zur Gerichtsbarkeit des Klosters, für die unter dem Titel *Schuld und Sühne* ein Sühne-Steinkreuz steht, will an dieser Stelle nicht recht einleuchten. Auch Sinn und Funktion des großen Kloster-Marksteins sowie einiger Zeugensteine, die einst unter Marksteinen bzw. an nur den «Untergängern» oder den Marksteinsetzern bekanntem Ort verborgen waren, bleibt etwas im Dunklen.

Der «Gründungsraum» des Klosters Adelberg bleibt so ein Zwitter, der den Besucher zunächst etwas orientierungslos läßt. Die synoptische Darstellung markanter Daten aus der Klostersgeschichte sowie Phasen der deutschen und württembergischen Geschichte auf einer Tafel mit dem – sicher selbstironisch zu verstehenden – Titel *Umbilicus mundi*, Adelberg also als *Nabel der Welt*, vermittelt am Beginn des Rundgangs einen willkommenen Überblick über die folgenden Jahrhunderte und führt vor, daß die Adelberger Klostersgeschichte keineswegs isoliert zu betrachten ist, sondern sich in das Geflecht regionalen und überregionalen Geschehens einfügt. Ob allerdings Papst Leo IX., in Egisheim im Elsaß geboren und einer der wenigen deutschen Päpste, nur deshalb die Ulrichskapelle nicht selbst weihte, weil er kurz zuvor von den im Mittelmeer operierenden Normannen gefangengenommen und bald nach seiner Rückkehr in Rom gestorben war, nimmt der weniger lokalpatriotisch gesinnte fremde Besucher mit Schmunzeln zur Kenntnis. Sollte der »Nabel der Welt« doch nicht ganz so ironisch gemeint sein?

Festen Boden unter den Füßen gewinnt die Ausstellung und damit auch der Besucher im folgenden «Barbarossa-Raum», wo die erste Blüte der jungen Abtei – infolge nachhaltiger Förderung vor allem durch das Haus Hohenstaufen – angesprochen ist. Der Gründer Volkmand, als Vetter Barbarossas selbst ein naher Stauferverwandter, diente wie bereits sein Vater dem Kaiserhaus als Ministerialer, nämlich als *procurator*, als höchster Verwalter in der Provinz also.

Auch die Berufung von Prämonstratensern, jenem Orden, dem Kaiser Friedrich I. so nahe stand, wird man als Ausdruck dynastischen und politischen Kalküls – eben zugunsten der Staufer – sehen müssen. Waren doch Klostergründungen und Schutzvogteien beliebte und bewährte Mittel zur politischen Durchdringung vor allem noch wenig besiedelter Räume wie etwa des Schurwalds. Ein Foto des bekannten Cappenberger Kopfes, jenes Geschenks Barbarossas an seinen Taufpaten Otto von Cappenberg, den Abt der ersten Prämonstratenser-Niederlassung auf deutschem Boden, versinnbildlicht und unterstreicht diese auffällige, historisch bezeugte Vorliebe Barbarossas für den Reformorden. Mit Informationen zum Orden der Prämonstratenser und ihrem Gründer, dem heiligen Norbert von Xanten, nimmt die Ausstellung im «Barbarossa-Raum» somit den thematischen Faden des ersten Raumes wieder auf.

Daß Kaiser Friedrich I. dann am 25. Mai 1181 dem Kloster Adelberg ein Schutzprivileg ausstellte – in der «Klostervilla» präsent als Faksimile in einer Vitrine – und ihm 1187 oder 1188, also am Vorabend des Kreuzzuges, von dem Barbarossa ja nicht zurückkehren wird, auch einen Besuch abstattete, war nicht mehr als konsequente Fortsetzung einer bereits eingeleiteten Entwicklung. Wenn Barbarossas jüngster Sohn, der eigentlich zunächst für eine geistliche Laufbahn vorgesehene spätere König Philipp von Schwaben, seine schulische Ausbildung in Adelberg erhielt, so unterstreicht dies die Bedeutung, die das junge Kloster für das schwäbische Herrscherhaus gehabt haben muß.

Die Förderung des Adelberger Klosters, das bis ins 15. Jahrhundert kirchenrechtlich nur eine Propstei, also ein Filialkloster und keine selbständige Abtei war, durch großzügige Stiftungen und Schenkungen seitens der Staufer erstaunt somit nicht. Auch der ohne Nachkommen gestorbene Gründer Volknand hatte seinen ganzen Besitz den Adelberger Prämonstratensern vermacht. Aus der Fülle weiterer Legate sei nur die Stiftung eines Hofes in Oberesslingen durch die Frau Philipps von Schwaben, der gebildeten und einflußreichen byzantinischen Prinzessin Irene – angeordnet auf dem Totenbett – erwähnt; diese Stiftung wird auch in der Ausstellung samt der Übersetzung des lateinischen Urkundentextes aufgeführt.

Prämonstratenser unter württembergischem Schutz – Späte Blüte um 1500, kurz vor der Reformation

Nach dem Untergang des staufischen Hauses konnten die Grafen von Württemberg neben so vielem anderem auch die Schutzvogtei über das Kloster Adel-

berg «erwerben». Unter württembergischem Schutz – man könnte auch «Herrschaft» sagen – erlebte das Kloster seine glanzvollste Zeit, sowohl in wirtschaftlicher wie geistiger Hinsicht. Die Regierungszeiten der Äbte Berthold Dürr (1460–1501) und Leonhard Dürr (1501–1538) stellten einen Höhepunkt der rund 350 Jahre dauernden Klostergeschichte dar. Unter Abt Berthold erfuhr das 1441 zur Abtei erhobene Kloster eine vollständige Erneuerung, die sich nicht nur in zahlreichen Neubauten, darunter auch der Ulrichskapelle, ausdrückte, sondern ebenso in geistiger Hinsicht, etwa der Intensivierung der Seelsorge in den inkorporierten Pfarreien und der Verbesserung des Unterrichts im Konvent. In seine Regierungszeit fiel auch die letzte Blüte der Adelberger Schreibkunst. Seine Innovations- und Baufreudigkeit ließen Berthold gleichsam zum «zweiten Gründer Adelbergs» werden.



In der «Klostervilla Adelberg»: das Ökosystem «Schurwald» als Inszenierung.

Freilich fand unter Abt Berthold auch die erzwungene Übersiedlung der Adelberger Prämonstratenserinnen in das Dominikanerinnenkloster in Lauffen am Neckar statt, womit das letzte schwäbische Doppelkloster ein Ende fand. Die Gründe für die Verbannung der Nonnen nach Lauffen sind nicht ganz klar. Graf Ulrich V. von Württemberg, der Schutzherr des Klosters, dessen einzige Tochter Katharina dort Priorin war, soll sie vor allem betrieben haben. Ganz freiwillig scheinen die frommen Damen nicht gegangen zu sein; jedenfalls ließ sich Katharina 1497 nicht in Lauffen, sondern in Adelberg begraben.

Nah beieinander lagen Licht und Schatten in der Zeit von Bertholds Nachfolger Abt Leonhard, einem in Tübingen und in dem oberitalienischen Ferrara ausgebildeten Doktor beider Rechte. Am Vorabend der

Reformation zählten nicht weniger als 10 Dörfer, 19 Weiler, 37 Höfe und 22 Mühlen zum Besitz des Klosters, wozu noch viele weitere Einzelgüter in mehr als hundert Orten traten. Das kapitalkräftige Kloster vermochte sogar den Fuggern und Kaiser Karl V. Geld zu leihen. In diesen Abschnitt fallen der Erwerb und die Aufstellung des großartigen Hochaltars in der Ulrichskapelle – in der Ausstellung durch zwei seltene Heilige, Sta. Cutubilla und St. Liborius, vertreten –, und sogar eine eigene Bildhauerschule entstand um 1510 in Adelberg. Von deren Wirken zeugt wahrscheinlich der – wohl in der Reformation – arg malträtierte Kopf eines Heiligen, dem die Nase abgeschlagen wurde: «Damnatio memoriae», die Auslöschung der Erinnerung, dürfte das Ziel dieser Verstümmelung gewesen sein.

Abt Leonhard mußte allerdings auch noch das Ende der Abtei Adelberg erleben, zuerst die Aktionen der aufständischen Bauern 1514 und 1525 und schließlich die Einführung der Reformation in Württemberg unter Herzog Ulrich (1534): Das Haus Württemberg legte Hand an die Klöster in seinem Territorium, sandte evangelische Lesemeister in die Mönchsgemeinschaften, um dort das Evangelium zu unterrichten, erließ später eine Unterrichtsordnung für die Klosterschulen und regelte die konfessionelle Zugehörigkeit schließlich endgültig in der *Großen Württembergischen Kirchenordnung* von 1559. Kloster Adelberg erhielt sechs Jahre später den ersten evangelischen Abt, wurde bis zur vorübergehenden Restitution an die katholische Kirche (1629–1648) zur «Niederer Grammatistenschule», an der zeitweise übrigens auch der junge Johannes Kepler unterrichtet wurde. Nach dem Ende des Dreißigjährigen Kriegs wurde diese Bildungsanstalt nicht wiederbelebt, sondern in den ehemaligen Klostergebäuden eine der vier württembergischen Generalsuperintendentenzen mit einem Prälaten an der Spitze eingerichtet. Das Kloster war zum kirchlichen Verwaltungssitz geworden. Nach dem Ende des alten Reiches verschmolz das adelbergische Kirchengut in der napoleonischen Zeit mit dem württembergischen Landesvermögen, wurde gleichsam säkularisiert.

Die Dokumentation der Blüte des 14./15. Jahrhunderts mußte in der ehemaligen Schultheißenwohnung in einem vergleichsweise kleinen Raum Platz finden. Texttafeln, Pläne und Graphiken an den Wänden beherrschen das Bild. Die erwähnten Altarfiguren und der verstümmelte Heiligenkopf stellen dazu das nötige dreidimensionale Anschauungsmaterial dar, ergänzt durch ein Modell des Klosterareals, wie es sich im Spätmittelalter präsentierte, als die große Abteikirche und andere klösterliche Bauten, die seither abgingen, noch standen.



Einer der wenigen Zeugen der Adelberger Bildhauerschule. Dem Kopf eines Heiligen wurde wohl im Bildersturm der Reformationszeit die Nase abgeschlagen.

*Inszenierung: Aufständische Bauern verwüsten die Abtei –
In evangelischer Zeit Sitz eines Superintendenten*

Den bewegten Ereignissen des 16. Jahrhunderts, sprich dem Ende der klösterlichen Gemeinschaft, wurde hingegen viel Platz eingeräumt. Ein gewisses Übergewicht zugunsten reformationsgeschichtlicher Zusammenhänge will insofern angemessen erscheinen, als die Klosteranlage ja bis 1806 von der neuen Konfession, also protestantisch genutzt wurde. Da der Schwerpunkt bei der Geschichte der Reformation liegt, dominieren an den Wänden die – teils erheblich vergrößert reproduzierten – für jene Zeit so typischen Holzschnitte mit oftmals propagandistischem Inhalt. In ihnen spiegeln sich notwendigerweise eher der Zeitgeist des frühen 16. Jahrhunderts, denn der «genius loci» und Adelberger Ereignisse in jener Zeit. Die mit «Pappkameraden» inszenierte Geschichte – aus der Feder von Hans Sachs – vom bibelfesten Schustergesellen, der im theologischen Wortstreit mit einem Prämonstratenser die Oberhand behält, ist zwar hübsch, hat aber konkret wenig mit Adelberg und seinem Kloster zu tun.

Etwas versteckt, aber bodenständiger und höchst aufschlußreich erscheint der Hinweis bezüglich der Bestrafung der an der Plünderung Adelbergs beteiligten Nachbarn auf einer der vielleicht ein klein wenig zu ausführlich ausgefallenen Texttafeln. Wenn beispielsweise ein Jehlin Müller eine Scheuer des Klosters abbrach und hernach bei sich wieder aufrichtete, so war dies mehr als nur spontanes Plündern. Offenbar rechnete man nicht mehr damit, daß die alten Gewalten wieder die Oberhand erlangen könnten. In diese Richtung deutet auch die Teilnahme des Verwalters des Adelberger Pflughofs in Göppingen an den Plünderungen.

Ausgeglichen wird dieser Mangel durch zwei massive, die Blicke unweigerlich auf sich ziehende Inszenierungen. Bäuerliches Arbeitsgerät ragt da wie Spieße und Waffen über Abbruchsteinen und verkohlten Balken in die Höhe: ein Sinnbild der Verwüstung der Abtei durch die aufständischen Bauern 1525. Zum anderen wurden hinter einem schwarzen, moskitonetzartigen Schleier auf einem Tisch neben verschiedenen Lebensmitteln ausgestopftes Wildbrett sowie ein Kalb mit verdrehten Augen und heraushängender Zunge aufgetürmt. Diese zweite Inszenierung steht für das sogenannte «Laetare-Mahl», das die Abtei jährlich dem Schorndorfer Magistrat zu bereiten hatte zum Dank für die Aufnahme der Adelberger Chorherren hinter den schützenden Mauern der Stadt, als die Bauern des Gaildorfer Haufens heranrückten. Abt Leonhard flüchtete übrigens mit dem Klosterschatz in die entgegengesetzte Richtung: nach



Großer Markstein des Klosters aus dem Schurwald, Höhe ca. ein Meter. Das alte Zeichen des Klosters, der Abtstab, wurde auch im 18. Jahrhundert im Herzogtum Württemberg von der nunmehr evangelischen Herrschaft weiterhin verwendet.

Unten: Ofenstein des Adelberger Heiligenpflegers Simon Geiger aus dem Jahr 1735. «Heiligenpfleger» war in Württemberg bis ins 19. Jahrhundert die übliche Bezeichnung für die Finanzverwalter der Kirchengemeinden. Sie waren meist anerkannte Respektspersonen im Dorf; nicht zu verwechseln mit den Mesnern, die in der dörflichen Hierarchie nicht viel galten.



Geislingen an der Steige. Dieses «Laetare-Mahl», das auch noch in protestantischer Zeit und letztmals 1753 gereicht wurde, entwickelte sich im Lauf der Zeit zur bauchspannenden Völlerei; eine Tatsache, die sich beim Anblick der drastischen Inszenierung gut nachvollziehen läßt. Die sehr gelungene Darstellung ließ übrigens zartbesaitete Besucher auch schon einmal murren in Sorge um das Gemüt ihrer Kinder, was nun doch reichlich überzogen erscheint!

Die Schilderung der Klostergeschichte, die sich im 16. Jahrhundert so dramatisch gestaltete, klingt schließlich im folgenden und letzten Raum der Ausstellung harmonisch aus und vermag auch jene besänftigen, die lieber nur die positiven Seiten der Vergangenheit sehen wollen. Die wohl noch immer etwas weltabgeschiedene evangelische Prälatur versahen zeitweise so markante Persönlichkeiten der würt-

tembergischen Kirchengeschichte wie Johann Valentin Andreä und Andreas Osiander, der spätere Hofprediger in Stuttgart.

Eher den «Realien» zugewandt war der Prälat und Generalsuperintendent Balthasar Sprenger (1724–1791), der sein geistlich-politisches Amt – die Prälaten waren mit Sitz und Stimme in den Landständen vertreten – mit naturwissenschaftlichen Studien und Forschungen im Sinne der Aufklärung zu verbinden verstand. Sein Interesse galt unter anderem dem Feld- und Weinbau; auch unternahm er als erster Deutscher Versuche, Schaumwein herzustellen. Neben einer weiteren Inszenierung, bei der Champagnerflaschen natürlich nicht fehlen durften, ist sein Wirken durch eine Auswahl seiner Schriften dokumentiert, darunter mehrere hundert Seiten starke landwirtschaftliche Handbücher, die der Kirchenherr «nebenher» verfaßte.



1525 wurde die Abtei Adelberg von aufständischen Bauern geplündert. Bäuerliches Arbeitsgerät steht für die Bedrohung der Mönche, ein Korn sack für die entwendeten Güter, verkohlte Balken für die Zerstörung der Abtei.



Das «Laetare-Mahl» der dankbaren Stiftsherren für den Schorn-dorfer Magistrat. Manchen Ausstellungsbesuchern ist diese Darstellung zu drastisch: ein ausgestopftes Kalb, Wildbrett, Hühner und Fische, Schmalzhafen, Ofenschieber und Ähren.

Wilhelm Christoph Fleischmann, der letzte evangelische Prälat in Adelberg (1797–1806), und seine Frau Justine Dorothea.



Unten rechts: Prälat Balthasar Sprenger (1724–1791) hat sich auch mit dem Feld- und Weinbau beschäftigt und etliche Schriften veröffentlicht.

Der «Kunst- und Kulturverein Adelberg» unterhält auch das Museum in der »Klostervilla«

Die Nutzung der alten Klostergebäude nach der Reformation durch die evangelische Kirche gehört zu den Glücksfällen in der Adelberger Geschichte. Entging die ehemalige Prämonstratenser-Abtei dadurch doch dem Schicksal vieler anderer ehemals klösterlicher Einrichtungen, nämlich völlig zweckwidrig genutzt – sei es als wirtschaftliches Gebäude, sei es als Kaserne oder Gefängnis – oder gar abgerissen zu werden. Einen Glücksfall stellt aber sicherlich auch der Umstand dar, daß in der kleinen Gemeinde durch die Initiative und das Engagement des rührigen *Kunst- und Kulturvereins Adelberg* die alten Gemäuer in vielfacher Weise für kulturelle Veranstaltungen genutzt werden, etwa im Rahmen der erwähnten Freilichtspiele oder der sogenannten «Prälaturveranstaltungen», einmal monatlich stattfindender Konzerte und Lesungen.

Auch das Museum wird heute von diesem Verein – und damit gleichsam von privater Seite – «betrieben» und finanziert. Ein Eintritt wird dabei nicht erhoben, jedoch um eine Spende gebeten. Wolle man das Ergebnis in der Spendenbüchse als Maßstab für die Wertschätzung der Besucher nehmen, so sei der in der »Klostervilla« realisierte Blick in die Geschichte als Erfolg zu betrachten, ist in Adelberg zu vernehmen. Ein Gewinn für die Gemeinde und das kultu-

relle Leben im Schurwald ist das Museum ohnehin, rundet ein Besuch in der »Klostervilla Adelberg« doch den Ausflug zu den Schätzen im Klosterareal ab. Die Ausstellung schildert das Kloster und seine Geschichte als Ergebnis einer langen, aber keineswegs zufällig verlaufenen historischen Entwicklung. Werden und Vergehen des Prämonstratenserklosters werden so nachvollziehbar, die unübersehbaren baulichen Zeugen der Vergangenheit im Klosterareal öffnen sich dem Verständnis auch des Laien. Nun dürfte auch manch vorher zweifelnder Besucher verstehen, warum diese Gebäude und ihre kunsthistorischen Schätze schützens- und erhaltenswert sind.



BERND OTTNAD (Hrsg.): **Baden-Württembergische Biographien. Band I.** W. Kohlhammer Verlag Stuttgart 1994. 428 Seiten. Leinen DM 48,-

Seit Jahrzehnten existieren in Baden-Württemberg zwei verschieden konzipierte biographische Buchreihen. Für württembergische Persönlichkeiten gibt es die seit 1940 erscheinenden *Schwäbischen Lebensbilder* bzw. *Lebensbilder aus Schwaben und Franken*, für bedeutende badische Männer und Frauen die *Badischen Biographien*. Die «württembergischen Lebensbilder» räumen der – eher essayistischen – Darstellung vom Leben und Werk einer Person durchschnittlich 15 bis 20 Druckseiten ein, die «badischen» sind eher lexikalisch ausgerichtet und kommen «faktengesättigt» mit etwa zwei Druckseiten aus. Unterschiedlich ist auch der Kreis der Betroffenen: In der württembergischen Reihe wurden Personen ab dem 9. Jahrhundert aufgenommen, in der badischen dagegen nur solche, die nach 1910 verstorben sind.

Nun aber gibt es seit über vierzig Jahren das Bundesland Baden-Württemberg, und die historischen Gegensätze oder Unterschiede zwischen Badenern und Württembergern werden immer mehr verwischt, zumal ja auch die Kreis- und Gemeindereform in den 70er Jahren den historischen Gegebenheiten wenig Rechnung getragen hat. So lag es gewissermaßen auf der Hand, auch die Publikationsorgane neu zu ordnen, ja eine «Biographienreform» war überfällig. So beschloß die Kommission für geschichtliche Landeskunde schon 1987/88 ein neues Konzept: die «Lebensbilder» werden unter Beibehaltung ihrer Konzeption auf ganz Baden-Württemberg ausgedehnt, die «Biographien» ebenso, allerdings sollen hier nur Personen berücksichtigt werden, die nach 1952 gestorben sind; zudem werden die *Badischen Biographien* beibehalten und in ihnen – wie bisher – badische Personen, die nach 1910 verstorben sind – allerdings unter der neuen Einschränkung, daß dies vor 1952 geschehen ist –, gewürdigt. Warum die badische Reihe extra weitergeführt wird, bleibt allerdings etwas unklar und könnte vielleicht mit Politik zu tun haben. Wie auch immer: eine Ausweitung der beiden Reihen auf Baden-Württemberg kann nur vorbehaltlos begrüßt werden. Insbesondere die neuen Baden-Württembergischen Biographien könnten als Beitrag zur Integration der verschiedenen Landesteile dienen, haben sie sich doch ausdrücklich als Ziel gesetzt: *ab 1952 verstorbene Männer und Frauen darzustellen, die durch Herkunft oder Lebensschicksal mit dem 1952 errichteten Bundesland Baden-Württemberg eng verbunden waren und im positiven wie im negativen Sinn überregionale oder sogar überra-*

gende Bedeutung erlangt haben, einerlei ob innerhalb Deutschlands oder darüber hinaus in Europa oder in der Welt.

Nun ist also der erste Band der Baden-Württembergischen Biographien erschienen. 185 Kurzbiographien von 174 Männern und elf Frauen kann der Herausgeber vorlegen, verfaßt von vier Autorinnen und 99 Autoren. Berücksichtigt werden überwiegend Wissenschaftler, Künstler, Theologen und Politiker. Durch die zeitliche Nähe (nach 1952 Verstorbene) werden viele Namen und Personen einem breiten Leserkreis bekannt sein, etwa die Politiker Theodor Heuss, Kurt Georg Kiesinger und Carlo Schmid, oder die Künstler Willi Baumeister, Otto Dix und Erich Heckel, der Schriftsteller Otto Flake oder der Geograph Friedrich Huttenlocher. Doch der größte Teil der abgehandelten Personen dürfte nur einem jeweils kleinen Spezialistenkreis bekannt sein und gerade auch ihr Wirken und ihr Engagement, ihre Werke verdienen es, festgehalten, gewürdigt und überliefert zu werden. Einen kleinen Überblick über den Inhalt des ganzen Werkes mag die Aufzählung der – leider viel zu wenig berücksichtigten – Frauen geben. So werden vorgestellt: die Sozialpolitikerin und Verfolgte des NS-Regimes Marie Baum (1874–1964), die Pädagogin und CDU-Kommunalpolitikerin May Bellinghausen (1896–1985), die Pädagogin und CDU-Politikerin Anna Maria Beyerle (1882–1968), die Volkskundlerin Angelika Bischoff-Luithlen (1911–1981), die Filmschauspielerin Lil Dagover (1887–1980), die Schriftstellerinnen Maria Müller-Gögler (1900–1987) und Lina Kromer (1889–1977), die Heimatdichterin Paula Kromer-Hollenweger (1900–1980), die Graphikerin Hanna Nagel (1907–1975), die Begründerin des Frauenberufs in der Seelsorge Margarete Ruckmich (1894–1985) sowie die Sozialpolitikerin und Verfolgte des NS-Regimes Hedwig Wachenheim (1891–1969).

Sibylle Wrobbel

THOMAS VOGEL (Hrsg.): **Aus tausend grünen Spiegeln ... Eine poetische Entdeckungsreise in Baden-Württemberg.** Mit Fotografien von Michael Büchner. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1995. 144 Seiten mit 60 farbigen Abbildungen. Gebunden DM 79,-

Baden und Württemberg weisen Dichter-Orte in großer Fülle auf. Zwischen Rheintal und Schwäbischer Alb stolpert man geradezu über literarische Bezüge. Wer hat nicht alles Heidelberg und Tübingen besungen, die Alb beschrieben, den Schwarzwald verewigt oder die Atmosphäre des Bodensees eingefangen? So konnte der Herausgeber des vorliegenden Text-Bildbandes aus dem Vol-

len schöpfen, als er literarische Texte mit anspruchsvollen Fotos des Freiburger Fotografie-Dozenten Michael Buchner zu einer literarischen Reise durch das heutige Bundesland zusammenstellte.

In lockerer Reihung verknüpft der Band bekannte mit weniger bekannten Texten und Motiven. Neben den manchmal verfremdenden, meist aber stimmungsvollen Fotos findet sich auch in der literarischen Topografie manch ungewöhnliche Perspektive: Hermann Brochs Schilderung des Mannheimers Hafens etwa oder Dostojewskijs wortgewandte Bewunderung für die Kanalisation von Karlsruhe. Selbstverständlich fehlen auch die «Schulbuch-Klassiker» nicht, die das literarische Bild Württembergs und Badens nachhaltig prägten, wie die *Geister am Mummelsee*, Mörikes *Schöne Lau*, Uhlands Hirsauer Klosterulme oder Lenaus Wurmlinger Kapelle. (In welchem Schulbuch stehen sie heute noch?)

Doch die rund 70 literarischen Beispiele des Bandes stammen nicht nur aus der Vergangenheit. Sie stammen auch aus der Feder zeitgenössischer Autoren, darunter Marie Luise Kaschnitz mit ihrer topo- wie soziografisch genauen Beschreibung des Markgräfler Land-Fleckens Bollschweil oder Martin Walsers *Seelob* als Selbsterfahrung seines schwimmenden Romanhelden Gottfried. Selbst die ironischen Zeilen Samuel Becketts, Hans Christian Andersens Märchen von der alten Kirchenglocke in Marbach oder Gabriele Wohmanns plötzliche Erkenntnis auf dem Bahnhof von Heilbronn sind aufgeführt.

Dazwischen stolpert der Leser über Abraham a Sancta Clara oder Victor Scheffels *Ekkehard*. So verstärkt sich beim Blättern der Eindruck, daß zwischen den aktuellen Texten und den verstaubten, aber noch immer lesbaren Bestsellern des 19. Jahrhunderts große Beliebtheit herrscht. Der Zwang, alle Teile des heutigen Bundeslandes annähernd gerecht zu bedenken, scheint vielmehr das vorherrschende Prinzip gewesen zu sein. Deshalb «funktioniert» auch die im vorangestellten Gespräch zwischen Peter Härtling und dem Herausgeber betonte doppelte Spiegelung bzw. Reibung zwischen Text und Fotografie keineswegs immer. Und für manchen Text wünschte man sich mehr als die minimierte Einführung. Ob die Zusammenstellung tatsächlich zu poetischen Entdeckungsreisen einlädt, wie der Untertitel des Bandes verspricht? Vielleicht eignet sie sich eher dazu, denen geschenkt zu werden, die schon alles in ihrem Bücher-schrank stehen haben. Benigna Schönhagen

GREGOR WITTKOP (Hrsg.): **Hölderlin der Pflegesohn. Texte und Dokumente 1806–1843 mit den neu entdeckten Nürtinger Pflegschaftsakten.** (Schriften der Hölderlin-Gesellschaft, Band 16). J.B. Metzler Verlag Stuttgart 1993. 388 Seiten mit 11 Abbildungen. Broschiert DM 48,-

Über 36 Jahre lang – von 1807 bis zu seinem Tod 1843 – lebte der Dichter Friedrich Hölderlin im Haus des Tübingen

ger Schreinermeisters Zimmer. Als unheilbar geisteskrank war er aus der Klinik entlassen und entmündigt der Familie Zimmer anvertraut worden. Vierteljährlich rechneten Ernst Zimmer und später seine Tochter Lotte, die nach dem Tod des Vaters die Pflegschaft übernommen hat, mit Hölderlins Mutter und nach deren Tod 1828 mit Hölderlins amtlichen Vormündern ab. Seit langem bekannt und publiziert sind die Pflegschaftsrechnungen von 1828 bis 1832 mit zwölf Briefen Ernst Zimmers, in denen er nicht nur das Kostgeld von 62 Gulden und 30 Kreuzer quittiert, sondern auch immer wieder über den Zustand des «Herrn Magister» Hölderlin berichtet: *ihr Pfleg Sohn ist recht wohl nur ein winig unruhig, ich hofe aber auf eine baldige besserung bei Ihm* (16. April 1832). Die späteren Pflegschaftsakten galten als verschollen und waren es auch, bis kürzlich. Völlig überraschend wurde im Nürtinger Stadtarchiv ein falsch eingeordnetes Faszikel von der 4. bis zur 14. Administrationsrechnung 1833 bis 1843 mit 56 Hölderlins Pflegschaft betreffenden Dokumenten von insgesamt rund 200 Schriftstücken gefunden: 42 Briefe der Familie Zimmer, zudem Quittungen von Ausgaben für Hölderlin, Schriftstücke zum Tod des Dichters und seine gesamte Vermögensverwaltung.

Dieser sensationelle Fund wird nun, angereichert durch bekannte, meist aus der Großen Stuttgarter Ausgabe stammende Texte, erstmals im vorliegenden Buch publiziert. Und durch die neuentdeckten Texte, etwa 200 von den ausgewählten 500, erhält dieses Buch auch seine Bedeutung. Das Bild des kranken Hölderlin, bislang meist von Zeitgenossen mit literarischen Ambitionen gezeichnet, erhält nun durch die Briefe der Familie Zimmer und andere Dokumente eine unverstellte, durch keine «interpretierende Zutaten verzerrte» Sicht, wenngleich auch sie subjektiv und selektiv ist. Manches wird bestätigt, Vermutetes bezeugt, einiges korrigiert. So wird die auch von anderen geschilderte Unruhe des Kranken, die oft mit apathischen Verhaltensweisen wechselte, nicht nur durch zahlreiche Schusterrechnungen, sondern vor allem in den Briefen deutlich. So heißt es in einem Brief von Ernst Zimmer 1834: *Morgens 3 Uhr steht Er auf Spazirt im Haußhöhrn bis 7 Uhr wo Er zum frühstück geht auf und ab, den Spielt Er Clavir. oft 2 Stunden lang und Singt auch oft dazu die uebrige Tages Zeit geht Er im Haus herum.* Und Lotte Zimmer schreibt am 4. Februar 1839: *Herrn Bibliothekar ist gegenwärtig sehr unruhig. (...) es wechselt alle Tage beynab, oft ist Er ganz ruhig u. still u. wirklich so böß u. unruhig. (...) sogar deß Nachts steht Er auf u. läuft herum.* Doch nebenbei wird in den Briefen auch deutlich, wie geduldig, ja liebevoll die Familie Zimmer mit Hölderlin umging, etwa wenn es 1842 bei Lotte heißt: *... da Er oft so böß wurde, daß man Ihm abwehren mußte, wo Er meine Mutter nachdem Sie Ihm abwehrte, ganz sanft am Arm nahm u Sie in unser Zimmer führte, u sagte Er mache gewiß keinen Lärmen u. es war so bedeutend daß er die Sessel in der Stube herumwarf, was Er aber im andern Augenblick nicht mehr wissen wollte, sonst ist Er aber ganz ordentlich, wir fürchten Ihn auch gar nicht, wenn Er so tobt, weil wir es schon gewöhnt sind, man muß oft wo man traurig sein sollte, noch genug ob Ihm lachen.* Eindrucksvoll offenbart eine von Lotte Zimmer 1839 geschilderte

Episode die Angst Hölderlins vor Veränderungen. Als er einmal einige Tage, damit sein Zimmer frisch gestrichen und wieder gerichtet werden konnte, in ein anderes Zimmer umquartiert wurde, benötigte es dazu einer großen Überredungskunst, weil er ganz mißtrauisch ist u. meint Er müsse fort. Auch daß Hölderlin immer und immer wieder in seinem Hyperion las, sich wirklich mit Declamationen aus Klopstocks Oden beschäftigte oder aus dem Homer ganz begeistert Gesänge vorlas, zu allen möglichen Gelegenheiten dichtete und Gedichte seinen Besuchern mitgab, wird aus den Briefen deutlich.

Die vorliegende Sammlung «alter» und «neuer» Texte bietet eine hervorragende Dokumentation aller authentischen Zeugnisse aus Hölderlins Turmjahren von 1806 bis zu seinem Tod 1843.

Wilfried Setzler

Katalog der Inkunabeln in Bibliotheken der Diözese Rottenburg-Stuttgart. Bearbeitet von HERBERT HUMMEL und THOMAS WILHELMI unter Mitwirkung von Gerd Brinkhus und Ewa Dubowik-Belka. (Inkunabeln in Baden-Württemberg. Bestandskataloge, Band 1). Harrassowitz Verlag Wiesbaden 1993. 341 Seiten und 32 Abbildungen. Leinen DM 98,-

Mit Inkunabeln, Wiegendrucken, bezeichnet man alle bis zum Jahr 1500 erschienenen Erzeugnisse der Buchdruckkunst. Sie sind selten, kostbar und gehören zum wertvollsten Bestand einer Bibliothek, sofern Bibliotheken überhaupt Inkunabeln besitzen. Seit 1925 gibt eine von der Staatsbibliothek in Berlin eigens dazu einberufene Kommission einen Gesamtkatalog der Wiegendrucke heraus, der auf Vorarbeiten von Ludwig Hain zurückgeht, die dieser zwischen 1826 und 1838 unter dem Titel *Repertorium bibliographikum, in quo libri (...) usque ad annum MD (...) recensentur* veröffentlicht hat. Große und bedeutende Bibliotheken wie etwa die des British Museums in London verfügen seit langem über eigene Inkunabelkataloge. Wie sehr das Interesse an den Wiegendrucken in den letzten Jahrzehnten zugenommen hat, belegen nicht nur spektakuläre Auktionen, auf denen bedeutende Bestände in alle Welt vermarktet wurden, sondern auch zahlreiche Publikationen über Inkunabel-Bestände einzelner Bibliotheken. Für Baden-Württemberg könnte man etwa nennen die Stadtbücherei Reutlingen, die Stadtbibliothek Ulm, das Stadtarchiv Heilbronn und die Universitätsbibliothek Freiburg.

Daß sich die gründliche Suche nach Inkunabeln und deren systematische Katalogisierung noch immer lohnen und wissenschaftlich interessante Ergebnisse bringen, belegt der hier angezeigte Bestandskatalog, der als erster Band einer neuen Buchreihe *Inkunabeln in Baden-Württemberg* die Wiegendrucke in den katholisch-kirchlichen Bibliotheken im Gebiet der Diözese Rottenburg-Stuttgart verzeichnet. Insgesamt weist er 617 Inkunabeln und 24 Inkunabelfragmente nach in den Bibliotheken der 15 Landkapitel (Dekanate) Biberach, Ehingen, Ellwangen, Künzelsau, Mergentheim, Ravensburg, Riedlingen, Rott-

weil, Saulgau, Schwäbisch Gmünd, Tettnang, Ulm/Laupheim, Waldsee, Wangen und Wiblingen/Ulm sowie beim Wilhelmsstift in Tübingen, bei der Bibliothek, dem Seminar und dem Diözesanmuseum in Rottenburg, der Brandenburgischen Kaplaneistiftung in Biberach und dem Katholischen Bibelwerk in Stuttgart. Nicht erfaßt wurden die Inkunabeln der (wiedergegründeten) Klöster Neresheim und Weingarten. Der weitaus größte Teil aller verzeichneten Inkunabeln befindet sich im Tübinger Wilhelmsstift (359 Stück) und in der Seminarbibliothek Rottenburg (146 Stück).

Die Bedeutung des Gesamtbestandes ist erstaunlich hoch, der Katalog entsprechend wichtig, verzeichnet er doch auch etliche recht seltene, einige bislang nur als Fragmente bekannte und sieben (!) bisher unbekannte Inkunabeln, zudem konnten einige Inkunabeln ohne Druckdatum aufgrund von Rubrikatorenvermerken nun erstmals datiert werden. Doch nicht nur neue Drucke und exakte Datierung brachte die Untersuchung und Katalogisierung. Aus den Besitzeinträgen gaben sich eine Reihe interessanter neuer Aspekte zur Bibliotheksgeschichte, zum Beziehungsgeflecht einzelner Personen und verschiedener Institutionen. Die Beschäftigung mit den Bucheinbänden – die Mehrzahl der Inkunabeln trägt noch den zeitgenössischen Originaleinband – führte zu Erkenntnissen über Buchbinderwerkstätten, die die Forschungsarbeiten des Stuttgarter Einbandforschers Ernst Kyriss ergänzen, korrigieren und präzisieren.

Dem 217 Seiten umfassenden Katalog vorangestellt ist, da viele Inkunabeln aus den zu Beginn des 19. Jahrhunderts aufgelösten Klöstern stammen, ein Aufsatz zur württembergischen Bibliothekspolitik im Zeitalter der Säkularisation. Besonders wichtig aber sind die dem Katalog nachgestellten Register und Konkordanzen. Sie erleichtern die gezielte Befragung des Katalogs nach Personen, Orten, Sachen, nach den Provenienzen, den Druckern und Verlegern, den Buchbindern und Einbandgruppen; zudem erlauben sie einen Vergleich mit den wichtigsten im Druck vorliegenden Inkunabelkatalogen.

Wilfried Setzler

Reutlingen 1930–1950. Nationalsozialismus und Nachkriegszeit. Katalogband: Herausgegeben vom Heimatmuseum und dem Stadtarchiv Reutlingen 1995. 464 Seiten mit rund 650 Abbildungen, davon 44 in Farbe. Broschiert DM 46,-; Aufsatzband: **50 Jahre Kriegsende. Aufsätze zur Reutlinger Stadtgeschichte zwischen 1930 und 1950.** (Reutlinger Geschichtsblätter, Band 34). Herausgegeben vom Stadtarchiv Reutlingen und dem Reutlinger Geschichtsverein 1995. 628 Seiten mit 159 Abbildungen. Gebunden DM 59,-

50 Jahre Kriegsende. Sonderband. (Schriftenreihe des Stadtarchivs Kirchheim u. T., Band 19). **Stadt Kirchheim u. T.** 1995. 266 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Pappband DM 10,-

HANS EUGEN SPECKER (Hrsg.): **Ulm im Zweiten Weltkrieg.** (Forschungen zur Geschichte der Stadt Ulm. Reihe Dokumentation, Band 6). W. Kohlhammer Verlag Stuttgart 1995. 504 Seiten mit 153 Abbildungen. Kartoniert DM 58,-

Göppingen unterm Hakenkreuz. Begleitbuch zur gleichnamigen Ausstellung. (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Göppingen, Band 32). Stadt Göppingen 1994. 342 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Gebunden DM 48,-

JOACHIM SCHERRIEBLE: **Reichenbach an der Fils unterm Hakenkreuz.** Ein schwäbisches Industriedorf in der Zeit des Nationalsozialismus. Silberburg Verlag Tübingen 2. Aufl. 1994. 544 Seiten mit 140 Abbildungen. Gebunden DM 39,80

Pünktlich zum «Jubiläum» lagen sie vor: Zahlreiche Veröffentlichungen zu Stadt- und Ortsgeschichten anlässlich des 50. Jahrestages des Kriegsendes. Was davon hat Gewicht, was führt zu weiterer Beschäftigung mit dem Thema, was verdankt sich ausschließlich dem Abfeiern einer «runden Zahl»?

Über Jahrzehnte totgeschwiegen, noch in den 60er Jahren ein Skandalthema, tut man sich heute erheblich leichter mit dem Benennen von Ereignissen, von Tätern und Opfern auch auf lokaler Ebene. Staatliche Vorgaben wie etwa die Freigabe der Entnazifizierungsakten zur Einsichtnahme waren hierfür wichtige Voraussetzung. Doch bleibt sehr die Frage, wieweit das Aufwerfen des Themas zu einer ernsthaften Aufarbeitung führt oder Alibi bleibt. Bleibt es bei einer einmaligen Aktion, mit der das Thema «abgehakt» ist, oder führt die Aufarbeitung zu einer auf Dauer angelegten Beschäftigung mit dem Thema, etwa an den Schulen? Zählt die Ortschronik lediglich Daten deutscher Geschichte auf oder gelingt es, am lokalen Geschehen die Elemente des Unrechtsstaates exemplarisch und plastisch aufzuzeigen? Werden die Verharmlosungen des nationalsozialistischen Alltags aufgebrochen, wird die Denunziation der aufgehetzten Nachbarin in einen Zusammenhang mit Dachau gebracht?

Eine Tagung des Museumsverbandes Baden-Württemberg im September 1995 in Sigmaringen zeigte auf, daß noch ein langer Weg bleibt bis zu einem Zustand, in dem der Nationalsozialismus als ein selbstverständlich zu jeder Orts- oder Stadtgeschichte gehöriges Thema akzeptiert ist. Diejenigen stadtgeschichtlichen Museen etwa, die das Thema im Rahmen ihrer Dauerausstellung zeigen, lassen sich für Baden-Württemberg an einer Hand abzählen, im Museumsführer fehlt das Stichwort gänzlich.

Wenn Benigna Schönhagen auf der Tagung die Forderung erhob, dem Thema mehr als den Rang eines beliebigen Themas innerhalb der Stadtgeschichte zuzuweisen, es statt dessen in geeigneter Form in den Mittelpunkt zu rücken, so sind unsere Kommunen davon noch weit entfernt. Doch scheint genau dieses Thema in sehr viel höherem Maße geeignet, zur Auseinandersetzung über Lokal-

geschichte hinzuführen als andere. Es knüpft – noch! – an persönliches Erleben vieler Besucher an, es greift über in Fragen der Gegenwart, Ausländer«problematik» etwa. Für einen Einstieg ins Thema haben viele Kommunen das Kriegsende in den jeweiligen Orten gewählt. Hieran anknüpfend, könnte es einen festen Ort in den Gebäuden des Geschehens, in Museen, in Schulen finden. Die bislang gemachten Erfahrungen sprechen dafür, daß jedenfalls seitens der Schulen ein großer Bedarf an Informations- und Diskussionsangeboten besteht. Sind die Weichen hierfür durch die Projekte zum Kriegsende gestellt? Hier zeigen sich in der Flut der Veröffentlichungen zum Thema Kriegsende naturgemäß große Unterschiede. Für den Rezensenten war ein allgemeiner Eindruck bei der Lektüre, daß nie zuviel getan wurde, oft aber die Themen der NS-Herrschaft zu kursorisch, mancherorts wichtige Themen auch gar nicht aufgearbeitet wurden.

Fast alle Publikationen beginnen zu Recht mit dem Hinweis auf die umfangreichen Aktenvernichtungen durch Kriegseinwirkung und NSDAP-Kreisleitungen. In manchen Kommunen dürften allerdings die Aktenvernichtungen der 50er und 60er Jahre durchaus den Umfang dessen erreichen, was durch die Täter selbst beseitigt wurde. Insofern ist es auch wichtig, daß die NS-Geschichte über das Jahr 1945 hinausgeführt wird. Was passierte mit den Tätern, welche Mühen hatten die Opfer mit den bundesdeutschen Behörden in Sachen Wiedergutmachung? Führt man diese Linie etwa am Beispiel der Sinti und Roma durch, greift die Geschichte sehr schnell in die Gegenwart über.

Unter dieser Voraussetzung erscheint das Verhältnis der Ortsgeschichte zur allgemeinen deutschen Geschichte besonders problematisch. Welchen Wert hat es etwa, wenn die Entwicklung zum Nationalsozialismus in einer Ortschronik nicht mit allen Besonderheiten auf lokaler Ebene sichtbar gemacht wird bzw. werden kann, sondern die Daten deutscher Geschichte einfach übertragen werden? Sollte man das Thema unter diesen Umständen ausklammern oder sich eben auf Gemeinderatsprotokolle und Zeitungsberichte beschränken? Wichtig ist es für die Generationen danach, das «Hineinschlittern» in den Nationalsozialismus nachvollziehbar darzustellen. Ohne die kleinen Schritte der Anpassung, des Sich-Gefallen-Lassens im Alltag erscheinen Auschwitz und Treblinka als Symbole des schier Unfaßbaren, von denen heute vor allem kein Mensch mehr recht glauben mag, daß Ähnliches wieder passieren kann.

Ein weiterer Punkt zum Verhältnis der lokalen zur nationalen Geschichte ist der Aspekt von Terror und Unrecht. Karl-Heinz Rueß hebt im Vorwort der Göppinger Publikation zu Recht heraus, *in der eigenen Nahwelt habe das NS-System nicht die schlimmsten Facetten des Terrors und der Gewalt entfaltet*; die Vorbereitung von Buchenwald und Auschwitz erfolgte gleichwohl eben hier. Eine genaue Betrachtung von Unrecht und Unterdrückung zeigt eben auch, wo die Zeitgenossen damals wegschauten, so sie sich mit Diskriminierungen und den Formen der NS-Rassenpolitik im praktischen Sinne einverstanden erklärten. Die Judenverfolgung und die Behandlung der Zwangsar-

beiter sind zwei der gewichtigen Schlagworte bzw. Themen, die von den meisten Projekten zum Thema Kriegsende angesprochen wurden.

Den gewichtigsten Beitrag, jetzt einmal wörtlich genommen, leistete die Stadt **Reutlingen** zum Thema Kriegsende. Ein Ausstellungskatalog und eine Sonderausgabe der Reutlinger Geschichtsblätter bieten jeweils eine Fülle von Informationen, die in einem zweijährigen Projekt von einer Reihe engagierter Fachautoren erarbeitet wurden. Reutlingen ist mit diesen Veröffentlichungen mit der benachbarten Universitätsstadt Tübingen gleichgezogen, die ja seit längerem Pionierarbeit in Sachen NS-Vergangenheit leistet.

Beide Veröffentlichungen folgen der Chronologie der Ereignisse im Zeitraum 1930 bis 1950 mit in etwa den gleichen Themenschwerpunkten. Den zeitlichen Rahmen über Kriegs- und NS-Zeit hinaus abzustecken, dies macht Sinn. Insbesondere die Zeit der doch so interessanten Übergänge, der «Machtergreifung» und des Kriegsendes, kann auf diese Weise genauer ins Blickfeld genommen werden. Der großformatige Katalog, Begleitband einer Ausstellung im Spitalhof, übernimmt die Rolle des systematischen Überblicks von der «Machtergreifung» bis zur Integration der Flüchtlinge aus dem Osten, während der Band der Geschichtsblätter einige der Themen eingehender darstellt.

Auf insgesamt 60 Seiten des Katalogs spürte Manfred Maul-Ilg der Parteigeschichte bis zur Gleichschaltung in Reutlingen nach. Die gründliche Arbeit zeigt die Schwierigkeiten der Durchsetzung der NSDAP vor Ort. Noch 1931 erreichte die «Bewegung» keine zehn Prozent bei den Gemeinderatswahlen. Doch trotz mancher überraschender Funde im Stadtarchiv – wie etwa dem von Flugblättern zu den Wahlen ab 1929 – zeigt der Katalogbeitrag doch auch, wie nachhaltig die Spuren dieser Zeit getilgt wurden. Abzeichen der Eisernen Front, SS-Schulterriemen, viel mehr ist nicht überliefert.

Der folgende Beitrag von K.-A. Böttcher zum Thema Zwangsarbeiter ist besonders hervorzuheben. Der Aufsatz ist Resultat einer sorgfältigen Auswertung zweier Ausländerkarteien der Reutlinger Stadtverwaltung und betritt für die Ortshistorie wichtiges Neuland. Das Reutlinger Schulleben ist darüber hinaus Neuland für Zeitgeschichtshistoriker und macht deutlich, daß sich Unterricht und Erziehung in besonderem Maße der Gleichschaltung nutzbar machten. Als dritter Schwerpunkt, der stadtgeschichtlich Neues in gewichtigem Umfang zutage fördert, ist das Thema Widerstand mit mehreren Aufsätzen zu nennen. Der Beitrag der Reutlinger Firmen zum «totalen Krieg» ist ein weiterer bislang kaum beachteter Gesichtspunkt zur Verknüpfung von Ortsgeschichte mit deutscher Historie. Die Übersicht zeigt den Totaleinsatz der meisten Reutlinger Traditionsunternehmen für den Krieg. Die Bedeutung diesbezüglicher Forschung für die weitere Ortsgeschichte kann kaum überschätzt werden. Eine Tabelle der in die Kriegswirtschaft einbezogenen Betriebe etwa könnte weitere Einzeluntersuchungen anstoßen. Hier liegen erstmals Zahlen in einem Bereich vor, für den schriftliche Unterlagen nur äußerst lückenhaft existieren.

Natürlich wird der Verfolgung der Minderheiten und den Versuchen von Widerstand in mehreren Beiträgen breiter Raum gegeben. Ein besonders heikles Thema zur Besatzungszeit spricht Christine Glauning an unter dem Titel *Zwischen Gewalt und Liebe – Französische Soldaten und deutsche Frauen*. Die Gewalt gegen die Zivilbevölkerung setzte sich nach Kriegsende in Form von Vergewaltigungen und Zwangsprostitution fort.

Diese wenigen Andeutungen sollen hier ausreichen, um zu verdeutlichen, daß mit den zwei Veröffentlichungen aus Reutlingen vielfacher Anstoß für eine weitere Beschäftigung mit der jüngeren Vergangenheit gegeben wurde. Im neuen stadtgeschichtlichen Museum soll dem Thema denn auch auf Dauer ein gebührender Platz eingeräumt werden.

In bescheidenem Gewand und zu bescheidenem Preis kommt eine Veröffentlichung innerhalb der städtischen Schriftenreihe **Kirchheim unter Teck** daher. Dennoch enthält sie eine ganze Reihe von eigens zum Datum des Kriegsendes erarbeiteten Aspekten zur Stadtgeschichte. Herauszuheben sind die Beiträge zum Themenbereich der Verfolgung: Die Kapitel zu den Schicksalen der Juden sowie der Sinti und Roma greifen Einzelschicksale heraus und verdeutlichen anschaulicher als die einleitenden Beiträge, wie und vor welchem Hintergrund sich das lokale Geschehen vollzog. Das gleiche gilt für den Beitrag zum kirchlichen Widerstand, für dessen Darstellung auf das gut aufgearbeitete Beispiel des Pfarrers Otto Mörke zurückgegriffen werden konnte. Ein weiterer Beitrag befaßt sich mit der Gruppe der Fremdarbeiter in den Kriegsjahren. Mit diesem Aufsatz dürfte allerdings noch nicht das letzte Wort zum Thema gesprochen sein, eine weitere Ausarbeitung erscheint dem Rezensenten möglich.

Der Band schließt ab mit zwei wichtigen Themen der Nachkriegsgeschichte: *Das erste Besatzungsjahr* verdeutlicht Zielrichtung und Folgen der Politik der US-Besatzer, *Zur Situation der Flüchtlinge* schließt dann den Zeitraum bis zum Jahr 1948 ab. Positiv ist hervorzuheben, daß der Band ebenfalls über die Zäsuren 33/45 hinausgreift. Die Wiedergutmachungsbemühungen der geschilderten Sinfamilie gehören zur NS-Geschichte dazu, und «wie es weiterging» nach Abdankung der Nazis ebenfalls. Denn: Die Geschichte des Nationalsozialismus von 1933 bis 1945 dauern zu lassen, legt den Gedanken eines «Betriebsunfalls» der deutschen Geschichte nahe, statt die Kontinuitäten herauszuarbeiten – vorher und nachher.

Ein Quellenbeitrag, der mit Schülern erarbeitet wurde, läßt darauf schließen, daß man bei der Aufarbeitung des Kriegsendes diese Zielgruppe besonders im Auge hatte. Wünschenswert wäre es in der Tat, daß derartige lokale Aufarbeitungen insbesondere von den Schulen im Rahmen des Geschichtsunterrichts wahrgenommen werden: Viele Themen der NS-Geschichte lassen sich vor Ort stärker verdeutlichen als durch den üblichen Buch- und Frontalunterricht. Besonders eindringlich lassen sich Geschehnisse immer dann vermitteln, wenn entweder authentische Orte des Grauens oder des Widerstandes gezeigt oder aber Zeitzeugen zur persönlichen Auskunft ge-

wonnen werden können. Kirchheim hat einen Anfang in dieser Richtung gemacht.

Das gewichtige Werk **Ulm im Zweiten Weltkrieg** beschreibt in manchem der etwa zwölf Aufsätze neue Wege. Die letzten Kapitel zu den Themen Luftschutz und Luftkrieg einmal ausgenommen, werden Themen des Kriegs-Alltags dargestellt. Daß es etwa weiterhin ein *kulturelles Angebot und Freizeitmöglichkeiten* gab, darauf weist Susanne Kremmer in einem Beitrag hin. Erst zur letzten Steigerung des totalen Krieges hin kam die ideologische Betreuung der Heimatfront – darauf hatte sich der gesamte Sektor reduziert – zum Erliegen.

Martin König führt in dem Beitrag *Deutsche Frau und Mutter* u. a. zum Kult um das Mutterkreuz aus, wie Behördenzusammenspiel und soziale Kontrolle schließlich dazu führten, daß auch jene Mütter um die Auszeichnung nachsuchten, die dem NS ansonsten fern standen. Interessant sind ferner die Kapitel zu den Beziehungen zwischen Heimat und Front. Neu war dem Rezensenten die Existenz eines «Amtes für Soldatenbetreuung». Hier wurden die Kontakte an die Front zentral koordiniert und im NS-Sinne gesteuert. Geburtstags- und Weihnachtsgrüße mit standardisierten Floskeln sowie «Liebesgaben» von angeblich voll hinter den Soldaten stehenden Angehörigen wurden hier organisatorisch ins Werk gesetzt.

Das Thema Zwangsarbeit ist Bestandteil des Kapitels *Industrie, Gewerbe und Handel*. Wichtig erscheint dem Rezensenten insbesondere, daß das Thema *Partei und Propaganda im Krieg* einschließlich der Biographien einiger der führenden NS-Funktionäre Roß und Reiter nennt. Raimund Waibel sammelt die Ulmer Spuren zum Thema Verfolgung und Widerstand, die mit Hinweis auf die Geschwister Scholl keineswegs erschöpft sind. Im Gegenteil, etwa die Verstöße gegen das Verbot des Umgangs mit Kriegsgefangenen, so Waibel, waren in Ulm ein Massendelikt. – Der Band ist insgesamt nicht ganz leicht zu lesen, als Quellen- und Materialgrundlage ist er in jedem Fall bedeutend.

Der – Tübinger Projekten nachempfundene – Titel des **Göppinger Projektes** bot sich aufgrund eines Motivs geradezu an, das 1939 für ein Göppinger Sportfest entworfen wurde: Über dem Hohenstaufen geht das Hakenkreuz als Sonne auf. Der Band des Jahres 1994 geht denn auch besonders auf den Mißbrauch des Hohenstaufen für die Staatsauffassung des Dritten Reiches insgesamt ein, verwendet hierfür aber auch die interessanten lokalen Beispiele; dies ist ein gutes thematisches Beispiel für die Verknüpfung deutscher Geschichte mit lokaler Geschichtsüberlieferung.

Auch in dieser Veröffentlichung wurden zahlreiche der bereits genannten Themen aufgearbeitet: Verfolgung der Opposition (die Beispiele für Widerstand bleiben auf die beiden Konfessionen beschränkt), Eroberung der Öffentlichkeit, Kirche und Schule, Frauen, Verfolgung der Minderheiten, Zwangsarbeiter, Luftkrieg, Entnazifizierung. Die lokalen Eigenheiten der Durchsetzung der NSDAP: Die Schlacht am Walfischkeller markiert das erste Erscheinen von SA-Schlägertrupps in Württemberg bereits

im Jahre 1922. Bereits zu dieser Propagandaveranstaltung hieß es: *Juden haben keinen Zutritt!*

Auch der Forderung, die Geschehnisse an den heute noch sichtbaren Orten und an den z. T. heute noch in Erinnerung befindlichen Namen zu belegen, wird die Studie gerecht. Ein Beitrag befaßt sich mit den Denkmälern vor, während und nach der NS-Zeit, einer behandelt das Thema Architektur. Für die besondere Rolle der Unternehmer und Unternehmen steht Rolf Boehringer, der sich vom Inhaber eines NS-Musterbetriebes zum Kritiker des Regimes wandelte. Etwas kursorisch dagegen der Beitrag *Göppingen im Luftkrieg*. Der Einmarsch der Amerikaner und das Thema wird mit Beschränkung auf den ehemaligen NS-Oberbürgermeister gewiß nicht erschöpfend behandelt, immerhin aber doch angeschnitten. Schwierig ist es sicherlich, doch dieses Thema steht nach Freigabe der Entnazifizierungsakten erst am Anfang der Erforschung. Zum Abschluß sei dem Leser noch ein 1994 in zweiter Auflage erschienen Buch ans Herz gelegt. Joachim Scherrieble hat **Reichenbach an der Fils unterm Hakenkreuz** als Dissertation seit dem Jahre 1988 in enger Kooperation mit den im Ort noch lebenden Zeitzeugen erarbeitet. Die Voraussetzungen waren wohl optimal: Vor dem Hintergrund ungeklärter Fragen trat die Gemeindeverwaltung selbst an das Historische Institut der Universität Stuttgart heran mit der Bitte um Aufarbeitung der lokalen NS-Geschichte. Entsprechend groß waren Interesse und Bereitschaft zur Mitarbeit vor Ort, bei der Gemeinde wie den örtlichen Gruppen. Scherrieble konnte bei seiner Arbeit an lokale Auseinandersetzungen über das «Russenslager» vor 50 Jahren anknüpfen; der recht kleine Ort war stark mit Zwangsarbeitern belegt, die in den Fabriken des Filstales arbeiten mußten. Der Autor verstand es, dieses Interesse in Form einer Arbeitsgruppe zu bündeln und wichtige Zeitzeugen zu gewinnen. Daß das Buch binnen kurzem in die 2. Auflage gehen konnte, läßt sich sicher auf dieses Vorgehen zurückführen.

Einen breiten Raum nimmt die Durchsetzung des Nationalsozialismus im dörflichen Umfeld ein, die Themen *Alltag unterm Hakenkreuz* und *Reichenbach im Krieg* folgen. Die Aufmachung des dicken Buches ist gefällig, eingebundene Zitate wechseln mit systematischen und übergreifenden Passagen ab. Auch die zweispaltige Seitenaufteilung, aufgelockert durch aussagekräftiges Bildmaterial, trägt zur Lesbarkeit bei und überrascht bei einer Dissertation. Diese ist hauptsächlich am umfangreichen Anhang zu erkennen: Tabellen, Quellen- und Literaturverzeichnis. Die Tabellen, sichtlich ein Faible des Autors, haben einen guten dokumentarischen Aussagewert, etwa für den Schulunterricht.

Der Leser merkt dem Buch auf angenehme Weise an, daß es von einem engagierten Autor geschrieben wurde. Der Historiker Scherrieble dringt in das lokale Geschehen, soweit man dies als Außenstehender nachvollziehen kann, auf hohem Niveau ein. Er kämmt die Reichenbacher Geschichte keineswegs über den nationalen Kamm, sondern greift die wenigen Spuren auf, die vor Ort Auskunft geben können über die Durchdringung einer geschlossenen Ortsgesellschaft von außen. Bis zum Thema Kriegsende –

Verteidigen oder kapitulieren? – zieht sich dies wie ein roter Faden. Bleibt der Nationalsozialismus Ausnahmesituation, schließt sich der Kreis der (lokalen) Geschichte von der Zerstrittenheit Weimars zur «Ohne-mich-Haltung» der Zeit danach? Auch auf die Prozesse zur Aufarbeitung der NS-Vergangenheit geht der Autor ein.

Das Reichenbacher Buch kann vorbehaltlos denjenigen Gemeinden als Anregung und Leitfaden empfohlen werden, die selbst daran gehen, die NS-Geschichte für eine Veröffentlichung oder eine Ausstellung aufzubereiten. Sei es die Darstellung des Kirchenkampfes oder, subtiler noch, die Belege für *Zweikämpfe des Alltags zwischen den alten Gegnern des Regimes und dessen örtlichen Vertretern* (S. 123). Scherrieble versteht es, Polaritäten subtil aufzuzeigen und die Spielräume von «Tätern» und «Opfern» des Regimes auszuloten.

Ein Anfang ist vielerorts in den letzten Jahren gemacht. Die wenigen Beispiele lokaler Heimatgeschichten des Nationalsozialismus haben viele gute Ideen aufgezeigt, aber auch manche Schwierigkeit im Umgang mit der spärlichen Überlieferung. Es ist daher wichtig, daß die Kommunen als Hauptträger der örtlichen Überlieferungen an den vielen guten Ansätzen anknüpfen und der Auseinandersetzung mit einem zentralen Stück Zeitgeschichte Raum und Geld geben.

Ralf Beckmann

JOCHEN LUCKHARDT und FRANZ NIEHOFF (Hrsg.): **Heinrich der Löwe und seine Zeit. Herrschaft und Repräsentation der Welfen 1125–1235.** Katalog der Ausstellung Braunschweig 1995. 3 Bände. Hirmer Verlag München 1995. Band 1 «Katalog»: 717 Seiten, Band 2 «Essays»: 580 Seiten, Band 3 «Nachleben»: 277 Seiten, alle Bände mit zahlreichen meist farbigen Abbildungen. Kartonierte DM 148,-

Heinrich der Löwe gehört zu jenen herausragenden Herrschergestalten des Mittelalters, die bis heute einen hohen Bekanntheitsgrad haben und immer wieder Gegenstand historischer Forschungen waren. Der sensationelle Ankauf seines Evangeliars 1983 und die Reaktionen darauf rückten ihn verstärkt in das Interesse – nun auch einer breiten Schicht – der Bevölkerung. So gab der 800. Todestag des ehemaligen Herzogs von Sachsen und Bayern nur noch den formalen Anlaß für eine große Ausstellung in seiner Residenzstadt Braunschweig. Hier erinnert an ihn auf dem Burgplatz neben der wiederaufgebauten Burg Dankwarderode das in seinem Auftrag errichtete St.-Blasius-Stift sowie sein Wahrzeichen, das Standbild des Löwen, – wenn auch als Kopie des in der Burg aufbewahrten Originals: der ideale Ort für diese Ausstellung also, die sich unter Einbeziehung des Platzes und seiner Kunstwerke inhaltlich mit allen Momenten auseinandersetzt, denen die Figur «Heinrich der Löwe» ihre Popularität und ihr Überleben zu verdanken hat. Doch Ausstellungen, auch gut besuchte, sind vergänglich, was bleibt und blieb, das sind die – äußerlich und inhaltlich gewichtigen – drei Katalogbände.

Wie die Ausstellung in der Burg Dankwarderode wurde der erste Katalogband in sieben Kapitel gegliedert. Zeugnisse der sakralen wie der profanen Kunst «Geschichte in Bildern ihrer Zeit» lassen zunächst die Welt des Mittelalters aufscheinen, zeigen sodann «Das Haus der Welfen», dessen Abstammung, Herkunft und Verzweigung und gehen auf die besonderen Beziehungen Heinrichs des Löwen zu «Kaiser Lothar III.» ein. Heinrich der Löwe selbst wird durch die Ausstellungsobjekte als «Herzog von Sachsen», der seine Macht territorial und verwaltungstechnisch stärkt und Braunschweig zum kulturellen und politischen Zentrum ausbaut, charakterisiert, der als Jerusalem-Pilger «Weltpolitik» betreibt und Kontakte mit Byzanz knüpft, schließlich aber im Konflikt mit Friedrich Barbarossa, dem er trotz des legendären Kniefalls die Gefolgschaft verweigert, fast alles verliert. Ein Kapitel ist seinem Sohn «Kaiser Otto IV.» gewidmet, der als einziger Welfe die Krone des Reiches erringen konnte. Die letzten beiden Kapitel gehen auf die «Welfische Städtepolitik in Sachsen» und auf die «Kunst und Kultur in Sachsen» ein. Die zahlreichen Kunstwerke, Baudenkmäler, Buchmalereien, literarischen Dokumente, Plastiken oder Kleinplastiken erscheinen in den Abbildungen – fast wie im Original – ungeheuer kostbar. Sie vermitteln den von Heinrich dem Löwen bewußt proklamierten Eindruck, daß hier ein den Königen, vor allem seinem Vetter Friedrich Barbarossa, an Macht, Reichtum und Einfluß ebenbürtiger Fürst seinen Anspruch auf die Krone manifestiert. Die die Abbildungen begleitenden ausführlichen Texte beschreiben die Kunstwerke und ordnen sie historisch sowie kunsthistorisch ein unter Berücksichtigung der neuesten Forschungsergebnisse.

Im zweiten Katalogband sind die sieben Kapitel des ersten Bandes durch Essays vertieft. Hier werden weiterführende historische und kulturhistorische Grundlagen zu der Zeit Heinrichs des Löwen vermittelt, so zum Beispiel über Herrschaft und Repräsentation, Bildung und höfische Kultur, Handel und Handwerk. Auch der Entwicklung und Ausbildung von Siegeln, Wappen und Münzen im 12. und 13. Jahrhundert sind eigene Aufsätze gewidmet. Die Kunstwerke, die im Bannkreis des Braunschweiger Hofes entstanden sind, sind Gegenstand spezifischer kunsthistorischer Untersuchungen, so etwa die Braunschweiger Stiftskirche, der Burglöwe, das Grabmal des Herzogs oder der Welfenschatz. Einen besonderen Schwerpunkt bilden Abhandlungen über die Politik Heinrichs des Löwen im Beziehungsgeflecht der weltlichen und kirchlichen Machthaber der Zeit. Vierzehn Karten ergänzen diesen Band, die sehr übersichtlich den Herrschaftsbereich Heinrichs des Löwen, seine Reisen und Aufenthaltsorte, die Entwicklung von Goslar und Braunschweig, die Verteilung der Klöster und Burgen in Sachsen sowie den Besitz des Zisterzienserklosters Riddagshausen aufzeigen. Den Abschluß bildet eine Karte, die die Herkunftsorte der vermutlichen Wappenträger und der Turnierreiter sowie die Fund- und Aufbewahrungsorte des berühmten Quedlinburger Wappenkastens zeigt.

Der dritte Band beinhaltet analog zu dem Ausstellungs-

teil im Herzog Anton Ulrich-Museum, dem Braunschweigischen Landesmuseum, einen Katalogteil und Essays zum Nachleben des Herzogs. Im späten Mittelalter fand die Wahrnehmung Heinrichs des Löwen außerhalb der Chronistik im wesentlichen in drei Bereichen statt: der Genealogie, der Erinnerung an den Stadtgründer und Rechtsverleiher und in den zahlreichen Geschichten von der abenteuerlichen Reise und wundersamen Heimkehr des Herzogs von Braunschweig. Alle drei Rezeptionsbereiche haben auch Bilder und Dokumente hervorgebracht, die in diesem Band in ausführlichen Beschreibungen und Aufsätzen lebendig werden. Neben der Darstellung in der Geschichtsschreibung vom 16. Jahrhundert bis in unser Jahrhundert ist vor allem dem Bild des Herzogs in der Malerei und der Skulptur – hier vor allem in der Form des Denkmals – im 19. und 20. Jahrhundert viel Platz eingeräumt. Nicht ausgelassen wurde die Vereinnahmung Heinrichs des Löwen durch die Nazi-Propaganda, die bis zur Umgestaltung des Braunschweiger Doms zur «Nationalen Weihestätte» führte. Fotos, Dokumente, deren Beschreibungen und der begleitende Aufsatz erläutern sachlich das Ausmaß und die politische Bedeutung dieser Umwandlung. Den Abschluß dieses Bandes bildet die Rezeption des Herzogs nach 1945 zwischen kritischer historischer Würdigung und kommerzieller Vermarktung, unter anderem auf Pralinenschachteln, im Gesellschaftsspiel und auf Kaffeedosen.

Das Konzept der Ausstellung, das sich in den Katalogen deutlich widerspiegelt, wird durch den Leitbegriff der Ausstellung – Herrschaft und Repräsentation – deutlich. Die hervorragende Darstellung von Kunst, Kultur, Geschichte und Politik zur Zeit Heinrichs des Löwen im Katalog läßt die Bemühungen Heinrichs des Löwen um «Fama et Memoria» auch für die Leser spürbar werden und wird sicher zu weiterem Interesse an dieser so wichtigen Persönlichkeit des Mittelalters führen.

Sibylle Setzler

MATHIAS KÖHLER: Die Bau- und Kunstgeschichte des ehemaligen Zisterzienserklosters Bebenhausen bei Tübingen. Der Klausurbereich. (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B Band 124). W. Kohlhammer Verlag Stuttgart 1995. 411 Seiten mit 85 Abbildungen und 8 Tabellen sowie 126 Tafeln und 1 Faltplan. Kartonierte DM 64,-

Nach seiner Aufhebung in der Reformationszeit erfuhr das gegen Ende des 12. Jahrhunderts von den Tübinger Pfalzgrafen gegründete Kloster Bebenhausen zwar noch manche baulichen Veränderungen, die es an neue Nutzungen – als Klosterschule oder als königliches Jagdschloß etwa – anpaßten, doch präsentiert es sich im wesentlichen noch heute so, wie es um 1535 ausgesehen hat. Entsprechend seiner Bedeutung und Wirtschaftskraft – Bebenhausen war das größte der dreizehn württembergischen Mannsklöster – verfügte das Kloster über einen

umfangreichen Gebäudekomplex, der in die Zeiten spätromanischen Bauens zurückgeht, immer wieder «modernisiert», umgebaut und erweitert worden war. Das um 1350 erbaute Sommerrefektorium zählt neben dem 1407 bis 1409 errichteten Vierungsturm zu den schönsten Zeugnissen gotischer Baukunst der Zisterzienser. Meisterlich präsentiert sich der spätgotische Kreuzgang; der Treppenturm und die Fenstergestaltung am Herrenhaus zeigen das Aufkommen von Renaissanceformen. Kurz, Bebenhausen gilt – zumal sein Ambiente noch weitgehend erhalten und nicht zugebaut ist – neben Maulbronn als eines der besten Beispiele eines mittelalterlichen Zisterzienserklosters in Süddeutschland.

Um so erstaunlicher, daß sich seit 1877, dem Erscheinen der großen Monographie von Eduard Paulus, lange niemand mehr gründlich und ausführlich mit der Bau- und Kunstgeschichte des Klosters befaßt hat, und dies obwohl inzwischen eine ganze Reihe neuer Erkenntnisse im Detail vorliegt, sich zudem die Methoden und Möglichkeiten zur Erkenntnisgewinnung – zum Beispiel durch die Dendrochronologie – um einiges verbessert haben. Erst seit wenigen Jahren ist das Kloster wieder in das Blickfeld der Kunsthistoriker geraten. So brachten archäologische Untersuchungen von Barbara Scholkmann einiges Neues zur klösterlichen Vor- und Frühgeschichte, promovierte Ursula Schwitalla über «die mittelalterlichen ornamentierten Bodenfliesen der ehemaligen Zisterzienserabtei Bebenhausen», beschäftigte sich im Rahmen einer Dissertation Mathias Köhler mit dem Klausurbereich, der Kirche und den Klosterbauten im engeren Sinne. Letzterer nun hat seine Forschungsergebnisse in einem umfangreichen, gut illustrierten Buch vorgelegt.

Nach einer skizzenhaften Darstellung der Klostergeschichte behandelt der Autor nach und nach die Klosterkirche, die einzelnen Flügel mit ihren Räumen in den Erd- und Obergeschossen sowie den Kreuzgang. Köhler beginnt jeweils zunächst mit einer kunstgeschichtlichen Bestandsaufnahme. Dabei stützt er sich nicht nur auf schriftliche Quellen und Sekundärliteratur, sondern auf Untersuchungen vor Ort, auf den Baubefund. Der Baugeschichte folgt eine kunstgeschichtliche Analyse und Würdigung, abschließend versucht er dann die einzelnen Bauten in einen größeren Zusammenhang zu stellen und fragt nach der Rolle *der Bischofskirche des Bistums, des Bauherrn, des Schirmherrn, der Ordensbaukunst, einer Zisterzienserbaukunst und der Kunstlandschaft.*

Dabei kommt der Autor auch zu einigen beachtenswerten neuen Ergebnissen. Erstmals gelingt ihm eine (fast) lückenlose Bauchronologie; überraschend sein überzeugender Nachweis, daß das Langhaus der Kirche ein Neubau der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ist. Die Steine der zeitlich vorhergehenden, abgebrochenen Kirche kann er an Hand der Steinmetzzeichen als wiederverwendet am Tübinger Schloß nachweisen.

Köhlers größtes Verdienst aber ist, daß er eine hervorragende Dokumentation zum Klausurbereich des Klosters geschaffen hat. So gibt er alle bekannten Schriftquellen in Regestform wieder, listet alle Bildquellen und Pläne auf, verzeichnet die Steinmetzzeichen in einer erstaunlichen

Fülle, bildet sie ab und beschreibt nicht nur Wand für Wand, Wölbung für Wölbung, sondern alle Architekturteile, ihre Form und ihre Bemalung. Als Wunsch bleibt, daß auch die anderen Klosterbauten eine ähnliche Bearbeitung finden mögen.

Wilfried Setzler

MANFRED SCHMID: Stadtgeschichte(n) im Tagblatt-Turm. Ein Begleitbuch zur ständigen Ausstellung des Stadtarchivs Stuttgart. (Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Stuttgart, Band 67). J. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger Stuttgart 1995. 95 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Pappband DM 12,-

Die nicht eben geschichtsfreundliche Landeshauptstadt Stuttgart gehört zu den ganz wenigen, ach so bedauernswert armen, geschichtslosen und deshalb auch ein wenig gesichtslosen größeren Städten Deutschlands, die es auch in den besten konjunkturellen Zeiten nicht zu einem stadthistorischen Museum gebracht haben. *Der Schwabe ist sparsam*, so wird Oberbürgermeister Manfred Rommel zwischen der Abfassung launiger Sprüche, von denen zwei – zugegebenermaßen humorvolle – auch im vorliegenden Bändchen wiedergegeben sind, gedacht haben, und er übertrug dem an sich mit Mitarbeitern keineswegs, dafür mit Arbeit durchaus im Übermaß gesegneten Stadtarchiv auch noch die Einrichtung verschiedener musealer Einrichtungen, darunter eine «Ständige Ausstellung zur Stadtgeschichte» im denkmalgeschützten Tagblatt-Turm.

Glücklicherweise steht dem lange vernachlässigten Stadtarchiv aber seit rund einem Jahrzehnt mit Professor Paul Sauer ein höchst arbeitsfreudiger Leiter vor, der es zudem verstand, mit Dr. Manfred Schmid, einen in Tübingen ausgebildeten Landeshistoriker, an das Archiv zu ziehen und diesen vor allem auch mit der Einrichtung diverser musealer Einrichtungen zu beauftragen. Zu Recht betont Paul Sauer, der im Vorwort des Begleitbuches zur ständigen Ausstellung die Geringschätzung der Stadtgeschichte seitens der politisch Verantwortlichen beklagt, die sich zuletzt in nicht mehr als maßvoll oder angemessen zu nennenden Mittelkürzungen ausdrückte, daß es vor allem dem Geschick und dem Interesse von Manfred Schmid zu verdanken ist, daß die Stadt eine recht ansprechende und zeitgemäße stadthistorische Ausstellung geschenkt bekam.

Freilich, mehr als Streiflichter auf die Stadtgeschichte kann und will diese Ausstellung nicht vermitteln. So lautet denn der Titel des schon ein Jahr nach Eröffnung der Dauerausstellung vorgelegten Begleitbuches auch «Stadtgeschichte(n)»; Harald Schukrafts «Straßengeschichte(n)» eingedenk? Der Band soll einen Großteil der Texte und Abbildungen der Ausstellung enthalten, bemerkt Manfred Schmid in der Einleitung des Bändchens. Daß dies so nicht ganz der Fall sein kann, die Ausstellung doch ein bißchen mehr zu bieten hat, belegen bereits die acht geschickt zwischen die Einleitung und den eigentlichen Haupttext gestellten fotografischen Einblicke in die Dau-

erausstellung. Dies sei nicht als Kritik mißverstanden. Das Begleitbuch bietet in knappen Worten und mit sehr instruktiven, vor allem vorzüglich reproduzierten Abbildungen versehen – die Stadtansicht von 1592 hätte allerdings ein wenig größer wiedergegeben werden können – einen Gang durch Stuttgarts Geschichte, beginnend mit der Gründung von Stutengarten und Stadt bis in die dunklen Tage der Nazi-Herrschaft. Schwerpunkte liegen hierbei bei verschiedenen bekannten, das Stadtbild prägenden Gebäuden als Repräsentanten ihrer Zeit sowie dem Umkreis und der Lebenswelt von Dichtern und Denkern. Der Alltag kommt vielleicht ein wenig zu kurz. Doch diesen darzustellen, wäre in der Tat die Aufgabe eines größeren, modernen wissenschaftlichen Anspruchs genügenden Stadtmuseums.

Diese jüngste Veröffentlichung des Stadtarchivs, die übrigens durch eine namhafte Spende von privater Seite gefördert wurde, womit der Band zu einem publikumsfreundlichen Preis angeboten werden kann, ist – da die Texte auch in der Ausstellung zu finden sind – weniger ein Begleiter durch die Ausstellung, denn Lektüre für zu Hause; für jene, die bereits im Tagblatt-Turm waren, aber auch für jene, die die Ausstellung noch nicht besucht haben, denn diese Veröffentlichung vermag Interesse zu wecken und Lust auf einen Ausstellungsbesuch zu machen, und sie eignet sich in dieser Form übrigens auch ganz vorzüglich – vielleicht mehr als manche großsprecherischen Hochglanzbände – als nette Aufmerksamkeit für fremde Besucher.

Raimund Waibel

HERMANN ZIEGLER: Friedhöfe in Stuttgart. Band 5: Fangelsbach-Friedhof. (Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Stuttgart, Band 61). Klett-Cotta Stuttgart 1994. 240 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Broschiert DM 42,-

Seit den 50er Jahren beschäftigt sich der nun über 80jährige Stadtoberamtmann a. D. Hermann Ziegler, ein profunder Kenner der Stuttgarter Geschichte, mit der Geschichte der Stuttgarter Friedhöfe. 1987 legte er seine Arbeit über die Berger Friedhöfe als ersten Band einer neuen Abteilung der Schriftenreihe des Stadtarchivs Stuttgart vor. Die Geschichte der Stuttgarter Friedhöfe wird man mit Fug und Recht als Lebenswerk Hermann Zieglers bezeichnen dürfen.

Dem zweiten Werk aus seiner Feder, der Darstellung des 1823 gegründeten Fangelsbach-Friedhofes, liegt eine durch den Autor bereits im Juli/August 1950 durchgeführte Aufnahme aller interessanten Grabmale und Inschriften des Friedhofes zugrunde. Diese ist heute ihrerseits schon fast Geschichte, denn viele der damals aufgenommenen Grabmale sind inzwischen abgeräumt, wie Hermann Ziegler nicht ohne Wehmut – oder klingt leise auch ein Vorwurf durch? – anmerkt.

Doch noch immer gestaltet sich ein aufmerksamer Gang durch diesen Stuttgarter Friedhof wie ein Gang durch eine Ruhmeshalle der Wirtschafts- und Kulturgeschichte,

aber auch der politischen Geschichte der Stadt. Auf Schritt und Tritt begegnen dem Besucher die Namen bekannter Persönlichkeiten: bedeutende Unternehmer wie etwa Gustav Siegle, Gründer der BASF, C.W.F. Dieudonné, Klavierfabrik Schiedmayer, Friedrich Baresel, Bauunternehmer, Lokal- und Landespolitiker – eine große Anzahl Stadträte, die liberalen Politiker Julius Haidlen und Julius Haußmann –, hohe Landes- und kirchliche Beamte – mehrere hohe Militärs, viele Pfarrer, darunter Christian Adam Dann, Pfarrer und Schriftsteller, Wissenschaftler wie Eduard Paulus, Topograph und Archäologe, Oscar Fraas, Archäologe, Künstler wie Nikolaus Thouret, Hofbaumeister und Erbauer der Eberhardskirche, Wilhelm Pelargus, Zinggießer: Jubiläumssäule Schloßplatz, und Revolutionäre wie Gustav Werner, der «Affenwerner» der 1848er Revolution, Gustav Tafel («Hochwächter» 1830/31), Friedrich Rödinger, Demokrat 1848/49. Sie alle hat der Autor biographisch erfaßt – samt Eltern, Ehe(n), Ämtern –, die noch erhaltenen Grabmale beschrieben und viele im Bild festgehalten, die Grabinschriften dokumentiert und teilweise Portraits beigegeben.

Dieser «Corpus» wird ergänzt durch die Beschreibung der Ehrengrabstätten und der dort Bestatteten sowie eine Geschichte des Friedhofes, der einst ja einmal vor den Toren der Stadt lag; eine Geschichte, die auch die Beeinträchtigung und drohenden Gefahren (Straßenpläne!) in Vergangenheit und Gegenwart einschließt. Zu erwähnen wäre noch das den Band eigentlich erst erschließende – vielleicht aber drucktechnisch etwas unübersichtlich geratene – Register.

Festzuhalten bleibt: Wer immer sich mit der Geschichte der Stadt Stuttgart vor allem des 19., aber auch des 20. Jahrhunderts beschäftigt, dem sollten gelegentliche Gänge durch den Fangelsbach-Friedhof anhand Hermann Zieglers Beschreibung nachgerade Pflicht sein. Nirgends vermag man den das Leben in der Stadt wesentlich prägenden Persönlichkeiten so nahe zu sein, wie vor ihren Grabstätten; dokumentieren doch die Grabmale den Zeitgeist, und liefert das Buch wesentliche biographische Informationen.

Abschließend sei die Hoffnung ausgedrückt, daß das Ehrenmitglied des Schwäbischen Heimatbundes einen Nachfolger finden möge, der auch so kenntnisreich Spaziergänge über die Friedhöfe der Stadt durchzuführen und dort Erläuterungen über Leben und Wirken der hier Begrabenen als lebendigen Geschichtsunterricht anzubieten vermag.

Raimund Waibel

WALTER SCHMID: **Die Auswanderung auf den Härten. Hintergründe und Ziele einer historischen Entwicklung des 18.–20. Jahrhunderts aus ortsgeschichtlicher Sicht.** Selbstverlag 1995. 182 Seiten mit 50 Abbildungen, Karten und Tabellen. (Erhältlich bei Hans-Jörg Schmid, Am Keltengrab 11, 72072 Tübingen-Kilchberg). Pappband DM 25,-

Wirtschaftsflüchtlinge werden despektierlich jene Menschen geheißen, die ihre Heimat eines Motivs wegen verlassen, das doch aller Ehren wert sein sollte: Sie brechen auf in eine ungewisse Zukunft und eine unwägbar Fremde, weil zu Hause ein Überleben nicht mehr möglich scheint. Solchen sowie denen, die aus politischen oder religiösen Gründen in die Fremde zogen, hat der 1994 verstorbene Kusterdinger Walter Schmid eine interessante lokalgeschichtliche Arbeit gewidmet, die jetzt als Buch erschienen ist.

Als zu Beginn des 18. Jahrhunderts tüchtige Agenten auch durch Württemberg zogen, um unter den Landeskindern Kolonisten für Pennsylvanien zu gewinnen, da reagierte der Staat noch mit Restriktionen und einem Ausbau der Armenfürsorge, um der *wahnsinnigen Lüsternheit des Wegziehens* Einhalt zu gebieten. Indes: Auch auf den Härten bei Tübingen waren die ökonomischen Ressourcen gegenüber einem explodierenden Bevölkerungswachstum – in Kusterdingen zwischen 1730 und 1750 über 11 Prozent – so knapp geworden, daß sich in den Dörfern nicht mehr für alle Lebensgrundlagen fanden.

Reißt in Pensylvanien d. 3. may 1738. Mit diesem Eintrag ins Familienregister hatte der Ortspfarrer den Wegzug des ersten Kusterdingers – des 36jährigen Caspar Nasel – festgehalten. Sein Lebenslauf repräsentiert Verknappung und Not jener Jahre: Als Sproß einer vierzehnköpfigen Familie konnte er zuwenig Besitz sein eigen nennen, um die siebenköpfige Familie durchzubringen. Er verließ die Härten mit dem Ziel Amerika.

Das Bevölkerungswachstum im 18. und 19. Jahrhundert verlief rasanter als der träge ökonomische Fortschritt. Weder die Regeln traditioneller dörflicher Ökonomie und Armenfürsorge, noch die Nischenwirtschaft von Heimarbeit und Handwerk reichten aus, um die Bewohner zu ernähren. Das traditionelle, über Generationen ausbalancierte System des Dorflebens erlitt den Kollaps. Die Ausgrenzung, die die Strategien dörflichen Wirtschaftens auch weiterhin sichern sollte, traf die Schwächsten.

Die Zahl jener, die ihre Bürgerrechte zurückließen und aus dem Staatsverband entlassen wurden, um sich in der Ferne eine neue Existenz aufzubauen, stieg stetig an. Seuchen, Mißernten und in der Folge Hungersnöte beschleunigten den Auswanderungsprozeß. *Die Leut sind bis 10 Stunden ins Gäu geloffen, um Frucht,* heißt es in einer Kusterdinger Familienbibel unter dem 28. Juni 1770, *daß elend ist nicht zu beschreiben.* Reagierte die württembergische Regierung noch 1807 mit einem Reskript, *daß keinem Unserer Kön. Unterthanen das Auswandern mehr erlaubt seyn solle,* lockerten sich die Bestimmungen mit dem Wachsen der Not. Im 19. Jahrhundert wurde gar Unterstützung gewährt, auf daß die Ärmsten nicht länger den Gemeindekassen zur Last fielen.

Nach den Hungerjahren 1816 und 1817 wurden die Grenzen geöffnet; rund 20 000 Württemberger sollen allein in diesen beiden Jahren das Land verlassen haben. Nicht allen ist es so gut ergangen wie dem ausgereisten Bauernsohn Wilhelm Wandel, der 1845 an seinen Bruder schrieb: *Amerika ist ein schönes Wort, das treibt alle Sklaven fort. Aber*

arbeiten muß einer, dann hat er Brods die Fülle und freyes Leben, das ist frey von Abgaben, frey von König und Kaiser. Zwei Jahre später schwillt sein Selbstbewußtsein vor Spott schier über: *Man dürft mir ganz Kusterdingen geben für meinen Besitz, uns ich sollte in Kusterdingen leben, so sage ich nein. Und wenn ich zwanzig Kinder hätte, so könnte ich allen Brod geben und Brod verschaffen, wo sie müßten in Kusterdingen betteln und nichts kriegen.*

Die Namen von über 1200 Personen, die bis zum ersten Drittel des 20. Jahrhunderts ihre Heimat auf den Härten verlassen haben, um sich in Ungarn, Rußland, Siebenbürgen oder in Übersee eine neue Existenz aufzubauen, hat Walter Schmid zusammengetragen. Mit dem umfangreichen Anhang, der die Lebensdaten aller nachweisbarer Auswanderer aus den fünf Härten-Dörfern zusammenfaßt, ist die Studie des ehemaligen Abteilungsleiters im Tübinger Oberschulamt auch eine Fundgrube für Familienforschung. Walter Schmid, der sich nach seiner beruflichen Tätigkeit im Ruhestand ortsgeschichtlichen Arbeiten verschrieb, erzählt einzelne Geschichten und verfolgt die Spuren der Mähringer, Jettenburger, Wankheimer oder Immenhäuser in den Kaukasus, die Schweiz oder nach Amerika. Er erzählt von Sorgen und Heimweh, Aufbruchsstimmung und Resignation und vergißt darüber nicht, die sozialen Bedingungen dieser Gefühle zu erläutern.

Den wenigsten verhiß die Fremde Glück und Sicherheit; einige kehrten zurück, um festzustellen, daß in der Heimat kein Platz mehr für sie war. Weshalb sich ein Weber auf dem Weg nach Siebenbürgen im Sommer 1846 zur Umkehr entschloß, ist nicht bekannt. Bekannt ist nur, daß er in Immenhausen von niemand mehr erwartet wurde. Dort hatte er auf Heimat- und Bürgerrecht verzichtet; sein Webgeschirr war verkauft. Mit der Rückkehr wuchs die Ausweglosigkeit; er nahm sich sein Leben. Auch ein ehemaliger Soldat aus Kusterdingen faßt nicht mehr Fuß, als er sich nach dem Tod der Frau mit dem Verlust seiner Barschaft im August 1846 zur Flucht zurück entschlossen hatte. *Wieder zurückgekehrt 1846*, notierte der Kusterdinger Ortspfarrer nüchtern, *vagierte aber überall umher.*

Friedemann Schmoll

CHRISTA HAGMEYER: **Deckenpfronn 1945. Ein Dorf, fast wie jedes andere.** Silberburg-Verlag Tübingen 1995. 120 Seiten mit 19 Abbildungen, 4 davon zweiseitig. Gebunden DM 42,-

Die 50. Gedenktage zum Ende des Zweiten Weltkriegs regten nun auch in kleineren betroffenen Gemeinden Initiativen zur historischen Erfassung und Fixierung des damaligen Geschehens an. Diese stützen sich vorwiegend auf Befragung und Protokollierung von Aussagen noch lebender Zeitzeugen sowie auf Literatur und Archivalien der deutschen, wie auch der damals gegnerischen Seite. Unter den Bearbeitern profilierten sich auch in jene Trümmerswelt hineingeborene oder hineingewachsene Frauen – Angehörige des Geschlechts, dem der Zweite Weltkrieg hierzulande die meisten zivilen Kriegssterbefälle abfor-

derte. Obwohl sich diese mit militärischem Vokabular wohl schwerer tun, bewiesen sie ihre Fähigkeit, zur Aufarbeitung der Kriegsvorgänge in besonderer Weise beizutragen – und dies mit Blickrichtung Zukunft.

Die damals noch vorwiegend landwirtschaftlich geprägte 1000-Seelen-Gemeinde im Herrenberger Gäu fand in der einheimischen Kulturjournalistin Christa Hagmeyer eine tiefeschürfende Interpretin der von sechzehn damals noch meist jugendlichen Zeitzeugen geschilderten Erlebnisse um die fast völlige Zerstörung Deckenpfronn am 21. April 1945 durch alliierte Jagdbomber. Dem die Arbeit begründenden Vorwort, das von dem Versuch spricht, den Tabubereich der unbequemen Auseinandersetzung mit der Vergangenheit, *der das neuerstandene Dorf wurzellos erscheinen läßt, zu durchbrechen, um das kleine, mühsame Schicksal auf krummen und geraden Wegen* erzählen zu können, diesem Vorwort schließt sich eine Bilddokumentation des alten Dorfs an. Danach folgt der auf Grund von Gesprächen mit den Zeitzeugen verfaßte Bericht über Beobachtungen vor, während und nach der Katastrophe, der dem Leser und Betrachter einer Bilddokumentation der Zerstörung die auch durch Erlebnisse zweier als Ostvertriebene nach Deckenpfronn gelangter Frauen ergänzte Übersicht über die Zustände bis in die Zeit des Wiederaufbaus hinein nahebringt.

Den Abschluß bildet die einfühlsame philosophische Betrachtung *Alte Blätter binden* mit dem Fazit: *Das Leiden bleibt bestehen, muß im Gedächtnis bleiben (...)* als schreckliches Korrektiv, das künftige Tun zu überdenken, sowie ein Auszug aus der Rede des Bürgermeisters zum 50. Jahrestag der Zerstörung und eingehende Recherchen der Bearbeiterin über Ursache und Urheber des verheerenden Luftangriffs, die jedoch bislang zu keinem sicheren Ergebnis führten. Die Kriegsmaschinerie hatte sich damals längst selbständig gemacht. *La guerre pour la guerre.* Zerstörung um der Zerstörung willen. Die Art des Krieges ist es, zu entarten – wann, wie und wo auch immer!

Heinz Bardua

GERHARD HERGENRÖDER: **Unterensingen. Geschichte einer Gemeinde.** Selbstverlag 1995. 424 Seiten mit über 600, fast durchweg farbigen Abbildungen. Leinen DM 59,- (Zu beziehen bei Gemeindeverwaltung 72669 Unterensingen)

Durch seine Ortsgeschichten von Köngen und Wendlingen als Kenner der Landes- und Ortsgeschichte ausgewiesen, hat Gerhard Hergenröder, zusammen mit seinem örtlichen Mitarbeiter Karl Melchinger, ein reiches Material zusammengetragen, gesichtet und interessant dargestellt. Hervorgehoben werden soll die hervorragende Illustrierung der Texte, zum Teil von zeitgenössischen Künstlern stammend, wie Daniel Pfisterer (um 1720), Christian Mali (um 1900) und dem Unterensinger Gustav Kemmer (um 1900), zum Teil mit Abbildungen, die die angeführten landesgeschichtlichen Zusammenhänge lebendig werden lassen. Daneben werden die Veränderungen des Unterensinger Ortsbilds, der Landschaft und die erwähn-

ten handelnden Personen ausreichend dokumentiert. Mit den jungsteinzeitlichen Funden auf der Markung beginnt der Gang durch die Geschichte. 1124 wird in einer Zwiefalter Klosterhandschrift «Ensingen» erstmals erwähnt. Nicht zu klären ist, ob es sich um Ober- oder Unterensingen handelt, das ist erst in späteren Urkunden möglich. Auch die Entscheidung, ob nicht vielleicht Ensingen bei Vaihingen/Enz gemeint sein könnte, ist zu Beginn der schriftlichen Überlieferung nicht immer leicht.

An Hand der zahlreicher werdenden Urkunden Württembergs, des Klosters Salem, des Esslinger St.-Klara-Klosters, des Esslinger Spitals und des Klosters Adelberg läßt sich dann ein eindrucksvolles Bild jener Zeit der Leibeigenschaft zeichnen, die sich wenige vorstellen können. Zehntrechte, Bannmühle, Fischwasser, Neckarhochwasser und die von ihnen angerichteten Schäden, Schafzucht, Weinbau und Kelter spielten dabei eine große Rolle.

Die im Stuttgarter Hauptstaatsarchiv verwahrten Lagerbücher und Akten bildeten die Grundlage für das Kapitel über die württembergische Herzogszeit. Für das 19. Jahrhundert stehen dann die Unterensinger Gemeinderatsprotokolle zur Verfügung. Sie liefern viele nachdenklich machende Einzelheiten für das durchweg ärmliche, harte Leben der Unterensinger. Die Verhältnisse von Kirche und Schule und die einzelnen Gemeindeämter werden ausführlich dargestellt. Mit dem Bau der Textilfabrik von Heinrich Otto in Unterboihingen, dem Nachbarort jenseits des Neckars (1858), begann für Unterensingen der Weg zur Arbeiterwohngemeinde.

Auf die Darstellung der Auswirkungen des Ersten Weltkriegs und der Inflation mit Arbeitslosigkeit und Notstandsarbeiten auf die Verhältnisse der Gemeinde und ihrer Einwohner folgt – in zahlreichen Einzelheiten belegt – die Weimarer Zeit und der Übergang zum Dritten Reich. Bei der Reichstagswahl 1930 hatten die bürgerlich-konservativen Parteien das Übergewicht: Bauern- und Weingärtnerbund 36% der Stimmen, Christliche Volkspartei 10% und Deutsche Volks- und Staatspartei 3%, zusammen 49%, gegenüber den beiden Arbeiterparteien KPD 24% und SPD 18%, zusammen 42%. Die NSDAP erreichte nur 4%. Wie gerade in einer solchen Gemeinde die Gleichschaltung in kleinsten Etappen erfolgte, bis die unumstrittene Herrschaft der Partei errungen war, ist ein Lehrstück vor allem für alle diejenigen, die dank der «Gnade der späten Geburt» diese Entwicklung nicht selbst erlebt haben, und sie sich nicht vorstellen können. Auch für den Zweiten Weltkrieg sind die Auswirkungen auf das tägliche Leben detailliert dargestellt. Einige Stichworte: Arbeitseinsatz französischer Kriegsgefangener, Kinderlandverschickung, Zuweisung von Evakuierten usw. bis zu den Tieffliegerangriffen im Frühjahr 1945, den Brückensprengungen ringsum und dem Einmarsch der Franzosen am 21. April 1945. Bis 1946 wurden 71 Gefallene und 21 Vermißte gezählt.

Die bis zum Juli 1945 andauernde Sonderstellung der links des Neckars gelegenen Gemeinden des Kreises Nürtingen, die französisch besetzt waren, gegenüber den amerikanisch besetzten Gemeinden rechts des Neckars, führten zu einigen bemerkenswerten Vorgängen. Im all-

gemeinen gingen die Franzosen härter vor als die Amerikaner. Als aber ehemalige französische Kriegsgefangene sich demonstrativ vor die Unterensinger stellten, wurde auf weitere Gewaltmaßnahmen verzichtet. Als die polnischen «Fremdarbeiter» «repatriert» werden sollten, stellte ihnen der französische Kommandant frei, zu gehen oder zu bleiben. Trotz des Verlustes ihrer Sonderrechte, die ihnen als «Nazi-Opfer» zugestanden worden waren, zogen es einige vor, in Deutschland zu bleiben. Nur im benachbarten Zizishausen und in Unterensingen waren als Besatzung italienische «Badoglio-Soldaten» eingesetzt, so genannt nach dem Marschall Badoglio, der 1943 den Abfall Italiens von Deutschland vollzogen hatte; sie *holten aus den Häusern unendlich viel heraus*. Nach der Übernahme unter die amerikanische Besatzungshoheit begann die politische Säuberung. Die Aufnahme der Heimatvertriebenen, die ersten demokratischen Wahlen, die Währungsreform, die Beseitigung der Wohnungsnot usf., kurz, die Überwindung der größten Not mündete in die Entwicklung der letzten Jahrzehnte, die eine stattliche Gemeinde mit eigener Industrie entstehen ließ. Mit einer Darstellung der in Unterensingen wirkenden Vereine schließt der Textteil des Buches.

Es ist dem Verfasser gelungen, durch die Fülle der Einzelinformationen über die Jahrhunderte hinweg ein facettenreiches Bild der Ereignisse in einer Gemeinde abseits der «großen Geschichte oder Politik», und doch von ihr beeinflusst, zu zeichnen. Das Buch kann darum als vorbildlich empfohlen werden.

Hans Binder

Weitere Titel

MATHIAS BEER (Hrsg.): **Zur Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen im deutschen Südwesten nach 1945.** Bestandsaufnahme und Perspektiven der Forschung. Ergebnisse des Kolloquiums vom 11. bis 12. November 1993 in Tübingen. (Schriftenreihe des Instituts für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde, Band 3). Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1994. 260 Seiten mit 26 Tabellen und Abbildungen. Pappband DM 48,-

SUSANNE BÜHLER: **Gift für den Gatten. Ein Stuttgarter Mordfall im 19. Jahrhundert.** (Frauenstudien, Band 5). Silberburg-Verlag Tübingen 1995. 173 Seiten. Broschiert DM 29,80

Preußen in Hohenzollern. Begleitband zur Ausstellung. Herausgegeben vom Haus der Geschichte Baden-Württembergs und dem Staatsarchiv Sigmaringen. (Schwarz-Goldene Reihe, Band 2). Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1995. 216 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Broschiert DM 38,-

WOLFGANG BRENNISEN: **Die Hochzeit in Steinhausen und andere heitere Geschichten aus Schwaben.** Konrad Theiss Verlag Stuttgart. 158 Seiten. Gebunden DM 29,80

Die 60er Jahre – Ein Stuttgarter Jahrzehnt in Bildern. G. Braun Buchverlag Karlsruhe 1995. 132 Seiten mit 114 Duotone-Abbildungen. Pappband DM 38,-

RAINER KILIAN (Hrsg.): **Ötlingen – Bauerndorf. Industriegemeinde. Stadtteil.** (Schriftenreihe des Stadtarchivs Kirchheim unter Teck, Band 20). Stadt Kirchheim u. T. 1995. 586 Seiten mit zahlreichen, teils farbigen Abbildungen. Pappband DM 58,-

RENATE FLORL: **Mit Kindern im Schwäbischen Wald. Groß und klein auf Entdeckungstour.** Fleischhauer & Spohn Verlag Bietigheim-Bissingen 1995. 144 Seiten mit zahlreichen Abbildungen und Kartenskizzen. Kartoniert DM 19,80

ELKE KNITTEL: **Springerles-Back-Lust.** Eine sehr persönliche Geschichte mit Fotos von Rolf Maurer. Betulius Verlag Stuttgart 1995. 120 Seiten mit 50, meist farbigen Abbildungen. Pappband DM 24,80

Der Landkreis Calw. Ein Jahrbuch. Band 13. Redaktion: Gabriele Vogel und Karl-Heinz Fischer. Landratsamt Calw 1995. 224 Seiten mit 123 Abbildungen. Broschiert DM 18,80

CHRISTOPH TIMM: **Der Pforzheimer Hauptfriedhof. Ein Führer zu den historischen Grabstätten.** (Materialien zur Stadtgeschichte, Band 7). verlag regionalkultur 1995. 120 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Kartoniert DM 19,80

ELKE KNITTEL: **Der Schwarze Veri. Eine wahre Räubergeschichte aus napoleonischer Zeit.** Betulius Verlag Stuttgart 1995. 96 Seiten mit 38 Abbildungen. Gebunden DM 19,80

UTE SCHÖNFELD-DÖRRFUSS: **Eugen Schmid-Korb. Leben und Werk eines schwäbischen Malers.** Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1994. 128 Seiten mit 100 Abbildungen, davon 89 in Farbe. Gebunden DM 89,-

RAINER KOPF und SABINE BETZLER: **Biberach an der Riß. Stadt – Leben.** Biberacher Verlagsdruckerei Biberach 1995. 176 Seiten mit 365 Abbildungen in Farbe. Folio-Format. Pappband DM 58,-

ULRICH STROBEL: **Homma ond domma. Gereimtes und Ungereimtes über Land und Leute.** DRW-Verlag Weinbrenner Leinfelden-Echterdingen 1995. 96 Seiten mit 12 Illustrationen. Kunstleinen DM 24,-

OTILIE WILDERMUTH: **Aus Schiller's Heimath.** Mit einem Nachwort von Rosemarie Wildermuth (Schöndrucke 3). Schillerverein Marbach am Neckar 1995. 28 Seiten mit 10 Abbildungen. Geheftet DM 7,-

WILFRIED ENDERLE: **Konfessionsbildung und Ratsregiment in der katholischen Reichsstadt Überlingen (1500–1618) im Kontext der Reformationsgeschichte der oberschwäbischen Reichsstädte.** (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B, 188. Band). W. Kohlhammer Verlag Stuttgart 1990. LIII, 490 Seiten. Kartoniert DM 59,80

JOSEF BLAB: **Grundlagen des Biotopschutzes für Tiere.** (Schriftenreihe für Landschaftspflege und Naturschutz, Heft 24). 4., neubearbeitete und erweiterte Auflage, Kilda-Verlag F. Pölking Greven 1993. 479 Seiten mit 149 Abbildungen. Leinen.

GERTRUDIS WEISS: **GAU SCHDAU BLEIBA LAU: D'Gaußamar un we si schwätzad.** Eigenverlag 1995. 96 Seiten. Pappband DM 18,80 (zu beziehen bei der Autorin 77654 Offenburg, W.-Blumenstock-Straße 9)

KERSTIN KREBBER: **Die Heusteigschule von Theodor Fischer in Stuttgart 1904–1906.** Mit einer Beschreibung der Schule von Theodor Fischer und seinem Aufsatzfragment «Das Schulhaus vom ästhetischen Standpunkt». (Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Stuttgart, Band 68). Klett-Cotta 1995. 152 Seiten mit 59 Abbildungen. Pappband DM 28,-

HEINZ-GÜNTHER GRÜNEKLEE: **Zeitgenössische Berichte aus der Parochie Aichelberg** (Schurwald) von 1804 bis 1921. (historegio, Band 2). Verlag Manfred Hennecke 1995. 142 Seiten mit einigen Abbildungen. Broschiert DM 28,-

WOLFGANG SANNWALD: **Schiefertafel, Gasmaske und Petticoat. Erlebte Dinge und Erinnerungen aus dem Landkreis Tübingen.** Ein Quellen- und Lesebuch zur persönlich erlebten Geschichte im 20. Jahrhundert. Gomaringer Verlag und Schwäbisches Tagblatt 1994. 181 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Pappband DM 16,80 (zu beziehen über das Kreisarchiv 72074 Tübingen)

HANS WETZEL (Hrsg.): **Schwäbische Weihnacht. Geschichten und Gedichte, Gebräuche und Rezepte.** Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart 1995. 208 Seiten mit 111 Abbildungen und Vignetten. Gebunden DM 39,80

Hans Gassebner. **Zeichnungen und Druckgraphik. Werkverzeichnis mit einer Briefdokumentation.** Ausgewählt von ELMAR SCHMITT. (Alb und Donau. Kunst und Kultur, Band 10). Alb-Donau-Kreis 1995. 252 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Pappband DM 48,-

MECHTHILD SCHULZE-DÖRRLAMM: **Das Reichsschwert. Ein Herrschaftszeichen des Saliers Heinrich IV. und des Welfen Otto IV. mit dem Exkurs: Der verschollene Gürtel Kaiser Otto IV.** (Römisch-Germanisches Zentralmuseum, Monographien, Band 32). Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1995. 154 Seiten mit 129 Abbildungen, davon 38 in Farbe. Leinen DM 58,-

Der Schwäbische Heimatbund hat bei seiner Mitgliederversammlung am 11. Mai 1996 in Ellwangen folgende Resolutionen beschlossen:

«Stuttgart 21»

Stuttgart 21 kann eine Jahrhundertchance für Stuttgart sein. Von einer verantwortungsvollen Umsetzung dieser Chance ist bisher aus ökologischer Sicht nicht viel zu sehen. Der Schwäbische Heimatbund befürchtet sogar, daß das 100 ha große Areal des jetzigen Bahnhofs für die Stadt und die Planer nur ein riesiger Bauplatz ist, den man bis an seine Grenzen ausnutzt, um maximale Grundstückspreise zu erzielen.

Es kann nicht angehen, daß der Grünplanung für dieses Projekt im Gegensatz zur Städtebauplanung nur eine untergeordnete Bedeutung zukommt. Wir fordern die Gleichrangigkeit und Gleichwertigkeit beider Planungen. Vor der Städtebauplanung muß ein qualifizierter Grünordnungsplan erstellt werden, in dem Flächen festgestellt werden, die aus ökologischen, klimatischen, landschaftlichen oder das Stadtbild prägenden Gründen freigehalten werden müssen. Dieser muß aus einem neuen Flächennutzungsplan entwickelt werden.

Der Schwäbische Heimatbund fordert deshalb:

- die Ausweitung der Parkanlagen des Grünen U und deren Vernetzung mit dem neuen Entwicklungsgebiet. Der Rosensteinpark muß damit um 30 Hektar erweitert werden
- Schaffung weiterer Grünverbindungen zu den Hängen Stuttgarts
- Wegnahme der Bahndämme zur Öffnung des Talraumes
- Wiederbelebung und Neuschaffung der zahlreichen für Stuttgart charakteristischen Sichtbeziehungen zum Park und vom Park auf die Talhänge
- behutsame Annäherung der Neubebauung an den historischen denkmalgeschützten Rosensteinpark.

Auch dem Stadtklima ist der Vorrang vor dem Städtebau einzuräumen. Bei einer vollständigen Bebauung des ca. 100 ha großen Bahngeländes entstehen untragbare Klimaverschlechterungen, weil die Hauptentlüftungssachse nach Osten/Norden unterbrochen wird. Dagegen würde eine Erweiterung des Rosensteinparks die Lebensqualität aller Bewohner der Innenstadt und des neuen Stadtteils Stuttgart 21 erheblich verbessern. Wir wollen keine Aufheizung für Stuttgarts Innenstadt und für die künftigen Bewohner von Stuttgart 21.

Für alle Eingriffe in Stuttgart, in der Region und entlang der Bahntrasse Stuttgart-Ulm muß folgendes gelten:

- die Landschaft bestimmt das technische Handeln und nicht umgekehrt
- zwingende Orientierung der Bahntrasse in der Region und nach Ulm an der vorhandenen Topographie und Landschaftsstruktur
- allerhöchste Qualitätsansprüche an Planung und Durchführung der Gestaltung der umgebenden Freiräume (Grünplanung)
- kein Eingriff in das Naturschutzgebiet Häslachwald.

Windkraftanlagen verschandeln die Landschaft

Der Schwäbische Heimatbund befürwortet alle ernsthaften Anstrengungen, die zu einer Verbesserung in der Energiepolitik führen. Eine verstärkte Nutzung regenerativer Energien, insbesondere der Photovoltaik, vor allem aber eine konsequente Einsparung von Energie in allen Lebensbereichen ist dringend notwendig.

Mit Sorge beobachtet der Schwäbische Heimatbund, daß in der Bundesrepublik durch Einräumung erheblicher finanzieller Vorteile die Windkraftnutzung unterstützt wird, welche nachgewiesenermaßen die Energiesituation nur minimal entlasten kann: Auch mit Tausenden von Windkraftanlagen läßt sich nur ein Bruchteil der Energie erzeugen, die beispielsweise durch überzogene Straßenbeleuchtungen, unnötige «stand-by-Schaltungen» in Elektronikgeräten usw. verschwendet wird. Man gewinnt den Eindruck, als sei die Windkraftnutzung eine willkommene Möglichkeit, von der eigentlichen Energieproblematik abzulenken und der Bevölkerung weiszumachen, man habe eine Energiequelle gefunden, die es erlaubt, weiterhin hemmungslos Energie zu verbrauchen. Schornsteine, Hochspannungsleitungen und Fernmeldetürme belasten unser Landschaftsbild heute schon in vielen Gegenden über Gebühr. Wenn nun weitere Windkraftanlagen in exponierten Lagen hinzukommen, setzt man etwas aufs Spiel, was wir in Baden-Württemberg nur einmal haben: Unsere Landschaft!

Der Schwäbische Heimatbund fordert daher:

- Weg von der Politik, dort Windkraftanlagen zu genehmigen, wo es nur deshalb lohnend ist, weil auf einem Berg ein Einspeisekabel vorhanden ist; weg von den Einzelgenehmigungen an eher «zufälligen» Standorten!
- Genehmigungen nur nach positiv verlaufenden Umweltverträglichkeits- und Wirtschaftlichkeitsprüfungen!

Kahlschlag im Naturschutz

Der Schwäbische Heimatbund hat sich im Jahr 1995 für den Erhalt der Bezirksstellen für Naturschutz und Landschaftspflege bei den vier Regierungspräsidien eingesetzt. Nach einem Jahr des Schweigens, das für die Zeit nach der Landtagswahl hoffen ließ, wurde nun in die Koalitionsvereinbarung für die neue Landesregierung aufgenommen, daß drei Viertel aller Naturschutzfachleute bei den Bezirksstellen zu den 44 Stadt- und Landkreisen als Naturschutzmitarbeiter umgesetzt werden sollen.

Der Heimatbund ist enttäuscht darüber, daß damit alte und längst überholt geglaubte Überlegungen in die Wirklichkeit umgesetzt werden, die zur Folge haben werden, daß eine qualifizierte Naturschutzarbeit nicht mehr möglich ist.

Die bisherige fachliche Unabhängigkeit der Bezirksstellen und deren hervorragendes Eintreten für den Naturschutz ist in Baden-Württemberg dahin. Auch die gesetzliche Möglichkeit, im Konfliktfall die nächsthöhere Behörde einzuschalten, soll gekippt werden. Künftig wird der Naturschutzfachmann im Umweltschutz eines Landkreises nicht mehr seine Stellungnahme der nächsthöheren Instanz, dem Regierungspräsidium, zur Entscheidung vorlegen können.

Der Schwäbische Heimatbund fordert, Natur- und Artenschutz auf der gesamten Landesfläche umzusetzen mit einer starken, eigenständigen und nicht weisungsgebundenen Naturschutzfachverwaltung.

Er protestiert energisch gegen den geplanten Kahlschlag an den Bezirksstellen für Naturschutz und wendet sich an alle politisch Verantwortlichen in diesem Land, dem nicht zuzustimmen. Nur so wird eine qualifizierte, flächendeckende und unabhängige Naturschutzarbeit auch künftig gewährleistet.



Arbeit und fröhliche Rast am Irrenberg.

Aktion Irrenberg 1996

Auch in diesem Sommer sind wieder Ihre «Rechen-Künste» gefragt: Bei der **Aktion Irrenberg am Samstag, dem 27. Juli 1996**, sind wir wieder auf den Einsatz von vielen Helferinnen und Helfern angewiesen.

Wie in jedem Jahr muß das von Mitgliedern des Tieringer Vereins «Kohlraisle» gemähte Gras zusammengereicht und auf Plastikbahnen ins Tal befördert werden. Dort wird es auf Wagen geladen und abgefahren.

Neben der Arbeit bleibt sicherlich Zeit, die Schönheit des Naturschutzgebietes Irrenberg, das zu großen Teilen dem Schwäbischen Heimatbund gehört, zu genießen. Von dort bietet sich ein herrlicher Ausblick auf die Albberge bei Balingen und das Albvorland.

Auch für das leibliche Wohl ist gut gesorgt: Am Mittag gibt es ein zünftiges Vesper, zu dem alle Helferinnen und Helfer eingeladen sind.

Wir bitten Sie, an dieser Aktion teilzunehmen und nach Kräften mitzuhelfen.

Unser Bus fährt kostenlos am Samstag, 27. Juli 1996, um 8.00 Uhr vom Busbahnhof Stuttgart (Bussteig 14) ab. Zustiege sind nach Vereinbarung entlang der Fahrtstrecke Stuttgart-Tübingen-Hechingen-Irrenberg möglich.

Wir bitten um Anmeldung bei der Geschäftsstelle, Weberstraße 2, 70182 Stuttgart, Tel. (07 11) 2 39 42 11.

Vor fünfzig Jahren entstanden: der Chor des Schwäbischen Heimatbundes

Der Chor, der 1946 aus einem Volkshochschulkurs hervorging, im gleichen Jahr Chor der Volkshochschule Stuttgart genannt wurde und unter diesem Namen bis 1993 bestand, kann in diesem Jahr auf eine fünfzigjährige ununterbrochene Sangestradition zurückblicken. 1993 fand der Chor unter dem Dach des Schwäbischen Heimatbundes eine neue Heimstatt. So gibt es noch ein winziges Jubiläum dazu, und zwar drei Jahre Chortätigkeit als Chor des Schwäbischen Heimatbundes – ehemals Chor der Volkshochschule Stuttgart 1946.

Ein Jahr nach Kriegsende bot die Volkshochschule Stuttgart einen Singkurs an, der nach der schweren Zeit den Bürgern die Möglichkeit geben sollte, für einige Stunden bei frohem Gesang Kraft zu schöpfen und für einen Moment die Sorgen zu vergessen. Für diesen Kurs konnte der Pädagoge Gustav Wirsching gewonnen werden. Als das Semester vorüber war, beschlossen die sangesfreudigen Kursteilnehmer zusammenzubleiben und gründeten im gleichen Jahr den Chor der Volkshochschule Stuttgart, weiterhin unter Leitung von Gustav Wirsching bis zu seinem Tode im Jahre 1961.

Um die Stimmung zur Gründungszeit aufzuzeigen, sei aus den Erinnerungen des heute noch aktiven Chormitglieds Helene Ritz zitiert: *Wie war denn die Zeit, als 1946 die Volkshochschule Stuttgart zum Singen einlud? Die Stadt lag in Trümmern, viele Familien waren evakuiert, weil sie ihre Stuttgarter Wohnung durch Bombenangriffe verloren hatten. Der Hunger war groß – doch nicht nur nach leiblicher Nahrung, nein, nach allen Dingen, die uns in den schrecklichen Kriegsjahren verwehrt waren, hatten wir Hunger: Konzerte, Theater, Vorträge ... Jetzt konnten wir wieder frei atmen, mußten nicht jede Nacht in die Luftschutzräume fliehen, mußten nicht jeden Tag und jede Stunde um das Dach überm Kopf fürchten: Wir konnten wieder fröhlich sein bei aller äußeren Armut! So war es denn kein Wunder, daß sich gleich im ersten Semester eine recht stattliche Zahl von Sangesfreudigen zusammengefunden hatte. Ein Mann war dabei, die meisten waren ja noch in Gefangenschaft, und denen, die zu Hause waren, war es wohl noch nicht so ganz nach Singen zumute.*

Wie sehr haben wir die Singstunden im Kindergartenraum in der Tunzhoferstraße bei Herrn Wirsching geliebt. Es waren so beglückende Stunden voll Herzlichkeit und Freude, in denen man völlig vergaß, daß der Magen knurrte, denn diese Nachkriegsjahre bis zur Währungsreform im Jahr 1948 waren in dieser Hinsicht schlimmer als die Kriegsjahre. So war z. B. keine Glühbirne vorhanden; diese wurde jeweils von unserer unvergessenen «Mutti Maser» mitgebracht und selbstverständlich auch wieder nach Ende der Singstunde herausgedreht. Es war schon unwahrscheinlich, wie solche damals wirklich großen Probleme (die heute gar keine mehr sind!) immer wieder gelöst werden konnten. Was mußte alles getan werden, um die meist vom Chorleiter handgeschriebenen Liederblätter vervielfältigt zu bekommen! Hier war es notwendig, gemeinsam die Schwierigkeiten zu beseitigen. So war es auch möglich geworden, daß



Gustav Wirsching, langjähriger geschätzter Chorleiter.

schon bei unserer ersten gemeinsamen Weihnachtsfeier jeder ein kleines Geschenk bekam.

Wesentlich ist es unserem Gustav Wirsching zu verdanken, daß wir rasch zusammengewachsen sind und auch außerhalb der Singstunde viel Schönes gemeinsam unternommen haben. Unser anfangs einziger Mann fühlte sich wohl bei uns nicht sehr glücklich, so sangen wir kurze Zeit als Frauenchor, bis sich dann doch Männer fanden, die am Singen Freude hatten. Unter ihnen war Otto Apfelbach, bald schon «Vater Apfelbach», der in bestem Einvernehmen mit Gustav Wirsching Wanderungen geplant und mit uns durchgeführt hat. Und wie hat er mit uns gebastelt!

Es bildete sich ein großer Zusammenhalt; die neu hinzugekommenen Chormitglieder fanden immer schnell Anschluß, und so entwickelte sich neben den intensiven Chorproben auch eine Gemeinschaft, die in Ausflügen und schönen Chorfesten gipfelte. Mit viel Sorgfalt wurden Wanderungen und Busausfahrten geplant, und die Chorbeste, z. B. Frühlingsfest, Faschingstreiben und Weihnachtsfeier, gestalteten alle mit.

Diese außerordentlichen Aktivitäten motivierten sehr, um die Strapazen für die vielen Auftritte gut zu bewältigen. 1955 trat der Chor der «Arbeitsgemeinschaft der Stuttgar-

ter Singkreise» unter Leitung von Hans Grischkat bei. Ihm gehörten unter anderem an:

Grischkat-Singkreis	Hans Grischkat
Jugendmusikschule	Paul Folge
Motettenchor Stuttgart	Günter Graulich
Distler-Singkreis	Adolf Kendel
Singgemeinde Stuttgart	Martin Keller
Stuttgarter Singkreis	Albrecht Kolb
Singkreis der Adventjugend	Karl Heinz Nau
Südwestdeutscher Singkreis	Luis Steiner
Sing-Tanz-Spielkreis	Kurt Wager
Stuttgarter Spielkreis	Herbert Preisenhammer
Chor der Volkshochschule Stuttgart	Gustav Wirsching

Diese Arbeitsgemeinschaft veranstaltete monatlich ein «Offenes Singen». Jeder Chor trat ein- bis zweimal im Jahr auf. Am Anfang fanden diese Veranstaltungen im Furtbach-Haus und später im Gustav-Siegle-Haus statt. Es wurden jedesmal chorisches andere Schwerpunkte gesetzt und auch der jeweiligen Jahreszeit entsprechend das Liedgut gewählt. Ein beliebter Vortragsort war später im Sommer die Freilichtbühne auf dem Killesberg. Des öfteren war der Chor im Süddeutschen Rundfunk zu Gast und erfreute die Hörer durch seinen Gesang.

Auch außerhalb von Stuttgart trat er auf, und zwar nahm er 1954 an den «Festlichen Tagen, junge Musik in Passau» oder 1957 in Münster in Westfalen und 1962 in Berlin teil. Ferner eröffnete der Volkshochschulchor Stuttgart unter Leitung von Emil Kübler 1962 den Cannstatter Wasen mit der «Sauerkrautkantate», von der später beim Süddeutschen Rundfunk eine Schallplatte produziert wurde. Alle Konzerte aufzuzählen würde zu weit führen, aber es sei noch ein abendfüllendes Konzert mit Chorsätzen von Emil Kübler zu Gedichten von Christian Wagner erwähnt. Zum 40jährigen Jubiläum führte der Chor zusammen mit dem Kammerchor der VHS Mittleres Taubertal in der Leonhardskirche unter Leitung von Gerhard Birkhold das «Lied von der Glocke» (Schiller) auf, vertont von Andreas Jacob Romberg. Karl Ridderbusch sang den Meister. Zum 45. Jubiläum brachte der Chor gemeinsam mit dem Singkreis der katholischen Kirche Ebersberg-Althütte unter Leitung von Marcus Pilz die «Spatzenmesse», Missa brevis C-Dur, von Mozart in der Christkönig-Kirche in Stuttgart-Vaihingen zu Gehör. Im Herbst 1994 gab der Chor zusammen mit dem evangelischen Kirchenchor Auenwald unter Leitung von Dietrich Westhäufer-Kowalski zugunsten der Sanierung der Häuser in der Weber-/Richtstraße ein Benefiz-Konzert in der Hospitalkirche, u. a. mit Werken von Telemann «Siehe, das ist Gottes Lamm», Franz Schubert «Deutsche Messe» und Felix Mendelssohn Bartholdy «Hör mein Bitten».

In den 50 Jahren des Bestehens des Chores leiteten neun Dirigenten die Sängerschar. Da sind zu nennen:

Gustav Wirsching	1946–1961
Emil Kübler	1961–1970
Eberhard Kaeser	1970–1972
Helmut Haller	1972–1979
Gerhard Birkhold	1980–1987
Jörg Schulz	1987–1990

Marcus Pilz	1991–1993
verschiedene Vertretungen	1993
Dietrich Westhäufer-Kowalski	1994–1995
Albrecht Luy	1996

Die Chorleiter-Wechsel wirkten sich meist positiv auf den Chor aus. Man blieb flexibel und umlernfähig, denn jeder Dirigent hat seinen eigenen Stil. Aber wie bei den meisten Chören, so hat auch dieser Chor über Nachwuchssorgen und Überalterung zu klagen. So kam es zum Umbruch.

Ende 1992 wurde dem Chor vom damaligen Vorstand eröffnet, daß er aufgelöst werden sollte. Für alle war diese Mitteilung unfassbar. Ein Sänger wurde daraufhin aktiv, um den Erhalt des Chores zu sichern. Es kam der Gedanke auf, beim Schwäbischen Heimatbund vorstellig zu werden, ob nicht Interesse an einem Chor bestünde. Ein Hoffnungsschimmer zeichnete sich ab. Der Chor hielt unerschütterlich zusammen, er wollte nicht aufgelöst werden.

Bis zum März 1993 war dem Chor eine Galgenfrist gewährt. Den Abschluß als Chor der Volkshochschule Stuttgart sollte ein Kirchenkonzert mit der «Spatzenmesse» von Mozart in Ebersberg am 7. März 1993 bilden. Damit endete zugleich die Dirigenten-Tätigkeit unseres Chorleiters Marcus Pilz. Von da an war der Chor sich selbst überlassen. Es begann eine Zeit des Hoffens und Bangens, in der der Chor treu und unverbrüchlich zusammenhielt. Er schaffte es, daß keine Chorprobe ausfallen mußte, obwohl von März bis Ende Dezember 1993 kein fester Chorleiter vorhanden war; immer wieder fand sich eine Vertretung. In dieser Zeit gelang es dem Chor, beim Baubeginnsfest zur Sanierung der Häuser in der Stuttgarter Weber-/Richtstraße des Schwäbischen Heimatbundes im Oktober 1993 gesanglich mitzuwirken. Das war die erste Aktivität im Schwäbischen Heimatbund; in der Zwischenzeit waren die Verhandlungen so weit gediehen, daß die Chormitglieder die Gewißheit hatten, im Schwäbischen Heimatbund eine neue Heimat zu finden.

Wir hatten das Glück, Ende 1993 einen neuen Dirigenten gewinnen zu können, der seine Tätigkeit mit der ersten Chorprobe im Jahre 1994 aufnahm. Wir gewöhnten uns schnell aneinander und fingen wieder an, Pläne zu schmieden. Um die Verbundenheit zum Schwäbischen Heimatbund zu zeigen, planten wir als Chor des Schwäbischen Heimatbundes – ehemals Chor der Volkshochschule Stuttgart 1946 mit unserem Chorleiter Dietrich Westhäufer-Kowalski ein Benefiz-Konzert in der Hospitalkirche zugunsten der Sanierung der Häuser in der Weber-/Richtstraße. Der gesamte Erlös floß dem Bauvorhaben zu.

Um neue Chormitglieder zu gewinnen, veranstaltete der Chor in Verbindung mit der Stadtgruppe Stuttgart vom 9.–11. Juni 1995 eine Chorfreizeit in St. Odile/Elsaß. Es war für alle Beteiligten ein erquickliches und harmonisches Wochenende, bei dem wir die Landschaft bewundern, den Wein probieren und uns dem Gesang widmen konnten. Als Höhepunkt wirkten wir am Sonntag in der Klosterkirche von St. Odile während der Messe mit einigen Chorälen mit.

Zum Jahresende 1995 eröffnete uns der Dirigent, daß er

Etliche – nicht alle! – Mitglieder des Chors des Schwäbischen Heimatbundes haben sich auf der Treppe zum Treffpunkt Senior, Rotebühlplatz 28 in Stuttgart-Mitte, für dieses Foto aufgereiht.



den Chor aus beruflichen Gründen schweren Herzens verlassen müßte. Dies war ein neuer Schlag. Der Wille zum Weitersingen war so stark, daß die Chormitglieder wieder aktiv wurden. Alle Möglichkeiten wurden ausgeschöpft, und tatsächlich, durch Vermittlung einer Sängerin fanden wir einen neuen Chorleiter, der bereit war, die Probenarbeit im Januar 1996 zu übernehmen! So erfolgte der Wechsel auf Albrecht Luy ohne Unterbrechung. Wir konnten aufatmen, zumal ja 1996 für den Chor ein besonderes Jahr – 50jähriges Jubiläum! – darstellt! Am «Tag der offenen Tür» des Schwäbischen Heimatbundes am 4./5. Mai 1996 hatte der Chor seinen ersten Auftritt unter dem neuen Dirigenten.

Es wäre schön, wenn gerade im Jubiläumsjahr unser Chor von sangesfreudigen Mitbürgern entdeckt würde. Wir singen Heiteres und Besinnliches, pflegen weltliche und geistliche Musik. Kommen Sie zu uns! Unsere Chorproben finden wöchentlich dienstags von 18.00 Uhr bis 20.00 Uhr im Foyer des Treffpunkts Senior, Rotebühlplatz 28, Stuttgart-Mitte, statt; zu erreichen mit allen S-Bahn-Linien, Straßenbahn-Linien 2, U4 und U 14 sowie mit der Buslinie 43, Haltestelle Stadtmitte (Rotebühlplatz).

Ortrun-Erdmute Lotz

Mitglieder werben Mitglieder

Martin Blümcke, der Vorsitzende des Schwäbischen Heimatbundes, hat alle Mitglieder des Vereins dazu aufgerufen, für die Mitgliedschaft im Schwäbischen Heimatbund zu werben. Dieser Aufruf lag, wie Sie sich sicherlich erinnern, dem Heft 1/1996 der «Schwäbischen Heimat» bei. Bitte beteiligen Sie sich an unserer Aktion «Mitglieder werben Mitglieder» und werben Sie in Ihrem Freundes- und Familienkreis für den Schwäbischen Heimatbund. Wir sind sicher, daß Sie Personen kennen, die sich für die Belange des Natur- und Denkmalschutzes und für die württembergische Landes- und Kulturgeschichte interessieren und bereit sind, die Arbeit des Schwäbischen Heimatbundes in diesen Bereichen zu unterstützen. Informationen über die Arbeit des Schwäbischen Heimatbundes sowie ein Probeheft der Zeitschrift «Schwäbische Heimat» verschicken wir gerne kostenlos – ein Anruf bei unserer Geschäftsstelle (Tel. 07 11 / 23 942 0) genügt.

Als Dank für Ihre Bemühungen winken attraktive Preise:

- **Drei und mehr Werbungen:**
Reisegutschein im Wert von DM 150,-
 - **Fünf und mehr Werbungen:**
Reisegutschein im Wert von DM 300,-
- Zudem verlosen wir unter allen Werberrn:
- **Zehn Reisegutscheine im Wert von DM 100,-** sowie
20 Beuroner Kunstkalender



Dieses «Musterbeispiel eines amerikanischen Kaufhauses der 50er Jahre» auf dem Burgholzof in Stuttgart-Bad Cannstatt kurz bevor die Bagger mit dem Abbruch begannen.

Keine Chance für PX-Kaufhaus auf dem Burgholzof

Die Stadtgruppe Stuttgart des Schwäbischen Heimatbundes erinnert daran, daß es sich bei dem zum Abbruch vorgesehenen PX-Kaufhaus auf dem Burgholzof in Stuttgart-Bad Cannstatt um ein «Denkmal» handelt!

Wiederholt muß festgestellt werden, daß Denkmale, welche im Eigentum der öffentlichen Hand stehen, offensichtlich keinen Anspruch auf ihre Denkmaleigenschaft haben (es sei auch hier an die denkmalgeschützten Gebäude des Bosch-Areales, an die Häuserzeile an der Willy-Brandt-Straße und an das Wirtschaftsgebäude «4239» im ehemaligen US-Hospital usw. erinnert), während der Denkmalschutz bei Privatgebäuden zum Teil bis zum Exzeß verfolgt wird.

Im Falle des PX-Kaufhauses wird ein Abbruch aus rein spekulativen Gründen freigegeben. Wobei zu bemerken ist, daß hier eine einzigartige Chance nicht erkannt und somit vergeben wird, nämlich die Einbindung eines denkmalgeschützten Gebäudes als Einkaufs- und Dienstleistungszentrum, welches gerade für dieses neue Siedlungsgebiet gefordert wird. Dieses Gebäude hätte den besonderen Charakter und die Atmosphäre eines «amerikanischen Supermarktes auf der grünen Wiese». Es galt auch seither als ein architektonisches Musterbeispiel eines amerikanischen Kaufhauses der 50er Jahre. Und eben diese Beziehung und die Vorgeschichte zur amerikanischen Besatzungsmacht darf auf diesem Gelände und Siedlungsgebiet nicht verleugnet werden.

Außerdem sollte beachtet werden, daß die Stadt Stuttgart bereits schon einmal durch den Abbruch eines beachtlichen Kaufhausdenkmals gegläntzt hat; es sei hier nur

der Name Schocken, erbaut vom Architekten Mendelsohn, erwähnt.

Es stellt sich die Frage, ob es notwendig ist, die Grundlagen einer vorhandenen optimalen Infrastruktureinrichtung abzurechen, um dann die neuen Bewohner ohne Einkaufs- und Dienstleistungsangebote verhungern zu lassen, wie dies zum Beispiel jahrelang in Stuttgart-Neugereut von der Stadt Stuttgart praktiziert wurde?

Ist es wirklich immer wirtschaftlich, Millionenwerte zu vernichten um «neuem Schrott» Platz zu machen?

Die zum Abbruch führende Wirtschaftlichkeitsberechnung wird von der Stadtgruppe Stuttgart des Schwäbischen Heimatbundes angezweifelt!

Der Wirtschaftlichkeitsgedanke ist nur bedingt mit dem Denkmalschutz vereinbar, da sonst zu befürchten ist, daß in kurzer Zeit in der ganzen Stadt kein Denkmal mehr vorhanden ist.

Die Stadtgruppe Stuttgart des Schwäbischen Heimatbundes fordert deshalb die Erhaltung des PX-Kaufhauses als Denkmal!

Gegen Abbruch des PX-Kaufhauses

(Stuttgarter Zeitung, 1. April 1996) Der Schwäbische Heimatbund hat gegen den geplanten Abriß des PX-Kaufhauses auf dem Burgholzof protestiert. Das denkmalgeschützte Gebäude müsse erhalten werden, fordern die Vorsitzenden der Stadtgruppe Stuttgart, Heinz Bonn und Günther Dürr.

Das Regierungspräsidium hatte vor einigen Wochen den Abbruch zugelassen, da das Gebäude der Neubebauung auf dem Burgholzof im Weg und sein Erhalt wirtschaft-

lich nicht zumutbar sei. Dieser Argumentation widerspricht der Heimatbund. «Wir zweifeln die Wirtschaftlichkeitsberechnung an», erklärt Bonn in dem Brief. Außerdem stelle sich die Frage, ob der Abriß einer vorhandenen, optimalen Infrastruktureinrichtung mit Läden und anderem sinnvoll sei, wenn dann den neuen Bewohnern keine Einkaufs- und Dienstleistungsangebote zur Verfügung stünden. Grundsätzlich kritisiert der Heimatbund, daß «Denkmale, welche im Eigentum der öffentlichen Hand stehen, offensichtlich keinen Anspruch auf ihre Denkmaleigenschaft haben, während der Denkmalschutz bei Privatgebäuden zum Teil bis zum Exzeß verfolgt wird». Beim PX-Kaufhaus werde der Abbruch aus rein spekulativen Gründen freigegeben. Dabei werde die Chance vergeben, das denkmalgeschützte Kaufhaus in die neue Bebauung einzubinden.

Das PX-Kaufhaus des Stuttgarter Architekten Paul Schmohl gilt als architektonisches Musterbeispiel eines «amerikanischen Supermarktes auf der grünen Wiese» aus den 50er Jahren. «Diese Beziehung und die Vorgeschichte zur amerikanischen Besatzungsmacht darf gerade auf diesem Gelände nicht verleugnet werden», fordert Bonn. Der Heimatbund erinnert zudem daran, daß die Stadt bereits einmal mit dem Abbruch eines großen Kaufhausdenkmals, dem Kaufhaus Schocken (heute Horten), «geglänzt» habe.

Reiseprogramm

Nachfolgend finden Sie eine kurze Übersicht über unsere Veranstaltungen im Frühjahr, Sommer und Frühherbst 1996. Unsere Veranstaltungsbroschüre mit den ausführlichen Beschreibungen dieser und anderer Exkursionen senden wir Ihnen und Ihren Bekannten auf Wunsch gerne kostenlos zu.

Auch im zweiten Halbjahr 1996 planen wir wieder ein kleines **Sonderprogramm zu aktuellen (Kunst-)Ausstellungen und neu eröffneten Museen**. Bitte teilen Sie es uns mit, wenn Sie Interesse an diesen Sonderprogrammen haben und bisher noch nicht in unserem Verteiler dafür sind.

STUDIENREISEN:

Der Rhein von Düsseldorf bis zur Mündung

Führung: Dr. Benigna Schönhagen und Prof. Dr. Wilfried Setzler

Sonntag, 9. Juni, bis Samstag, 15. Juni 1996

Die unbekanntene Innerschweiz:

Schwyz, Uri, Unterwalden

Führung: Dr. Raimund Waibel

Samstag, 22. Juni, bis Samstag, 29. Juni 1996

Kärnten – das Schatzkästlein in den österreichischen Alpen

Führung: Michael Bayer

Samstag, 27. Juli, bis Sonntag, 4. August 1996

Burgstädte und Barockkirchen zwischen Inn und Salzach

Führung: Manfred Akermann

Donnerstag, 8. August, bis Sonntag, 11. August 1996

Litauen, Ostpreußen und die Kurische Nehrung

Führung: Prof. Dr. Albrecht Leuteritz

Samstag, 17. August, bis Samstag, 31. August 1996

Römisches und Romanisches im südlichen Rhônetal

Führung: Siegfried Albert

Sonntag, 25. August, bis Sonntag, 1. September 1996

Die Kelten – ein Volk voller Geheimnisse:

Die Treverer bei Trier und Luxemburg:

Freund und Feind Roms

Führung: Dr. Raimund Waibel

Donnerstag, 29. August, bis Sonntag, 1. September 1996

«Württembergs Ausland jenseits der Tauber»:

(Kunst-)Historisches Wanderwochenende rund um Creglingen

Führung: Dr. Raimund Waibel

Samstag, 7. September, bis Sonntag, 8. September 1996

Ungarn: Geschichte, Kultur und Landschaft

Führung: Sibylle Setzler und Prof. Dr. Wilfried Setzler

Samstag, 7. September, bis Dienstag, 17. September 1996

Wanderstudienreise:

Auf den Spuren Petrarcas in der Provence – die «Geburt» von Humanismus und Renaissance

Führung: Harald Schukraft

Samstag, 5. Oktober, bis Sonntag, 13. Oktober 1996

Wegen großer Nachfrage:

Wiederholung der Studienreise zum 450. Todestag des Reformators: «Lutherstätten in den neuen Bundesländern»

Führung: Dr. Friedrich Schmid

Termin der Wiederholungsreise:

Montag, 28. Oktober,

bis Sonntag, 3. November 1996

Die Ausschreibung zu dieser Studienreise finden Sie in unserem Veranstaltungsprogramm unter Fahrt Nr. 18 (ursprünglicher Termin: 27. Mai bis 2. Juni 1996).

INFORMATIONEN UND ANMELDUNG:

Schwäbischer Heimatbund, Weberstraße 2,

70182 Stuttgart

Telefon (07 11) 2 39 42 11

Telefax: (07 11) 2 39 42 44

ARGENTINA

14-tägige
Sonderreise
mit Höhepunkt
Patagonien und
Feuerland

ARGENTINIEN / PATAGONIEN / FEUERLAND

TERMINE 1996:
17.10. / 07.11. / 21.11. / 12.12.
TERMINE 1997:
02.01. / 13.02. / 27.02.

Von Buenos Aires aus, der argentinischen Metropole, am 220 km breiten Mündungsarm des Rio de la Plata gelegen, starten Sie nach einer ausführlichen Stadtrundfahrt, mit Besichtigung der wichtigsten Sehenswürdigkeiten wie dem 'Cabildo', dem alten Rathaus, dem weltberühmten Teatro Colon, La Boca, in dem bis heute der Tango lebt, zu Ihrer Patagonien-Feuerland-Rundreise.

Sie besuchen die Pinguin-Kolonie in 'Punta Tombo', wo tausende Magellan-Pinguine beobachtet werden können, sowie die auf der Natur-Halbinsel Valdez lebenden Robben und See-Elefanten.

Nach vielen schönen Eindrücken in dieser einzigartigen Tierwelt fliegen Sie weiter in die südlichste Stadt der Welt, nach Ushuaia. Der Besuch des Nationalparks 'Tierra del Fuego', sowie ein Ausflug in die Seen-Landschaft

Feuerlands mit den Seen 'Fagnano' und 'Escondido' stehen auf dem Programm.

Einer der Höhepunkte dieser Reise ist zweifellos der Gletschernationalpark 'Los Glaciares', den Sie von der am Lago Argentino gelegenen Stadt Calafate aus besuchen. Gewaltige Gletscher, von denen der eindrucksvollste der 'Perito Moreno' ist, der einzige, ständig wachsende Gletscher der Erde, ergießen sich in den Lago Argentino. Bei einem Bootsausflug (abhängig von der Wetterlage) in die beeindruckende Fjordlandschaft sehen Sie unter anderem die gewaltigen Gletscher 'Upsalla' und 'Onelli'.



Bevor Sie Ihren Rückflug nach Frankfurt antreten, halten Sie sich noch einmal in Buenos Aires auf und lernen bei einem Tagesausflug zu einer Estancia die Arbeit und das Leben der Gouchos



kennen. Eine Folklore-Show mit landestypischen Darbietungen und ein 'Asado', ein typisch argentinisches Grillessen, runden diesen Tag ab. Der letzte Tag steht bis zum späten Nachmittag zur freien Verfügung, um Buenos Aires auf eigene Faust zu erkunden.

Die Reise ist mit einem Anschlußprogramm Chile kombinierbar!

REISEPREIS pro Person im Doppelzimmer

für Mitglieder: ab **DM 4.950.-**

für Nichtmitglieder ab DM 5.150.-,

EZ-Zuschlag DM 1.080.-, Unterbringung

Alleinreisender nur im Einzelzimmer möglich.

Preisänderungen vorbehalten. Stand: 4/96

Ausführliche Reisebeschreibung anfordern unter Telefon 0711/23729 -22, Frau Buci

ISTANBUL

MÄRCHENSTADT AUS 1001 NACHT

VOM 30.10. BIS 03.11. 1996

Linienflug der Turkish Airlines von Stuttgart nach Istanbul, im 4-Sterne Hotel GOLDEN AGE können Sie schon erste Eindrücke von Istanbul sammeln. Eine Stadtrundfahrt durch Istanbul zeigt die wichtigsten Sehenswürdigkeiten, z.B. das Hippodrom, die Blaue Moschee, eine der schönsten und größten der zahlreichen Moscheen Istanbuls, und die berühmte Hagia Sophia. Sie besuchen weiterhin die Sergios- und Bakchos Kirche, besichtigen die Yerebatan-Zisterne und den großen Basar, den Topkapi Palast, die Irenenkirche und die Porzellansammlung. Anschließend fahren Sie zur Marmaraküste im historischen Kumkapi Viertel. Weiter nach Edirnekapi und zur Erlöserkirche Chora. Bummel durch den orientalischen Gewürzbazar mit seinen zahlreichen Gewürzläden, dem Blumen-, Vogel- und Obstmarkt. Einschiffung zur Fahrt mit einem Linienschiff auf dem pittoresken Bosphorus. Nach der Ankunft in Rumeli Kavagi erwartet Sie Ihr Bus zur Weiterfahrt über die Bosphorusbrücke (Fatih Sultan Mehmet Brücke) zum asiatischen Teil Istanbuls. Gelegenheit zum Mittagessen in Beykoz im Restaurant Hasir, das berühmt ist für

seine Fleisch- und Grillspezialitäten. Über die 'Interkontinentale Brücke' erreichen Sie den europäischen Teil Istanbuls...

REISEPREIS pro Person ab/bis Stuttgart

im Doppelzimmer ab **DM 1.730.-**

EZ-Zuschlag DM 130.-, Unterbringung Alleinreisender nur im Einzelzimmer möglich.

Änderungen vorbehalten. Stand: 4/96

Mindestteilnehmerzahl 25 Personen

BUDAPEST

AUF DEN SPUREN DER K&K MONARCHIE

VOM 28.11. BIS 01.12. 1996

Flug von Stuttgart über Frankfurt mit der ungarischen Fluglinie MALEV. 4-Sterne-Hotel KORONA MERCURE BUDAPEST. Buda und Pest, die beiden Stadtteile mit viel historischer Vergangenheit werden durch mehrere Brücken miteinander verbunden. Stolz stehen sich die wichtigsten Wahrzeichen der Stadt gegenüber: Parlament, Matthiaskirche, die Fischerbastei und die Ungarische Nationalgalerie innerhalb des Budaer Burgpalastes.

ganztägiger Ausflug zum Donauknie. Sie fahren mit dem Schiff nach Szentendre, der Perle des Donauknies und besichtigen dort das Keramikmuseum "Kovacs Margit" und die hübsche mittelalterliche Innenstadt. Mit dem Bus geht es weiter nach Visegrad mit dem herrschaftlichen Königspalast. Eine Fahrt durch die einmalig schöne Landschaft Esztergom, den Geburtsort des ersten ungarischen Königs Stephan, mit seiner gigantischen Basilika wird Sie begeistern! Sie werden in die Puszta "entführt", denn was wäre ein Ungarn-Aufenthalt ohne Puszta-Romantik: Besuch eines Csarda, eines typischen Großbauernhofs mit Vorführungen der Pferde- und Reikünste der herzlichen Landbewohner der Puszta. Mittagessen auf ungarische Art: feurige Zigeunermusik begleitet eine herzhafte Küche! Danach heißt es leider Abschied nehmen von der einmalig schönen Stadt Budapest und von einer unvergesslichen Reise durch die Umgebung.

REISEPREIS pro Person ab/bis Stuttgart

im Doppelzimmer ab **DM 980.-**

für Nichtmitglieder ab DM 1.080.-

EZ-Zuschlag DM 132.-, Unterbringung Alleinreisender nur im Einzelzimmer möglich.

Änderungen vorbehalten. Stand: 4/96

Mindestteilnehmerzahl 25 Personen

**INFO-TELEFON
0711-
23729-23**

CITY-TOURS

FLÜGE WELTWEIT

INFO: 0711-23729-22

LUFTHANSA CODE 220

► **AUF ANFRAGE**

EUROPA, USA / KANADA, AFRIKA, ASIEN, AUSTRALIEN, CHINA, SÜDAMERIKA

USA / KANADA

INFO: 0711-23729-22

SWISSAIR CODE 501

ab den meisten deutschen Flughäfen

TERMINE: A ► 01.04.-14.06.96 B ► 15.06.-31.08.96 C ► 01.09.-31.10.96

ATLANTA, CINCINNATI A ► DM 1.080.- B ► DM 1.290.- C ► DM 1.090.-

NEW YORK, BOSTON, CHICAGO A ► DM 950.- B ► DM 1.130.- C ► DM 950.-

MONTREAL, TORONTO A ► DM 970.- B ► DM 1.290.- C ► DM 970.-

PHILADELPHIA, WASHINGTON DC. A ► DM 1.050.- B ► DM 1.240.- C ► DM 1.050.-

LOS ANGELES A ► DM 1.300.- B ► DM 1.495.- C ► DM 1.300.-

DELTA AIRLINES

CODE 601 ab Frankft., Berlin, Hambg., München, Stuttg.

TERMINE: A ► 01.04.-14.06.96 B ► 15.06.-31.08.96 C ► 01.09.-31.10.96

BOSTON, NEW YORK J.F.K. A ► DM 1.000.- B ► DM 1.200.- C ► DM 1.000.-

BALTIMORE, WASHINGTON DC. A ► DM 1.000.- B ► DM 1.200.- C ► DM 1.000.-

CHICAGO, DETROIT A ► DM 1050.- B ► DM 1.300.- C ► DM 1.050.-

MILWAUKEE, KANSAS CITY, OKLAHOMA, EL PASO, SAN ANTONIO A ► DM 1.250.- B ► DM 1.400.- C ► DM 1.250.-

PHÖNIX, TUCSON, ALBUQUERQUE A ► DM 1.300.- B ► DM 1.450.- C ► DM 1.300.-

PHILADELPHIA, PITTSBURGH, ROCHESTER, SYRACUSE, BUFFALO A ► DM 1.100.- B ► DM 1.250.- C ► DM 1.100.-

ATLANTA, CLEVELAND, INDIANAPOLIS, CINCINNATI, MONTREAL A ► DM 1.150.- B ► DM 1.300.- C ► DM 1.150.-

FLORIDA, NORFOLK, RALEIGH, RICHMOND VA., CHARLESTON SC., CHARLOTTE, COLUMBIA SC. A ► DM 1.090.- B ► DM 1.400.- C ► DM 1.090.-

HOUSTON, MINNEAPOLIS, NEW ORLEANS, ST. LOUIS, DALLAS A ► DM 1.150.- B ► DM 1.400.- C ► DM 1.150.-

DENVER, SALT LAKE CITY A ► DM 1.190.- B ► DM 1.450.- C ► DM 1.190.-

LOS ANGELES, SAN FRANCISCO, MEXICO CITY A ► DM 1.290.- B ► DM 1.450.- C ► DM 1.290.-

Bitte erfragen Sie die Preise für nicht aufgeführte Destinationen.

BEDINGUNGEN: ● Preise zuzüglich ca. DM 50.- Steuern ● Mindestaufenthalt 6 Tage / max. 180 Tage ● Kinderermäßigung bis 2 Jahre 90%, 2-11 Jahre 50% ● Umbuchungs- und Stornogeühr DM 150.- pro Person ● Preisänderungen vorbehalten

SINGAPORE AIRLINES

CODE 618

ab Frankfurt

TERMINE: A ► 08.04.-14.06.96 B ► 15.06.-14.08.96 C ► 15.08.-14.10.96

NEW YORK A ► DM 850.- B ► DM 1.050.- C ► DM 850.-

BEDINGUNGEN: ● Preise zuzüglich ca. DM 50.- Steuern ● Mindestaufenthalt 3 Tage / max. 35 Tage ● Kinderermäßigung auf Anfrage ● Umbuchungs- und Stornogeühr DM 150.- pro Person ● Preisänderungen vorbehalten

RUNDREISE-TICKETS USA

INFO: 0711-23729-22

AKTUELLE TERMINE UND PREISE

► **AUF ANFRAGE**

AFRIKA

INFO: 0711-23729-22

SWISSAIR CODE 501

ab den meisten deutschen Flughäfen

TERMINE: A ► 08.04.-27.06.96 B ► 28.06.-15.08.96 C ► 16.08.-31.10.96

JOHANNESBURG, KAPSTADT A ► DM 1.570.- B ► DM 1.970.- C ► DM 1.720.-

HARARE A ► DM 1.570.- B ► DM 1.970.- C ► DM 1.720.-

TERMINE: A ► 17.04.-30.06.96 B ► 01.07.-31.08.96 C ► 01.09.-31.10.96

NAIROBI A ► DM 1.380.- B ► DM 1.750.- C ► DM 1.540.-

SOUTH AFRICAN AIRWAYS

CODE 083 ab Frankfurt, Düsseldorf, München

TERMINE: A ► 08.04.-27.06.96 B ► 28.06.-15.08.96 C ► 16.08.-14.09.96 D ► 15.09.-31.10.96

JOHANNESBURG A ► DM 1.590.- B ► DM 1.990.- C ► DM 1.590.- D ► DM 1.990.-

KAPSTADT (nur ab/bis Frankfurt) A ► DM 1.590.- B ► DM 1.990.- C ► DM 1.590.- D ► DM 1.990.-

Bitte erfragen Sie die Preise für nicht aufgeführte Destinationen.

BEDINGUNGEN: ● Preise zuzüglich ca. DM 36.- Steuern ● Mindestaufenthalt 6 Tage / max. 180 Tage ● Kinderermäßigung: unter 2 Jahre 90%, Kinder- (2-11 Jahre) und Jugendermäßigung auf Anfrage ● Umbuchungs- und Stornogeühr DM 150.- pro Person ● Preisänderungen vorbehalten

ASIEN / AUSTRALIEN / NEUSEEL.

INFO: 0711-23729-22

SINGAPORE AIRLINES

CODE 618

ab Frankfurt

TERMINE ASIEN: A ► 08.04.-15.06.96 B ► 16.06.-31.10.96

BANGKOK A ► DM 1.370.- B ► DM 1.620.-

SINGAPUR, KUALA LUMPUR, PENANG A ► DM 1.320.- B ► DM 1.470.-

MANILA A ► DM 1.370.- B ► DM 1.620.-

HONGKONG A ► DM 1.420.- B ► DM 1.620.-

TERMINE AUSTRALIEN: A ► 08.04.-30.06.96 B ► 01.07.-31.10.96

SYDNEY, MELBOURNE, BRISBANE, DARWIN, ADELAIDE A ► DM 1.820.- B ► DM 2.110.-

TERMINE NEUSEELAND: A ► 08.04.-30.06.96 B ► 01.07.-31.10.96

AUCKLAND, CHRISTCHURCH A ► DM 2.120.- B ► DM 2.370.-

● Kinderermäßigung auf Anfrage ● Kostenlose Stopover-Möglichkeit in Singapur auf dem Hin- und/oder Rückflug ● Preiszuschlag für Business-Klasse auf Anfrage ● Umbuchungs- und Stornogeühr DM 150.- pro Person ● Preisänderungen vorbehalten

SWISSAIR CODE 501

ab den meisten deutschen Flughäfen

TERMINE ASIEN: A ► 08.04.-30.06.96 B ► 01.07.-31.10.96

BANGKOK, HONGKONG A ► DM 1.420.- B ► DM 1.420.-

SINGAPORE A ► DM 1.470.- B ► DM 1.470.-

PEKING A ► DM 1.620.- B ► DM 1.770.-

TERMINE SHANGHAI: A ► 08.04.-31.05.96 B ► 01.06.-31.08.96 C ► 01.09.-31.10.96

SHANGHAI A ► DM 1.920.- B ► DM 1.820.- C ► DM 1.920.-

Preisänderungen vorbehalten

HOTEL- UND MIETWAGENRESERVIERUNGEN
PAUSCHALREISEN UND STÄDTEREISEN AUF ANFRAGE

TAGESEKKURSIONEN UND FÜHRUNGEN:

Schwerpunktthema Graf Eberhard im Bart:

– Die Kirchenpolitik Eberhards

Führung: Gerhard Faix

Samstag, 8. Juni 1996

– Die Heimat Eberhards: Wanderung um Urach

Führung: Harald Schukraft

Mittwoch, 12. Juni 1996

Der obergermanisch-rätische Limes des Römerreiches

Führung: Prof. Dr. Dieter Planck

Samstag, 15. Juni 1996

Burgen, Teufelstisch und Felsenmeere Geologisch-landeskundliche Exkursion im Pfälzer Wald für Familien mit Kindern, Jugendliche und Junggebliebene

Führung: Dr. Ulrich Maier-Harth

Samstag, 15. Juni 1996

Otto Dix und die «Höri-Maler»

Führung: Sibylle Setzler

Mittwoch, 19. Juni 1996

Trockenbiotop im Tauberland

Führung: Prof. Dr. Friedrich Weller

Samstag, 22. Juni 1996

Orgeln im Raum Kirchheim/Teck

Führung: Dr. Helmut Völkl

Samstag, 29. Juni 1996

Auf der «Idyllischen Straße»

in den Naturpark Schwäbisch-Fränkischer Wald

Führung: Dr. Hans Scheerer

Samstag, 29. Juni 1996

Die Glockengießerfamilie Grüninger aus Villingen

Führung: Gerhard Eiselen

Mittwoch, 3. Juli 1996

Vom Neckartal zur Frickenhofer Höhe

Führung: Prof. Dr. Friedrich Weller

Samstag, 6. Juli 1996

Spätgotische Altäre in Schwäbisch Hall und Umgebung

Führung: Reinhard Lambert Auer

Samstag, 13. Juli 1996

Stuttgarter Spaziergänge am Abend:

Von der Waldau zur Innenstadt

Führung: Harald Schukraft

Mittwoch, 7. August 1996

Romanische Baukunst im Stauferland:

Lorch und Faurndau

Führung: Prof. Dr. Hans-Martin Maurer

Mittwoch, 11. September 1996

Terminänderung!

Auf den Spuren Hans Multschers (Teil I): In Ulm

Führung: Dr. Heribert Meurer

Diese Tagesfahrt kann leider nicht, wie im Programm angekündigt, am Samstag, 28. September 1996, stattfinden.

Neuer Termin: Samstag, 5. Oktober 1996.

Für diese Exkursion sind noch Plätze frei!

Anschriften der Autoren

Helmut Breitmaier, Im Asemwald 32/9, 70599 Stuttgart

Fritz Endemann, Äckerlesweg 8, 70329 Stuttgart

Carlheinz Gräter, Dr., Spartaweg 35, 97084 Würzburg

Walter Hampele, Oberstudiendirektor i. R., Auf dem Galgenberg 7, 74523 Schwäbisch Hall

Horst Heyd, Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege, Konrad-Adenauer-Straße 20, 72072 Tübingen

Wolfgang Mayer, Dipl.-Ing., Stuttgarter Stadtkonservator, Kelterweg 16, 70734 Fellbach

Uwe Prietzel, Goethestraße 89, 71034 Böblingen

Frank Raberg, Dr., Talstraße 9, 73450 Neresheim

Andreas Schüle, Stadtverwaltung, Postfach 1240, 72563 Bad Urach

Raimund Waibel, Dr., Klöpferweg 18, 70563 Stuttgart-Vaihingen

Werner Winkler, Dipl.-Ing., Jägerstraße 37,

72622 Nürtingen

Reinhard Wolf, Umlandstraße 8, 71672 Marbach a. N.

Werner Zeeb, Dekan i. R., Hohenlohestraße 13, 74613 Öhringen

Bildnachweis

Titelbild: Burkhard Junghanß, Krautheim/Jagst; S. 115: Luftbild vom 14. 5. 1992, Sach und Schnetzer, Marbach-Rielingshausen; S. 116–119: Sammlung Werner Zeeb, Öhringen; S. 120: Otto Schmeil: Leitfaden der Pflanzenkunde für höhere Lehranstalten, Leipzig 1937; S. 121 f.: Burkhard Junghanß, Krautheim/Jagst; S. 125 f. Privatfotos aus Braunsbach; S. 127–134: Werner Winkler, Nürtingen; S. 135–147: Marta Pflüger, Stuttgart-Obertürkheim; S. 148–152: Stadt Bad Urach; S. 153 + 156: Bodensee-Oberschwaben-Bahn GmbH; S. 155 + 158: Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege Tübingen; S. 157: Horst Heyd, Tübingen; S. 159, 160 links + 162: Uwe Prietzel, Böblingen; S. 160 Mitte: E. Klotz; S. 160 rechts: Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege Stuttgart; S. 161 rechts + links: M. Steinmetz; S. 161 Mitte: H.-P. Döler; S. 163–165 + 167 f.: Heinrich Eich, Stuttgart; S. 166: Ulmer Museum, Dauerleihgabe des Württembergischen Landesmuseums Stuttgart; S. 169–171: Stadtarchiv Stuttgart; S. 173–179: Dr. Raimund Waibel, Stuttgart-Vaihingen; S. 194 + 198: Schwäbischer Heimatbund; S. 195 + 197 Ortrun Erdmute Lotz.

Kletterer und Naturschutz – Kompromiß im Donautal

(swp) Mit seinem zweijährigen Kampf gegen die Kletterverbote im Oberen Donautal hat der Deutsche Alpenverein (DAV) jetzt Zugeständnisse der Behörden erreicht. Der stellvertretende Vorsitzende des Landtags-Petitionsausschusses, Claus Schmiedel, teilte in Stuttgart mit, künftig werde das Klettern an einem zusätzlichen Felsen sowie an insgesamt 40 weiteren Routen erlaubt. Der Kompromiß wurde jedoch an die Bereitschaft des Alpenvereins gebunden, bei der Überwachung der Kletterverbote mitzuwirken sowie Nägel an inzwischen mit Kletterverbot belegten Felsen zu entfernen.

Insgesamt sind nun 23 von den insgesamt etwa 500 Felswänden innerhalb des Naturparks Obere Donau frei und damit Hunderte von Kletterrouten. Allerdings müssen die Kletterer auf brütende Vögel Rücksicht nehmen. Deswegen bestehen weiterhin an einzelnen Felsen Kletterverbote während der Brutzeit. Im Donautal nisten Wanderfalken, Uhus und Dohlen. Geschützt werden die Felsen auch wegen der dort wachsenden seltenen Pflanzen.

Der SPD-Landtagsabgeordnete Schmiedel sagte, nun liege ein Kompromiß vor, mit dem beide Seiten – die Naturschutz- und die Kletterorganisationen – leben könnten. Zustandekam dieser Kompromiß durch eine Petition des DAV-Landesverbands Baden-Württemberg an den Landtag. Mit der Bittschrift wandte sich der Verein gegen eine vom Landratsamt Sigmaringen am 23. März 1994 erlassene Verordnung, die von den Kletterverbänden scharf bekämpft wurde. Sie demonstrierten mehrfach ge-

gen die Kletterverbote. Der Protest äußerte sich auch in Aktionen «zivilen Ungehorsams»: Kletterer stiegen demonstrativ in gesperrte Wände ein und entfernten Verbotsschilder. Außerdem verweigerten die Organisationen jegliche Zusammenarbeit mit den Naturschutzvertretern beim Rückbau der Routen.

Der Petitionsausschuß brachte im Oktober 1995 die Kontrahenten vor Ort zusammen, um eine einvernehmliche Lösung zu finden. Schmiedel sah keine Möglichkeit, die bestehende Verordnung durchzusetzen: «Ich kann nicht unter jeden Felsen einen Aufpasser stellen. Außerdem ist die Möglichkeit der Sanktionen gering.» Zu dieser Einsicht gelangten schließlich auch die Vertreter des Naturschutzes. Sie machten den Kletterern Zugeständnisse – zur Überraschung des Landratsamts Sigmaringen und des Regierungspräsidiums Tübingen, die an der alten Verordnung festhielten.

DAV-Landesvorsitzender Jürgen Christ sprach von einer erfolgreichen Petition. Mit dem klettersportlichen Ergebnis sei er allerdings nicht zufrieden, doch habe man sich auf den Kompromiß eingelassen, um den jahrelangen Streit zu beenden.

Der Vorsitzende des Landesnaturschutzverbands, Michael Hassler, nannte den Kompromiß «schwer verdaulich» und aus Naturschutzsicht «eigentlich nicht zu verantworten». Nun erwartet Hassler, daß sich der DAV an die Vorgaben des Petitionsausschusses hält. Wenn die neue Regelung sich nicht bewährt, wird sie 1999 außer Kraft gesetzt. Dann gelten wieder die alten Verbote.

Eybtal größtes Naturschutzgebiet

(STN) Zum größten Naturschutzgebiet Nordwürttembergs hat Regierungspräsident Udo Andriof das Eybtal bei Geislingen ausgewiesen. Das 1331 Hektar große Gebiet gilt mit seinen rund 400 Tierarten und 420 zum Teil seltenen Pflanzenarten als ökologisch besonders wertvoll. Zum Schutz der Fauna und Flora in Wäldern, Streuobstwiesen und Höhlen müssen Kletterer, Radfahrer sowie Land- und Forstwirte einige Einschränkungen hinnehmen. Udo Andriof sprach sich in Eybach für großflächige Naturräume statt eines ökologischen Flickenteppichs aus.

«Extrem zähes Unkraut» durch Gentechnik

(AP) Die Kritik an Freiland-Experimenten mit gentechnisch veränderten Pflanzen erhält neue Nahrung. Wie dänische Forscher in der jüngsten Ausgabe des britischen Wissenschaftsmagazins «Nature» berichten, wird ein in Raps eingepflanztes Gen spontan auf einen nahen, wildlebenden Verwandten übertragen. Schon nach zwei Generationen traten bei den Kreuzungsversuchen fortpflanzungsfähige Exemplare der Wildpflanze auf. Dieses extrem zähe Unkraut werde von Basta, einem der meistverwendeten Pflanzenschutzmittel, bereits nicht mehr angegriffen. Die Wissenschaftler vom dänischen Nationallabor empfehlen, künftig bei der Freisetzung gentechnisch manipulierter Pflanzen vorsichtiger zu sein.

Der heilige Fidelis – Ausstellung in Sigmaringen

Den heiligen Fidelis von Sigmaringen kennen viele dem Namen nach, und sei es nur als Namenspatron des kubanischen Revolutionärs und Staatsmannes Fidel Castro. Fidelis ist Stadtheiliger seiner Geburtsstadt Sigmaringen und der Stadt Feldkirch, wo er als Guardian des dortigen Kapuzinerklosters wirkte. Noch heute werden in Sigmaringen die katholischen Täuflinge in einer Wiege gesegnet, in der vor mehr als 400 Jahren schon Fidelis als kleiner Markus Roy lag.

Doch dies ist nicht der Grund, sich mit Fidelis in einer Ausstellung zu beschäftigen. Da ist zum einen sein Leben im Zeitalter der Gegenreformation. Der Aufstand in Graubünden 1622, in dessen Verlauf Fidelis erschlagen wurde, zeigt brennpunktartig das uns leider vertraute Phänomen, wie Glaubensgegensätze, die von nationalen Gegensätzen verstärkt und von Großmächten für eigene Interessen ausgenutzt werden, zur Gewalt führen können.

Auch bei der Verehrung des Fidelis, der 1746 heiliggesprochen wurde, spielt die Politik immer wieder eine Rolle. 1926 wurde er offiziell zum Landespatron Hohenzollerns erhoben: Ausdruck des Hohenzollernbewußtseins in diesem preußischen Regierungsbezirk. Aus dem Dritten Reich gibt es sowohl Bilder, die die SA als Teilnehmer bei einer Fidelisprozession zeigen, als auch die Episode, daß man in Sigmaringen eine Fidelisstatue in die Donau warf.

Diese Statue ist in der Ausstellung im Sigmaringer Staatsarchiv bis zum 30. Juni 1996 ebenso zu sehen wie der Mantel und die Sandalen, die Fidelis trug, als er erschlagen wurde. Ferner zeugen viele Werke der Kunst – unter anderem ein Ebenholzreliquiar aus Altdorf in der Schweiz und eine Fidelisstatue aus Afrika – von der überregionalen Bedeutung des Heiligen.

600 Jahre Schulgeschichte im Schulmuseum Weiler

(HSt) Kein Strom, kein Autofocus – der Dia-Apparat um 1800 heißt Laterna Magica. Kerzenlicht wirft die bunten Bildchen an die Wand. – 600 Jahre Schulgeschichte zeigt der Eschenauer Pädagoge Manfred Brehm im alten Schulhaus in Obersulm-Weiler. Dort wurde das erste Schulmuseum im Landkreis Heilbronn eröffnet.

«Erziehung ist die organisierte Verteidigung der Erwachsenen gegen die Jugend», steht süffisant auf einem alten Klassenfoto geschrieben. Daß Schule und die pädagogische Erziehung weit mehr als das sind, unterstreicht Brehm mit seiner einmaligen Privatsammlung. Über 2000 Exponate stellt der Lehrer, der am Heilbronner Justinus-Kerner-Gymnasium unterrichtet, im früheren Schulhaus aus. Das denkmalgeschützte Gebäude wurde jetzt von der Gemeinde für über 500 000 Mark saniert. 1791 hatte es der Baron von Weiler auf Wunsch des Schulmeisters Häfele erbaut.

Das Weiler Schulmuseum ist das dritte dieser Art in Baden-Württemberg. Brehm hat das Haus in der Heilbronner Straße in zwei Bereiche geteilt. Im Anbau ist die vielfältige Ausstellung untergebracht, die themenorientiert die Entwicklung des Schulwesens von der Klosterschule bis ins 20. Jahrhundert darstellt. Im alten Teil des Hauses zeigt Brehm, wie ein Schulmeister um 1800 und 1900 gelebt hat. Dort, wo um 1800 die Räte von Weiler debattiert hatten, steht heute das 1,70 m lange Doppelbett der Eltern des Lehrers.

Brehm will im Haus das Bild verschiedener Generationen malen. So findet sich im Nachbarzimmer die Schlafstätte des Lehrers aus 1850, wo hohenlohische Bauernmalerei sich mit der tristen Form der aufkommenden Furnierimitate abwechselt. Der Wäschekorb auf Rädern zeigt im engen Kinderzimmer, wie mit wenig Geld um 1900 ein günstiges Kinderbett gebastelt wurde.

Im Stockwerk darunter hat Brehm das Eßzimmer und das Arbeitszimmer des Lehrers nachempfunden, wo

erste Ansätze der Stadtkultur erkennbar sind. Dort lebte nicht mehr das Dorfschulmeisterlein, das sich mit einem zweiten Beruf als Küfer, Schreiner oder auch Schuhmacher über Wasser hielt. Jetzt gab's den auf Seminaren gut ausgebildeten Lehrer, der sich auch mehr Wohnqualität leisten konnte.

In der gleichen Etage befindet sich die voll funktionstüchtige Küche mit uraltem Holzofen, Terrazzo-Boden und -spülstein. Dort findet der Betrachter eine bunte Mischung an praktischem Kochgeschirr der vergangenen 200 Jahre, bevor er sich dem Klassenzimmer aus dem Jahre 1910 und den Ausstellungsräumen im Anbau zuwendet.

Dort im Erdgeschoß arbeitet Brehm verschiedene Themenbereiche auf und unterlegt sie mit dem entsprechenden Anschauungsmaterial: «Teutsche Schulen», die die Volksbildung förderten, oder beispielsweise das «ABC» – wie mit Lesekästen von 1890 Silben und Wörter zusammengefügt wurden. Griffelkästen aller Art sind bei der Schreibkunst zu sehen. Einen hölzernen Schulranzen hat Brehm dem Thema Schulweg zugeordnet. Weitere Stationen: Bestrafung und Lob, der erste Schultag, Schreibmaterialien und Unterrichtshilfen.

Eine eigene Etage hat Brehm «der Rolle des Mädchens in der Schule» reserviert: «Der Grundgedanke war damals, daß Mädchen in der Schule lernen, ihre Aussteuer zu erarbeiten.» Von daher ist einer vielfältigen Handarbeitskunst großzügig Platz eingeräumt.

Naturschutz-Station am Feldberg eröffnet

(dpa/lsw) Am rund 1500 Meter hohen Feldberg hat der Schwarzwaldverein eine neue Naturschutz-Station eröffnet. Dort werden Touristen beraten und betreut sowie Führungen angeboten. Der Schwarzwaldverein (90 000 Mitglieder) und sein Präsident Eugen Dieterle sehen in der Station einen Vorläufer des geplanten Naturschutz-Zentrums des Landes.

Programm der Heimattage steht

(STZ) «Man darf auch während einer schlechten konjunkturellen Lage das Feiern nicht vergessen.» Hans-Josef Straub zeigte sich deshalb erfreut darüber, daß die Heimattage Baden-Württemberg 1996 in Weil der Stadt beginnen können. Im März stellte der Bürgermeister der Kepler-Stadt zusammen mit Vertretern des Arbeitskreises für Heimatpflege das Programm des großen Festes der Öffentlichkeit vor.

Über 80 Veranstaltungen bilden den Rahmen der Heimattage, die sich über das ganze Jahr hinziehen werden. Unterschiedliche Ausstellungen sowie die Geschichte von Weil der Stadt und ihres großen Sohnes Johannes Kepler stehen im Mittelpunkt. «Wir haben auch eine große Mail-Art-Aktion gestartet, und fünfzig Werke aus der ganzen Welt sind bereits zurückgekommen», so Straub. Dem Schultes ist es wichtig, daß die Heimattage für alle Bevölkerungsgruppen interessant sind. So seien neben vielen Vereinen auch die Heimatvertriebenen und Jugendgruppen ins Konzept miteinbezogen worden.

Für die Hauptveranstaltung vom 5. bis zum 8. September verspricht Straub einige Überraschungen. Ganz sicher wird es ein großes Stadtfest geben und einen Umzug mit ungefähr 60 Gruppen aus ganz Baden-Württemberg. 200 000 Mark steuert das Land für das Spektakel insgesamt bei, das Stadtsäckel wird mit 50 000 Mark belastet. Dazu kommen noch Sponsoringelder.

Gespannt ist Straub auf die Diskussionen, die sich bei der Auseinandersetzung der unterschiedlichen Gruppierungen mit dem Begriff Heimat ergeben: «Für manche ist der Geburtsort die Heimat, für andere Menschen der Ort, wo sie leben und arbeiten». Als erste Anlaufstelle empfahl der Bürgermeister die Ausstellung «Ihr seid das Salz der Erde». Seit kurzem kann man in der Brenzkirche Meditationsfahnen zu Texten der Bergpredigt betrachten und sich dabei Gedanken über die Welt als Heimat machen.

Cannstatter Stadtmuseum geht auf «eigene Rechnung»

(PM) Seit 1993, nachdem der Gemeinderat im Rahmen der Haushaltskonsolidierung die Mittel für den Betrieb des Cannstatter Stadtmuseums gestrichen hatte, finanzieren der Verein pro Alt-Cannstatt e. V. und die Vereinigung Cannstatter Vereine zur Förderung der Kultur und Heimatpflege in jährlichem Wechsel die Aufwendungen für eine Aufsichtsperson. Am 1. April 1996 übernahm die VCV diese Verpflichtung wieder von Pro Alt-Cannstatt für die Zeit vom 1.4. 1996 bis 31.3. 1997. Das Cannstatter Stadtmuseum ist geöffnet mittwochs von 14.00–16.00 Uhr, samstags von 10.00–13.00 Uhr und sonntags von 10.00–16.00 Uhr.

Die Vereine bringen aus eigenen Mitteln jährlich rund 8000 DM für diesen Zweck auf. Auf längere Dauer können die Vereine diese finanzielle Belastung nicht auf sich nehmen und erwarten daher vom Gemeinderat, daß er seinen 1992 gefaßten Beschluß überprüft, nachdem nun über vier Jahre hinweg durch bürgerschaftliches Engagement diese städtische Einrichtung am Leben gehalten wurde.

Schönau koppelt sich vom Atomstrom ab

(lsw) Die Bürger des Schwarzwaldstädtchens Schönau im Landkreis Lörrach wollen ihre Stromversorgung selbst übernehmen. Bei einem Bürgerentscheid bestätigten am 10. März 52,4 Prozent der Wähler der gut 2500 Einwohner zählenden Stadt einen entsprechenden Beschluß des Gemeinderats. Die Wahlbeteiligung lag nach Angaben der Gemeinde bei 84,3 Prozent.

Die Schönauer Bürgerinitiative «Netzkauf» will sich vom Atomstrom abkoppeln. Sie hatte die Elektrizitätswerke Schönau (EWS) ins Leben gerufen. Das von Bürgern getragene Unternehmen kann nach dem Entscheid den Konzessionsvertrag zur Stromversorgung bekommen.

Für den bisherigen Strombetreiber,

die Kraftübertragungswerke Rheinelden (KWR), stimmten nach Angaben der Stadt 47,6 Prozent der Wähler. Über den Kaufpreis muß noch verhandelt werden. Der alte Strombetreiber verlangt den Angaben zufolge 8,7 Millionen Mark, die EWS geht von einem Wert von 3,9 Millionen Mark aus.

Badische Landeskirche für autofreien Sonntag

(epd) Der Umweltbeirat der badischen Landeskirche hat sich für eine «Politik der Verkehrsvermeidung» und eine Verlagerung auf umweltfreundliche Verkehrsmittel eingesetzt. Wie der landeskirchliche Umweltbeauftragte, Akademiedirektor Klaus Nagorni (Karlsruhe), mitteilte, werde das Gremium auch die Aktion «Autofreier Sonntag/Vorfahrt für die Schöpfung» am 16. Juni 1996 unterstützen. Bei seiner letzten Sitzung in Schloß Flehingen habe sich der Umweltbeirat mit der Studie «Zukunftsfähiges Deutschland» des Wuppertaler Instituts für Klima, Umwelt und Energie befaßt, heißt es weiter.

Die Mitautorin der Studie, Angelika Zahrt (Neckargmünd), die dem Umweltbeirat angehört, betonte dabei, es müßten alle technischen Möglichkeiten für eine effizientere und sparsamere Nutzung der Energie eingesetzt werden. Ein Wertewandel sei nötig, der vom Viel-Haben zum Gut-Leben führe. Der Umweltbeirat sieht in der Studie einen «geeigneten Orientierungsrahmen» für die kirchliche Ökologie-Arbeit.

Dem Beirat gehören 25 Mitglieder mit Fachkompetenz auf allen ökologisch relevanten Arbeitsfeldern an. Neue Vorsitzende des Gremiums ist die Prälatin für Nordbaden, Ruth Horstmann-Speer (Mannheim), als Nachfolgerin von Prälät i. R. Gerhard Bechtel. Die Geschäftsführung hat Akademiedirektor Klaus Nagorni.

Heilbronner Museen nehmen keinen Eintritt

(STZ) Wenn der promovierte Kunsthistoriker Andreas Pfeiffer von Heilbronn aus über das Land blickt, ist er zufrieden. Andernorts, so weiß der Direktor der städtischen Museen, müssen die Kollegen inzwischen fast alle Eintrittsgelder kassieren und vergraulen damit die sparsamen Besucher. In Heilbronn freilich wird es dazu so bald nicht kommen. Dank großzügiger Mäzene und einem neuen Besucherrekord im vergangenen Jahr geht es den Hütern der Kunstschätze und Altertümer heute nach eigener Einschätzung «besser als den anderen».

Das war nicht immer so, seit Heilbronn vor fünf Jahren den 23 Millionen Mark teuren Museumskomplex Deutschhof im Herzen der Stadt eröffnete. Kunstgalerie, Vor- und Frühgeschichte, Stadt- und Industriegeschichte lockten anfangs weniger als die Hälfte der erhofften 100 000 Besucher jährlich an. «Die Bäume sind nicht in den Himmel gewachsen, und wir sind bescheidener geworden», gesteht Museumschef Pfeiffer heute, zumal auch sein Etat bei 3,5 Millionen Mark stehengeblieben und «der Existenzkampf zwischen den Kulturinstitutionen der Stadt härter geworden ist». Heute sind Pfeiffer und sein Team «stolz auf die vergangenen fünf Jahre» und darauf, daß sie ihr Konzept «Klasse statt Masse» durchgehalten haben. Knapp 73 000 Besucher sorgten im vergangenen Jahr allein im Deutschhof für einen neuen Rekord, und zahlreiche Privatleute aus dem Unterland mauserten sich zu spendablen Mäzenen.

Mit fast einer halben Million Mark jährlich aus ihren Taschen können sonst unerreichbare Ankäufe und feste Veranstaltungsreihen auch für Kinder finanziert werden. Und immer mal wieder erregen die Heilbronner bundesweite Aufmerksamkeit. Beispielsweise mit einem internationalen Pianoforum oder dem Deutschhof-Restaurant Bistro Boz-

zetti, das ein Museums-Reiseführer unter die «zehn Lokale mit dem höchsten Flirtfaktor» einstuft. Daß sie in diesem Jahr begonnen haben, zwischen drei und acht Mark «für besondere Sachen» zu verlangen, will deshalb für die Heilbronner Museumsleute noch nichts Grundsätzliches heißen. Gegen ein generelles Eintrittsgeld für alle Besucher wehren sie sich weiterhin mit Händen und Füßen.

Landkreis Böblingen hat die meisten KAT-Autos

(PM) Nach einer Untersuchung des Kraftfahrt-Bundesamts ist Stuttgart die Großstadt in Deutschland mit dem höchsten Anteil an schadstoffreduzierten PKWs. «Dieses Ergebnis zeigt, daß mit einer pragmatischen und lösungsorientierten Umweltpolitik für eine bessere Luft viel erreicht werden kann», sagte Bürgermeister Jürgen Beck zu diesem Ergebnis.

Der Umweltbürgermeister ist davon überzeugt, daß vernünftige Maßnahmen sinnvoller seien als eine Politik gegen das Auto, deren einziges Ziel Effekthascherei sei, die letztlich den Wirtschaftsstandort Stuttgart und damit das Sozialsystem gefährde. Eine Vergleichs-Analyse des Kraftfahrt-Bundesamts vom 1. Juli 1995 beweist: Mit einem Bestand an schadstoffreduzierten Personenkraftwagen in Höhe von 79,4 Prozent ist Stuttgart die Großstadt mit dem mit Abstand höchsten Anteil in Deutschland. Auf Platz 2 folgt München mit gut zwei Prozent Rückstand, gefolgt von den Hansestädten Rostock, Hamburg und Bremen sowie Düsseldorf.

Auch landesweit steht Stuttgart gut da. Nur im Landkreis Böblingen waren zum 1. Juli 1995 mit 82,6 Prozent mehr umweltbewußte Autofahrer unterwegs als in Stuttgart. Trotz des Zugpferds Stuttgart liegt allerdings das Land Baden-Württemberg mit einem Anteil von 76,8 Prozent nur auf Rang 5 unter den deutschen Bundesländern. Spitzenreiter ist hier Schleswig-Holstein mit 79 Prozent vor Bayern, 77,9 Prozent, und Niedersachsen, 77,4 Prozent.

Die «Umwelt-Stars» des Jahres 1996

Der Kiebitz – Vogel des Jahres 1996
Der Kiebitz wurde vom NABU als «Vogel des Jahres 1996» vorgestellt. Der etwa taubengroße Vogel, der zu den Watvögeln gehört, ist mit seinem schillernd schwarzweißen Gefieder und der abstehenden Federnolle am Hinterkopf unverwechselbar. Für die Bestände des Kiebitz ist ein drastischer Rückgang zu verzeichnen. Die für zahlreiche Regionen charakteristischen Kiebitzschwärme im Frühjahr und Herbst sind verschwunden. Experten schätzen, daß es nur noch rund 100 000 Kiebitzpaare in Deutschland gibt. Das Hauptverbreitungsgebiet in Baden-Württemberg ist heute am Oberrhein. Größere Bestände gibt es noch am Bodensee, in Oberschwaben und im Donaumoos nur noch vereinzelt Brutpaare.

Feldhamster – Tier des Jahres 1996
Als Hauptgründe für die Wahl des Feldhamsters gibt die Schutzgemeinschaft Deutsches Wild die Bedrohung dieser Tierart in ganz Deutschland an, außerdem seine Existenzvernichtung durch moderne Methoden der Landwirtschaft. In der Roten Liste ist der Feldhamster in der zweithöchsten Kategorie unter «stark gefährdet» verzeichnet.

Die Hainbuche – Baum des Jahres 1996
Die Schutzgemeinschaft Deutscher Wald (SDW), Mitglied im «Kuratorium Baum des Jahres», nennt als Gründe: gute Eigenschaften für die Bodenverbesserung, dadurch bedingte Erhöhung der Widerstandsfähigkeit gegen schädigende Umwelteinflüsse, Geselligkeit – sie trägt daher zur erhöhten Artenvielfalt im Wald bei. Die SDW fordert mit der Wahl der Hainbuche auf, Hecken zu pflanzen, um die Vernetzung von Biotopen zu fördern.

**Die neue
Bausparförderung
ist da.**


**Sonderberatung bei
LBS und Sparkasse.**

Millionen mehr Bausparer bekommen jetzt Prämie.
Da sind Sie doch dabei?



LBS
Bausparkasse der Sparkassen

**„Jetzt
aber!“**

LBS und Sparkasse: Unternehmen der  Finanzgruppe. Wir geben Ihrer Zukunft ein Zuhause.

Eine neue Halle für alte Trecker

(STZ) Das Deutsche Landwirtschaftsmuseum der Universität Hohenheim wartet mit einer doppelten Erfolgsbilanz auf: Zur Zeit entsteht auf dem Chausseefeld neben der bestehenden Museumshalle für 1,8 Millionen Mark eine neue Ausstellungshalle, die dem Thema «Motorisierung der Landwirtschaft» gewidmet ist. Außerdem meldet das Museum für das vergangene Jahr einen Besucherrekord: 26 060 Besucher kamen 1995, so viel wie nie zuvor in der 23-jährigen Geschichte des Museums.

Im Vergleich zum Vorjahr konnte die Besucherzahl um 4608 Personen gesteigert werden, worüber sich Dr. Klaus Herrmann, der Leiter des Landwirtschaftsmuseums, sehr freut. Den Zuspruch führt er auf die seit 1994 erweiterte Ausstellungsfläche, aber auch auf die konstant gebliebenen Eintrittspreise zurück. 404 Besuchergruppen mit 8561 Personen haben sich 1995 durch die Ausstellung führen lassen.

Aller Voraussicht nach werden es dieses Jahr noch mehr werden. Zur Zeit entsteht auf dem Chausseefeld die dritte, 1500 Quadratmeter große Ausstellungshalle, die den historischen Landwirtschaftsmaschinen wie der 1895 gebauten Meckwart-Fräse bis hin zum 1993 letztmals gebauten Mercedes-Benz-Trac ein trockenes Plätzchen und Besuchern ein Stück Agrargeschichte bieten wird. Somit kann die mehr als 60 Einzelfahrzeuge umfassende Traktorensammlung, die bisher auf Meiereihof, Gärtnerei, Museum und freie Stellplätze verteilt war, erstmals vollständig gezeigt werden. Die Kosten für die Halle übernehmen Bund und Land je zur Hälfte.

Auf besonderes Interesse stieß der erste «Hohenheimer Feldtag». 2000 Besucher kamen, um sich über die «Bodenbearbeitung im Wandel der Zeit» zu informieren. Außerdem war das Museum 47mal an auswärtigen Veranstaltungen beteiligt. – Auch der Strom historisch interessanter Objekte, die großteils aus aufgabewilligen landwirtschaftlichen Betrieben stammen, ließ im vergangenen Jahr

nicht nach. Die Übernahmeaktionen, 81 an der Zahl, reichten bis nach Magdeburg. Von dort holten die Hohenheimer Motoren und Schlepper der einstmals renommierten, jetzt aber geschlossenen Traktorenfabrik Schlüter für das Museum ab.

Zankapfel Streuobstwiesen blieb im Kabinett liegen

(STN) Der Schutz der Streuobstwiesen in Baden-Württemberg wird bis auf weiteres nicht im Naturschutzgesetz des Landes geregelt. Der Ministerrat wollte dem Gesetzentwurf von Umweltminister Harald Schäfer (SPD) Ende Januar nicht zustimmen. Statt dessen beauftragte das Kabinett die Ministerien für Umwelt und Landwirtschaft zu untersuchen, welche Streuobstbestände im Land als schützenswert gelten.

Das Umweltministerium bewertet den Beschluß als «reines Lippenbekenntnis zur Umweltpolitik». Der Auftrag zur Prüfung sei eine «reine Farce», so ein Sprecher. «Der vorgelegte Gesetzentwurf ist bereits die Folge unserer Prüfungen», betonte der Sprecher.

Die CDU-Fraktion sieht den Schutz der Wiesen, der in den Koalitionsvereinbarungen festgeschrieben ist, im wesentlichen bereits gewahrt. Es sei ausreichend, die Eigentümer bei der Bewirtschaftung der Wiesen finanziell zu unterstützen, erklärte der CDU-Abgeordnete Peter Hauk. Durch einen generellen Schutz der Wiesen – wie es der Entwurf (mit Ausnahmeregelungen) vorsieht – würden Eigentümer davon abgeschreckt, neue Streuobstwiesen anzulegen, so Hauk. Da die Wiesen meist nahe an Siedlungsgebieten liegen, will man den Gemeinden offenbar mehr Spielraum lassen. «Das ist eine Güterabwägung. Da geht es um Wohnungen und um Arbeitsplätze», so Hauk.

Philipp-Melanchthon-Fest: Land gibt 600 000 Mark

(epd) Das Land Baden-Württemberg wird Gedenkveranstaltungen für den Reformator Philipp Melanchthon im Jubiläumsjahr 1997 mit insgesamt 600 000 Mark unterstützen. Gefördert würden unter anderem die Wanderausstellung «500 Jahre Philipp Melanchthon», die Ausstellung «Anno 1497 – Alltag», eine internationale Tagung und die Veröffentlichung wissenschaftlicher Werke, sagte der baden-württembergische Staatsminister Erwin Vetter am 16. Februar vor Journalisten in Melanchthons Geburtsstadt Bretten bei Karlsruhe. Im 500. Geburtsjahr des Reformators, Humanisten und Universalgelehrten sind insgesamt 18 Projekte mit einem Gesamtvolumen von 1,8 Millionen Mark geplant.

Beiträge zum Jubiläumsjahr leisten außerdem die Städte Pforzheim, Heidelberg, Tübingen und Wittenberg, in denen Melanchthon lebte und wirkte. Die Stadt Bretten wird die Jubiläumsprojekte nach Angaben ihres Oberbürgermeisters Paul Metzger mit 450 000 Mark unterstützen. Die Feier zum 500. Geburtstag Melanchthons am 16. Februar 1997 solle ein «ökumenisches Fest» werden.

Der Kustos des Melanchthon-Hauses in Bretten, Stefan Rhein, sieht die aktuelle Bedeutung Melanchthons im «ökumenischen Gespräch». Darüber hinaus habe der Gelehrte das deutsche Schulwesen geprägt und sei «europäisch ausgerichtet» gewesen. Der Geschäftsführende Vorsitzende des Melanchthon-Komitees der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), Prälat i.R. Gerhard Bechtel (Mannheim), erklärte, die noch «ziemlich unbekannte Gestalt Melanchthons» solle in Kirchen und Schulen lebendig gemacht werden. Dazu werden neben der EKD vor allem die badische Landeskirche beitragen. Bechtel betonte, die volk-kirchlichen Aktivitäten vor allem der südwestdeutschen Landeskirchen «wurzeln weithin im Lebenswerk Melanchthons».

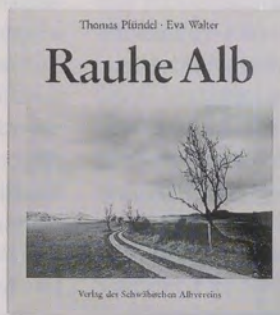
Geschenkideen mit Büchern vom Schwäbischen Albverein



Vom Taubergrund zum Bodensee. Von Th. Pfündel und Eva Walter. 216 S. mit 275 Farbfotos und Karte. Format 23,5 x 28,5 cm. 2. Auflage. Empfohlener Ladenpreis DM 42,- (Für Mitglieder des Schwäbischen Albvereins DM 19,50) plus Versandkosten.

Rauhe Alb.

Von Th. Pfündel (Fotos) und Eva Walter (Text). 112 S. mit 80 s/w Fotos. Format 26 x 28,5 cm. Empfohlener Ladenpreis DM 33,- (Für Mitglieder des Schwäbischen Albvereins DM 22,-) plus Versandkosten.



Beide Bücher sind Ganzleinenbände mit Schutzumschlag.

Bei geschlossener Abnahme von jeweils 10 Exemplaren pro Titel wird ein Exemplar gratis geliefert.

Herausgegeben und verlegt vom Schwäbischen Albverein für seine Mitglieder und Freunde.

* * * * *

Der Schwäbische Albverein

„Ihr Partner fürs Wandern“

Deshalb bieten wir Ihnen in unserem Albvereins-Laden über 650 Artikel, angefangen von Bildbänden der Schwäbischen Alb und Wanderliteratur bis hin zu schwäbischen Mundart-Geschichten. Wanderkarten im Maßstab 1:50 000 mit Wander- und Radwanderwegen, auch Vereins-Sonderdrucke, aufgelegt beim Landesvermessungsamt Baden-Württemberg. Wandierzubehör und Geschenkartikel runden das Angebot ab. Kommen Sie zu uns und sehen Sie sich um.

Wo?

Natürlich in der

**Hauptgeschäftsstelle des Schwäbischen Albvereins,
Hospitalstraße 21 B, 70174 Stuttgart,
Postfach 10 46 52, 70041 Stuttgart,
Telefon 07 11/2 25 85-21/22, Fax 07 11/2 25 85-93**

Öffnungszeiten des Albverein-Ladens:

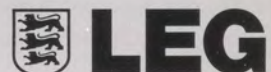
Mo. - Fr. 8.30 - 12.30 Uhr und 13.30 - 16.30 Uhr

Unser Spezialgebiet: Freiräume aller Art

Im Auftrag des Landes, der Städte und Kommunen engagieren wir uns auf nahezu allen Feldern des Bauens. Vom Städte- und Wohnungsbau über Infrastrukturmaßnahmen bis zum Umweltschutz, von der Ansiedelung von Industrie- und Gewerbeparks über Konver-

sionsvorhaben bis zum Bau von Kliniken, Wohnheimen und Universitäten. Ein breites Spektrum – gemanagt von einem erfahrenen Team. Wir stellen Ihnen unsere Arbeit gerne ausführlich vor.

Rufen Sie an! 07 11/21 77-2 20.



LEG Landesentwicklungsgesellschaft Baden-Württemberg mbH
70182 Stuttgart · Katharinenstraße 20

Neue Kaspar-Hauser-Tests: Haus Baden bleibt kühl

(BNN) Das Haus Baden sieht den neuen wissenschaftlichen Untersuchungen zur Klärung der Identität von Kaspar Hauser mit Gelassenheit entgegen. «Wir gehen davon aus, daß der Erbprinz in der Pforzheimer Schloßkirche begraben liegt und Kaspar Hauser nichts mit dem Fürstenhaus zu tun hatte», sagte Prinz Bernhard, der älteste Sohn von Markgraf Max von Baden, gegenüber den Badischen Neuesten Nachrichten. Er reagierte damit auf die Ankündigungen von Wissenschaftlern und dem Nachrichtenmagazin «Der Spiegel», das Blut des in Ansbach begrabenen Findelkinds Kaspar Hauser mit dem von weiblichen Nachkommen der 1860 gestorbenen Markgräfin Stéphanie von Baden vergleichen zu wollen.

Die Experten sind überzeugt davon, mit den Bluttests feststellen zu können, ob Kaspar Hauser der vertauschte Erbprinz von Baden war. Entsprechende Gerüchte besagen, daß der badische Thronfolger wenige Tage nach seiner Geburt gegen einen todkranken Säugling ausgetauscht wurde, der kurze Zeit später starb. Dadurch seien die Zähringer ausgestorben und der Weg für die Hochberg-Linie an die Macht frei geworden, so die Mutmaßungen.

Prinz Bernhard von Baden wies den immer wieder erhobenen Vorwurf zurück, daß das Haus Baden seine im Karlsruher Generallandesarchiv gelagerte Familienchronik wegen des Findelkinds Kaspar Hauser, das vor 163 Jahren unter mysteriösen Umständen ermordet wurde, unter Verschuß halte. «Das stimmt nicht», sagte der Erbprinz am Rande der Eröffnung der Badenausstellung im Landesmuseum in Karlsruhe «allein im letzten Jahr hatten 15 Wissenschaftler Zugang zu dem Hofarchiv.» Seine Aussage wurde von mehreren Historikern bestätigt.

Jüdische Friedhöfe werden inventarisiert

(PM) Im Gebiet der Großen Kreisstadt Horb am Neckar befinden sich sechs jüdische Friedhöfe, die von Jahr zu Jahr mehr verwittern. Wie bekannt ist, stellen jüdische Friedhöfe ganz besondere Kulturdenkmale dar, denn auf den Grabsteinen wurden nicht nur Name und Todestag, sondern auch Angaben über Beruf, Stand, Eigenschaften u. ä. eingemeißelt. Dies macht die jüdischen Friedhöfe zu einer unschätzbaren und unersetzbaren Quelle für die Kultur- und Sozialgeschichte.

In Zusammenarbeit mit dem Landesdenkmalamt und der Universität Tübingen wird zur Zeit der jüdische Friedhof in Rexingen inventarisiert. Bei dieser Volldokumentation werden die Grabsteine fotografiert, vermessen, die Inschriften entziffert und ins Deutsche übersetzt. Hinzu kommt eine genaue Identifizierung der verstorbenen Personen. Der Kostenvoranschlag beläuft sich auf fast 60 000,- DM, von denen das Landesdenkmalamt ein Drittel übernimmt. Hinzu kommen noch Druckkosten in Höhe von ca. 35 000 DM.

Außer dem Rexinger Friedhof sollte aber auch dringend der Mühringer, der älteste Judenfriedhof Württembergs, dokumentiert werden. Einige der über 800 Grabsteine gehen ins 17. Jahrhundert zurück. Mühringen war Rabbinatssitz und zugleich ein sehr reger wirtschaftlicher Mittelpunkt.

Wegen fehlender Mittel möchte die Stadt Horb diesen interessanten Friedhof zumindest in einer Grunddokumentation erfassen, d.h. jeder Grabstein wird identifiziert, es erfolgt aber keine Übersetzung des gesamten Grabsteintextes. Trotz eines Zuschusses von 50 Prozent und trotz verschiedener ehrenamtlicher Vorleistungen muß die Stadt Horb noch mindestens 15 000,- DM Eigenanteil erbringen. Aufgrund der finanziellen Situation ist es der Stadt Horb a.N. nicht möglich, sich um ihre sechs jüdischen Friedhöfe in angemessener Weise zu kümmern und ist deshalb dringend auf Spendenmittel angewiesen: Konto-Nr. 500036 bei der Kreissparkasse Horb (BLZ 64251060).

Rosensteinpark unter Landschaftsschutz

(lsw) Der Stuttgarter Rosensteinpark ist als Landschaftsschutzgebiet ausgewiesen worden. Laut Umweltbürgermeister Jürgen Beck ist damit sichergestellt, daß dieser Park seinen Charakter auch in Zukunft behält. Mit der Ausweisung als Landschaftsschutzgebiet sei der größte noch existierende Englische Garten in Südwestdeutschland jetzt besser geschützt. Künftig dürfen der Charakter des Rosensteinparks, sein Landschaftsbild und die natürliche Eigenart der Landschaft nicht beeinträchtigt werden. Veränderungen sind den Angaben zufolge nur noch mit schriftlicher Erlaubnis der Unteren Naturschutzbehörde möglich. Sport- und Spielgeräte müssen ebenso genehmigt werden wie Straßen und Wege, das Aufstellen von Verkaufständen sowie Veränderungen an Bäumen und Hecken.

Der Rosensteinpark wurde vor rund 160 Jahren angelegt. Immer wieder mußte er Flächenverluste hinnehmen und schrumpfte so von ursprünglich 105 auf heute rund 60 Hektar. In dem Park stehen vorwiegend einheimische Laubholzarten. Die meisten Bäume sind rund 160 Jahre alt. Zudem wurden bei einer Analyse 133 Wildpflanzenarten gezählt. Die große ornithologische Bedeutung des Parks wird durch etwa 100 Vogelarten belegt.

Trübe Berufsaussichten für Forstwirtschaftler

(STZ) Die Existenz der einzigen Fachhochschule für Forstwirtschaft im Land ist seit einigen Monaten gesichert – ganz im Gegensatz zur beruflichen Laufbahn ihrer Absolventen. Wohl nur ein Viertel der 89 angehenden Förster haben Aussicht auf einen Arbeitsplatz im gehobenen Dienst der Forstverwaltung. Genau dieser war ihnen aber versprochen worden, als sie unter 800 Bewerbern vor vier Jahren für ihr Studium ausgewählt wurden. Professor Roland Irlinger formuliert etwas überspitzt:

«Droht uns nach dem Waldsterben nun ein Förstersterben?» Mitglieder des Ministeriums für Land- und Forstwirtschaft drücken vor Ort in Rottenburg ihr Bedauern aus: «Arbeit für Förster gibt es jede Menge, die entsprechenden Stellen allerdings fehlen.»

Das Land ließ in den vergangenen Jahren nach Bedarf studieren. Es wurden gerade so viele Leute ausgebildet, wie die vielfältige Pflege des Waldes erfordert. Walter Dürr arbeitete als gelernter Bankkaufmann, bevor er beschloß, Forstbeamter zu werden. Ein Beruf mit Perspektive, glaubte er. Die Studenten werden vom Staat jeden Monat finanziell unterstützt, für Nebenjobs bliebe auch keine Zeit. Denn übliche Semesterferien gibt es nicht, dafür 26 Tage Urlaub im Jahr. «Und nach vier Jahren einen Abschluß», erklärt Dürr, der niemals nur «um des Studierens willen studiert hätte». Mindestens 400000 Mark hat das Land in seine Ausbildung gesteckt. Doch ob er seinen zweiten Beruf jemals nutzen wird, ist fraglich. «Streng nach Notenschnitt werden vielleicht die 20 Besten von uns genommen», meint Walter Dürr mit Blick auf die Abschlußprüfungen im Herbst. Seit 1992 wird der «Einstellungskorridor» immer enger. 1993 hatten noch zwei Drittel der jungen Leute ihre Ausbildung nutzen können, 1994 die Hälfte, 1995 ein Viertel.

Alle anderen müssen sich außerhalb des Staatsdienstes nach einem Job umsehen. Christine Kiefl, die ebenfalls im Herbst ihr Studium abschließen wird, hat dort bereits feststellen müssen, daß auf dem Arbeitsmarkt niemand ihren Beruf kennt, weil noch nie Forstingenieure auf Arbeitssuche waren.

Wie es um die Zukunft der Forstwirtschaft bestellt ist, belegen Zahlen. «27 der 190 staatlichen Forstämter im Land sollen geschlossen, die Zahl der staatlichen Forstreviere um 180 auf 894 verringert werden», verweist Professor Irslinger auf einen Beschluß des Stuttgarter Ministerrats vom Juli 1995. Mit diesem Plan sollen die Personalausgaben der 2500 Mitarbeiter der Landesforstverwaltung bis zum Jahr 2003 um jährlich 81 Mil-

lionen Mark oder 21 Prozent reduziert werden.

Manche Studenten sprechen von «arithmetischen Taschenspielertricks». Wer größere Einheiten schafft, braucht weniger Leute. Aber nur auf dem Papier: Die forstwirtschaftlichen Erfordernisse bleiben oder steigen angesichts der zunehmenden Bedrohung der Wälder durch Immissionen, Klimaveränderungen oder Versauerung des Bodens. Dabei steht die Landesforstverwaltung bei der Personalentwicklung verschiedener Verwaltungsgebiete des Landes in den letzten 30 Jahren fast am Ende. Sieben Prozent betrug der Anstieg zwischen 1955 und 1992, gegenüber steht eine Zuwachsrate an Arbeitsplätzen im Hochschulbereich um 441 oder bei der Polizei um 216 Prozent.

Christine Kiefl und Walter Dürr gehören dem letzten starken Jahrgang der «Staats-Studenten» in der Rottenburger Fachhochschule an. Seit 1993 wurden immer weniger Studenten gezielt für den gehobenen Forstdienst ausgebildet, bald werden es überhaupt keine mehr sein. Künftig kann in Rottenburg mit entsprechender Vorbildung jeder studieren. Auf eigene Kosten und auf eigenes Risiko, ohne Arbeitsplatzgarantie.

Wurzacher Ried wird durch Kläranlage entlastet

(lsw) Die Abwasserentsorgung des Wurzacher Riedbeckens in die Sammelkläranlagen der Stadt kann jetzt verwirklicht werden. Das Regierungspräsidium Tübingen hat der Stadt Bad Wurzach zur Abwassersanierung rund 1,1 Millionen Mark bewilligt. Damit kann die Stadt das 2,25 Millionen Mark teure Projekt umsetzen und alle Streusiedlungen im Riedbereich anschließen. Etwa 80 Anwesen mit 310 Einwohnern belasten dann nicht mehr das Ried. Die Anschlüsse sollen noch 1996 gebaut werden. Das Ried ist als größtes intaktes Hochmoor Mitteleuropas und als Moorlandschaft von europäischem Rang anerkannt und geschützt.

Wissenschaftler reden über den Wald

(BNN) Der Wald wächst besser denn je zuvor, nie waren die Holzreserven größer. Was nicht heißen soll, daß es dem deutschen Baum wieder besser geht. «Ein Ökosystem hat auch eine Art Notaggregat, das ihm über eine Krise hinweg helfen kann», meint der Freiburger Forstexperte Ernst Hildebrand. Ohne Zweifel ist noch vieles in den Wäldern nicht in Ordnung, stimmten Wissenschaftler bei einer Tagung im Karlsruher Forschungszentrum überein.

Vor zwölf Jahren wurde das «Europäische Forschungszentrum für Maßnahmen zur Luftreinhaltung», kurz PEF, gegründet. Hauptaufgabe: «Warum stirbt der Wald?» Als sich rund 200 Wissenschaftler aus der ganzen Republik zu einem Zwischenbericht trafen, spielte der Wald nur eine Nebenrolle. «Längst beschäftigen wir uns mit weitaus grundsätzlicheren Problemen der Luftreinhaltung», sagte Projektleiter Frank Horsch. So haben die Forscher jetzt die Kleinmotoren als Luftverschmutzer entdeckt. Rasenmäher, Motorsägen oder Zweiräder trügen viel zur lokalen Luftbelastung bei, hieß es. Schon ein kleiner Katalysator könnte für Abhilfe sorgen. Aber auch Farbanstriche steuerten etwa im Gebiet des südlichen Oberrheins rund ein Fünftel zur Emission der schädlichen Kohlenwasserstoffe bei.

«Die Wälder verkraften mehr, als wir uns vorgestellt haben», relativiert Ernst Hildebrand manches «Horrorzenario» der vergangenen Jahre. Ein Freibrief dürfe das indes nicht sein, Politiker müßten weiter gegen die Versauerung der Böden vorgehen. Aber auch das Ozon, so ermittelten Experten, kann Pflanzen schädigen.

Weil noch vieles unerforscht ist, wird es auch weiter Geld für PEF geben. 4,5 Millionen sind bis 1998 zugesagt. Bislang wurden vom Land und der Europäischen Union 241 Projekte mit einer Gesamtsumme von 73 Millionen Mark gefördert.

Dominikaner verlassen Konventgebäude Bronnbach

(STZ) Die Dominikaner lösen Mitte des Jahres ihre Niederlassung im Kloster Bronnbach auf. Dies erklärte jetzt Pater Hilarius Barth dem Wertheimer Oberbürgermeister Stefan Gläser in einem Gespräch. Gleichzeitig hat die Erzdiözese Freiburg dem Landratsamt mitgeteilt, daß der Orden seinen Nutzungsvertrag zum 30. Juni gekündigt habe. Damit sind die Bemühungen gescheitert, im ehemaligen Zisterzienserkloster Bronnbach wieder ein Kloster anzusiedeln. Vor sechs Jahren kam der Dominikanerpater Barth ins Taubertal, um dort seelsorgerlich zu arbeiten und Bronnbach zu einer Ordensniederlassung auszubauen, wofür nach dem Ordensrecht vier Geistliche notwendig sind.

Hoherfreut über diese Absicht hat der Landkreis daraufhin mit der Erzdiözese einen auf 20 Jahre unkündbaren Vertrag geschlossen. Das Konventgebäude selbst wurde auf die klösterlichen Bedürfnisse für 7 Millionen Mark umgebaut, wovon 5 Millionen Mark vom Land und 2 Millionen von der Kirche und vom Kreis stammen. Bereits 1992 sollten zwei weitere Patres die «Niederlassung» verstärken, was nicht der Fall war. Offensichtlich hat die Leitung der süddeutschen-österreichischen Ordensprovinz der Dominikaner in Augsburg mit den Jahren ihr Interesse an Bronnbach verloren. Für Pater Hilarius Barth wie für die Stadt Wertheim kam die Entscheidung völlig unerwartet. Der Orden habe den «Landrat, die Diözese und zwei Drittel der Spender für den Förderverein an der Nase herumgeführt», kritisierte Barth.

Die Erzdiözese will jetzt versuchen, einen anderen Orden für Bronnbach zu interessieren. Das ehemalige Kloster steht auf Wertheimer Markung und gehört dem Landkreis. Das Land investierte in dessen Erhaltung in den letzten Jahren weit mehr als 30 Millionen Mark. Untergebracht sind dort auch das Staatsarchiv, das Grafchafts- und Kreisarchiv, ein Bauernmuseum und die Fraunhofer Gesellschaft.

Bodensee-Gürtelbahn: Ausbau kommt zu teuer

(dpa/lsw) Ein Ausbau der Bahnlinie Friedrichshafen-Radolfzell (Kreis Konstanz) ist aus Kostengründen kaum zu verwirklichen. Dies sagte der Landrat des Bodenseekreises, Siegfried Tann, im März vor Journalisten.

Selbst unter günstigen Voraussetzungen entstünde ein Jahresdefizit von 9,5 Millionen Mark, zitierte er eine Schweizer Studie über die Wirtschaftlichkeit eines Halbstundentaktes auf der Bodensee-Gürtelbahn genannten Strecke. Man sei sich mit Baden-Württembergs Verkehrsministerium einig, daß diese Summe weder vom Steuerzahler noch von den betroffenen Kreisen und Gemeinden zu verkraften sei.

Der Hauptgrund für die geringe Wirtschaftlichkeit liegt in der Siedlungsstruktur der Region. Gebe es etwa bei der erfolgreich betriebenen Bahnverbindung Ravensburg-Friedrichshafen 7471 Einwohner je Streckenkilometer, so seien es zwischen Friedrichshafen und Radolfzell nur 1900. Als Alternative wolle man jetzt eine Verbesserung des Busangebots prüfen. Außerdem könnte es Lösungen für besser genutzte Bahnteilstrecken wie etwa zwischen Friedrichshafen und Markdorf geben.

Bodensee-Oberschwaben: Wird Bahn verlängert?

(lsw) Die Weichen für die Verlängerung der Bodensee-Oberschwaben-Bahn über Ravensburg hinaus bis nach Aulendorf sind gestellt. Dies sieht eine unlängst in Meckenbeuren zwischen dem baden-württembergischen Verkehrsministerium, dem Kreis Ravensburg, dem Bodenseekreis und den Gemeinden Friedrichshafen, Ravensburg und Meckenbeuren unterzeichnete Rahmenvereinbarung vor.

Wenn die weiteren Verhandlungen mit allen Beteiligten erfolgreich verlaufen, soll der Betrieb im Stundentakt bis Aulendorf ab Juni 1997 aufgenommen werden, hieß es dazu von

der Bahngesellschaft. Das Land wolle Verbesserungen der Infrastruktur wie neue Haltepunkte mit 85 Prozent und den Kauf zweier neuer Fahrzeuge mit 50 Prozent der Kosten bezuschussen. Die «Geißbock-Bahn» hatte 1993 den Betrieb zwischen Friedrichshafen und Ravensburg aufgenommen und war auf Anhieb erfolgreich. Täglich werden dort rund 1800 Fahrgäste befördert, und der Kostendeckungsgrad beträgt bis zu 75 Prozent. Allerdings befürchtet die Bodensee-Oberschwaben-Bahn Risiken angesichts der drohenden Erhöhung der Fahrwegabgabe an die Deutsche Bahn AG.

Die Erweiterung des Angebots bedeutet für die «Geißbock-Bahn» eine Streckenverlängerung von jetzt 19 auf 42 Kilometer. Das erwartete Fahrleistungsvolumen steigt dadurch von knapp 200 000 Kilometer auf 480 000 Kilometer pro Jahr. Der Ausbau, der die Schaffung zusätzlicher Haltestellen vorsieht, soll ungefähr 16 Millionen Mark kosten.

Wieder Bahnverbindung Radolfzell-Stockach

(dpa/lsw) Die seit 14 Jahren für den Personenverkehr stillgelegte Bahnstrecke zwischen Radolfzell und Stockach im Landkreis Konstanz wird ab dem 9. September wieder reaktiviert. Dann werden im Halb- und Einstundentakt Züge der schweizerischen Mittelthurgaubahn die 13 Kilometer lange Strecke befahren. Die Bahntrasse wurde von der Deutschen Bahn AG an den Landkreis Konstanz übergeben.

Zur Modernisierung der alten Bahnlinie und für die Errichtung von fünf neuen Haltepunkten müssen zehn Millionen Mark investiert werden, die das Land Baden-Württemberg und der Landkreis zahlen. Das erwartete jährliche Defizit von 1,2 Millionen Mark wird vom Kreis getragen. Die Mittelthurgaubahn betreibt bereits mit Erfolg die grenzüberschreitende Bahnverbindung Wil-Weinfelden-Konstanz-Singen-Engen, die als «Seehas» bekannt geworden ist.



**Hällisch-
Fränkisches
Museum**

**Schwäbisch
Hall**

74523 Schwäbisch Hall
Keckenhof
Telefon (07 91) 751-360

Handwerk

Die letzten ihrer Zunft

14. Juli bis 22. September 1996

Das alte Handwerk stirbt. Mit ihm geht ein über Jahrhunderte gewachsenes Wissen verloren.

Der Fotograf Roland Bauer hat über Jahrzehnte hinweg dörfliche Handwerker – »die letzten ihrer Zunft« – aufgenommen. Die Bilder der schaffenden Hände und der von der harten Arbeit geprägten Gesichter sagen mehr über das Leben der Handwerker aus, als es je eine Beschreibung vermag. Neben den Porträts werden die Arbeitsgeräte und die Produkte der jeweiligen Handwerker gezeigt. Kein nostalgisch verklärter Blick auf die »gute alte Zeit«, sondern Einblick in Kultur und Mentalität des alten Handwerks werden vermittelt.

Öffnungszeiten: Di.–So. 10.00–17.00 Uhr
Mittwoch 10.00–20.00 Uhr,
Montag geschlossen

WÜRTEMBERGER



LEBENSART

Wie könnte man sich nach einem Arbeitstag besser erholen, als mit einem Glas Würtemberger. Bei der Vielfalt der Rebsorten findet jeder das Richtige. Und nicht zuletzt gilt Württemberg als das „Land der großen Roten“. So wird mit einem rassigen Trollinger – des Würtembergers liebstes Kind – ein Abend garantiert zum Feierabend.

KENNER TRINKEN  WÜRTEMBERGER

Ries/Ostalb

Abschalten – Wandern – Erholen

Die gastlichen fünf im Württembergischen Ries: die ehemalige Reichsstadt Bopfingen, die ehemalige Deutsch-Ordensstadt Lauchheim sowie die Gemeinden Kirchheim/Ries, Riesbürg und Unterschneidheim laden ein zum Urlaub, Wochenende, Ausflug.

Ideale Wander- und Radfahrmöglichkeiten durch 2200 ha Landschafts- und Naturschutzgebiete, Wald und Heide, interessante Kulturdenkmale, Offnethöhlen, archäologischer Lehrpfad, Burgen, Schlösser und Museen mit 6000 Jahren Geschichte sowie zahlreiche Freizeitangebote.

Prospekte anfordern bei:

Ries-Ostalb, Fremdenverkehrsverein
73441 Bopfingen, Geschäftsstelle Rathaus
Telefon 073 62/801-21, Telefax 073 62/8 01-50

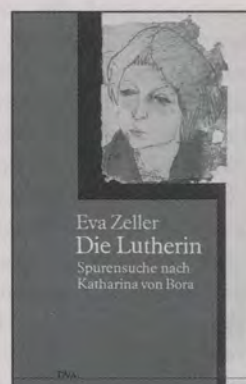
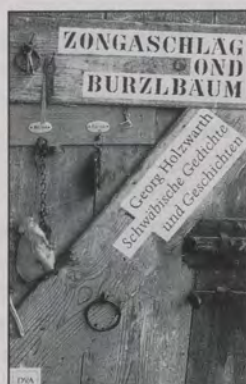
Wer hat sich nicht schon einmal gewünscht, mehr über Geschichte, Landschaft, Kultur der eigenen schwäbischen Heimat zu erfahren? Die Studienfahrten des Schwäbischen Heimatbundes geben Ihnen dazu unter fachkundiger Führung Gelegenheit. *Informationen und Anmeldung über die Geschäftsstelle Weberstraße 2, 70182 Stuttgart*

Neu im Frühjahr 96

Georg Holzwarth
Zongaschläg ond Burzelbäum
94 Seiten, DM 24,-

Wo und wann ist das passiert?
160 Seiten, DM 19,80

Eva Zeller, **Die Lutherin**
207 Seiten, DM 36,-



DVA

Dischingen: Fünf Schlösser sind Zierde und Problem

(STZ) Exakt 1681 Wohnungen hat das Landesamt für Statistik 1994 in der Gemeinde Dischingen im Landkreis Heidenheim gezählt. Das ist guter Durchschnitt bei 4684 Einwohnern. Nicht ausdrücklich erwähnt sind in der Statistik fünf Schlösser beziehungsweise Burgen auf der Gemarkung Dischingen. Sie sind für die Härtsfeldgemeinde mit ihren sechs Ortsteilen und dreizehn Weilern auf 78 Quadratkilometer Markungsfläche gleichzeitig die größte Zierde und das größte Problem. Möglich, daß Bürgermeister Bernd Hitzler manchmal davon träumt, die Schlösser mögen im Monde liegen. Vor allem die malerische Stauferburg Katzenstein macht dem Schultes Sorgen. Auch wenn dort jeden Sonntag die «mystische Katharina» die Zukunft aus den Karten liest, sieht so mancher schwarz für die Burg.

Derzeit führen der Besitzer von Burg Katzenstein, der Schrotthändler Alwin Peter aus Biberach, und der sogenannte Nießbraucher Klaus Mehrl einen Rechtsstreit vor dem Ellwanger Landgericht. Peter will Mehrl wieder loswerden, weil er angeblich seine Verpflichtungen nicht erfüllt hat. Der aus dem Alb-Donau-Kreis stammende Klaus Mehrl hatte angekündigt, die seit acht Jahren verschlossene Burg mit neuem Leben, Ritterspielen und allerlei Mummenschanz, zu erfüllen. Peter, der die Burg verkaufen möchte, sieht den Pächter inzwischen als Verkaufshindernis, so schätzt auch der Bürgermeister die Sachlage ein. Denn spätestens seitdem der Dachstuhl der Burg in Flammen aufging, sind den meisten Dischingern die Aktivitäten auf Burg Katzenstein nicht mehr geheuer. Derzeit ist die Burg halb Müllhalde, halb Baustelle. Für einen Tagesbeitrag von fünf Mark kann man die Burg angeblich besichtigen, sofern man dort dann jemanden antrifft, der einem den «Mitgliedsbeitrag» abnimmt.

Bürgermeister Bernd Hitzler hat trotzdem ein «Fünkchen Hoffnung». Mehrere Millionen Mark hatte das Landesdenkmalamt einst in die Sanierung der Burg gesteckt und dabei

in einer Kapelle wertvolle Fresken aus dem 13. Jahrhundert entdeckt. Daß die Landesmittel aus dem Grundbuch gestrichen wurden, sehen viele als Hauptfehler an. Doch Hitzler hat Verständnis, die Vorbesitzer, eine Erbgemeinschaft, hätten sonst die Burg nicht verkaufen können.

Wie hart Burgbesitzer mit den Finanzen kämpfen müssen, erfährt die Gemeinde am eigenen Leib mit Schloß Ballmertshofen, dem einzigen der fünf Schlösser, das im Gemeindebesitz ist. Nur von außen sieht der Renaissancebau imponierend aus. Für die Restaurierung der Räume ist zur Zeit kein Geld vorhanden. Die ländliche Bildergalerie im Schloß ist nur jeden ersten Sonntag im Monat für eine Stunde geöffnet.

Einem Dornröschenschloß gleicht Schloß Duttonstein, denn es liegt, umgeben von 500 Hektar Wald, völlig einsam. Gloria von Thurn und Taxis hat jetzt dieses Schloß samt seinem Wildpark an einen Augsburger Arzt verkauft, der hier Pferde züchten will. Auch Schloß Duttonstein hat im 20. Jahrhundert eine verwirrende Geschichte erlebt. Im Krieg hatte sich die SS in dem hübschen Jagdschloß der Fürsten von Thurn und Taxis eingenistet, danach kamen Juden aus Polen, die den Naziterror glücklicherweise überlebt hatten. Es folgten Bamherzige Brüder aus Oberschlesien, die 1946 aus Schloß Duttonstein eine Lungenheilstätte machten, die 1970 aufgelöst wurde.

Lange Jahre stand das Schloß leer. In die Schlagzeilen geriet Schloß Duttonstein 1993, als sich eine Psychosekte mit «transzendentaler Meditation» auf dem Schloß einmietete. Als Sektenmitglieder bei einem Gespräch im Nattheimer Pfarrhaus heimlich einen Tonbandmitschnitt versuchten, gab es einen öffentlichen Skandal, der mit einem Prozeß und dem Rauschmiß der Sekte aus dem Schloß endete.

Ganz ohne öffentliche Aufmerksamkeit lebt eine bürgerliche Familie auf dem zur Gemeinde gehörenden Schloß Eglingen. Die fürstlichen Besitzer von Schloß Taxis in Trugenhofen auf Dischinger Gemarkung machen dagegen viel von sich reden.

Seit dem vergangenen Sommer nutzt Gloria von Thurn und Taxis mit ihren Kindern wieder sechs Wochen im Jahr ihre Sommerresidenz auf dem Hügel, zwei Kilometer vom Dischinger Rathaus entfernt. Dann geht es höfisch zu auf dem Härtsfeld. Die Handwerker freuen sich auf Aufträge und der Bürgermeister, wenn er aufs Schloß gebeten wird.

Wieder Speisefisch aus Schmiecha und Schmeie

(dpa/lsw) Fische aus den Albflüssen Schmiecha und Schmeie dürfen wieder gefangen und gegessen werden. Das Regierungspräsidium Tübingen hat die 1985 ausgesprochene Warnung wieder aufgehoben.

Als Grund nennt die Behörde die «deutliche Verbesserung der Wasserqualität durch eine neue Technik in der Kläranlage Albstadt». Zugleich wurde die Hegepflicht wieder eingesetzt. Das Fischereigesetz verpflichtet die Fischereipächter, den Fischbestand ständig zu kontrollieren und zu hegen.

Mit der Textilindustrie der Alb waren starke Abwasserbelastungen verbunden. Die Farbflotten verfärbten je nach Modifarben die Gewässer und führten zu Verunreinigungen, die im Fleisch der Fische solche Höhen erreichten, daß es für den menschlichen Genuß als bedenklich eingestuft werden mußte. Im Auftrag des Bundesforschungsministeriums entwickelte die Universität Stuttgart 1985/1987 zur Entfärbung und Schadstoffentlastung der Abwässer die Adsorptionsflockungsfiltration. Die Pilotanlage wurde 1992 in der Kläranlage Albstadt in Betrieb genommen. Darauf sanken die Schadstoffe, wie die Chemische Landesuntersuchungsanstalt Sigmaringen feststellte, unter die zulässigen Grenzwerte. Aufgrund der Untersuchungsergebnisse von 1994 und 1995 hält das Präsidium die Fische nun wieder für verzehrfähig.

DER FEINE UNTERSCHIED



Kunst kommt von Können.

Und das soll so bleiben.

Nicht immer kann ein Künstler zeigen,
was er kann. Ausstellungen sind teuer,
geeignete Räume sind knapp. Hier sehen
wir von der Württemberger Hypo seit
langem eine gesellschaftliche Verpflichtung,
Kunst dadurch zu fördern, daß zeitgenössische
Künstler ihre Werke in unseren Geschäfts-
räumen ausstellen und verkaufen können.

Gewiß: Eine Bank ist keine Galerie.

Aber doch ein Teil der Öffentlichkeit, die
ohne lebendige Kunst ärmer wäre.

Gut, daß es den feinen Unterschied gibt.

Württembergischer
Hypo



Seewald: Aus Dorfwirtschaft wird Rathaus

(PM) Im Dezember 1995 ist die endgültige Entscheidung gefallen: Die Gemeinde Seewald baut sich ihr Rathaus in die ehemalige «Sonne» in Besenfeld. Damit ist das jahrelange Hin und Her um das ehemalige denkmalgeschützte Gasthaus wohl zu Ende. Nach den Erkenntnissen der Denkmalschützer stammt das Wirtshaus aus dem Jahre 1831. Dieses Datum trägt der steinerne Ofensockel im ehemaligen Wohnzimmer des Hauses. Auch eine dendrochronologische Untersuchung, die durchgeführt wurde, bestätigt, daß als Fällzeit des Bauholzes das Winterhalbjahr 1829/1830 anzunehmen ist. Es scheint auch festzustehen, daß ein Vorgängerbau bestanden haben muß – ob an gleicher Stelle ist unklar. In der kleinen Chronik des Göttelfinger Lehrers Georg Adam Schumacher aus dem Jahre 1821 erwähnt dieser für Besenfeld zwei «Schildwirte» («Ochs» und «Sonne»), die beide nebenher noch eine Bäckerei betrieben. Auch die jetzige «Sonne» hat in ihrer über 160jährigen Geschichte einiges erlebt. Zeitweise war im Erdgeschoß in der jetzigen großen Küche die Posthalterei von Besenfeld untergebracht. Im Zweiten Weltkrieg hat die «Sonne» als Erholungs- und Erziehungsstätte für Kinder aus bombengefährdeten deutschen Städten gedient.

Der Gemeinde Seewald wurde durch das Landesdenkmalamt vor Jahren der Abbruch des alten Wirtshauses abgelehnt. Das Regierungspräsidium Karlsruhe hatte festgestellt, daß es sich bei der «Sonne» um ein Kulturdenkmal handle. Das langgezogene, traufständige, zweigeschossige Gebäude mit Satteldach in Ziegeldeckung wurde 1830/31 an der Kreuzung der Straße Wildbad/Freudenstadt – diese Straße wurde 1828 bis 1830 als Poststraße aus dem Murgtal gebaut – und dem Römerweg errichtet. Die ehemalige «Sonne» wurde aufgrund dieser neuen Poststraße errichtet und war damit unmittelbar Folge der verkehrsmäßigen Anschließung von Besenfeld an das Murgtal. Dies sei regional und

ortsgeschichtlich bzw. heimatgeschichtlich sehr bedeutend.

Der Gemeinderat von Seewald hat in der letzten Sitzung des Jahres 1995 das Architekturbüro Kurt Föhr aus Horb-Dettlingen mit der wichtigsten Umbaumaßnahme ihrer jungen Geschichte – Seewald ist erst durch die Gemeindereform 1975 entstanden – betraut. Der Umbau soll in den nächsten beiden Jahren vonstatten gehen. Nach dem bisherigen Kostenvorschlag, der jetzt nochmals überprüft werden muß, dürften einschließlich der Platzgestaltung Kosten von ca. 3,5 Mio DM entstehen. Bislang sind an Landeszuwendungen 2,3 Mio. DM bewilligt. Eine weitere Bewilligung mit einem Betrag aus Strukturförderungsmitteln in Höhe von ca. 500 000,- DM steht noch aus. Bleibt zu hoffen, daß der Umbau gelingt. Damit könnte ein Bau aus dem 19. Jahrhundert in die Gegenwart des bald 21. Jahrhunderts hinübergerettet werden.

Menschen belastet durch Hochspannungsleitungen

(lsw) Menschen, die in der Nähe von Hochspannungsleitungen leben oder arbeiten, sind durch elektromagnetische Strahlungen stärker belastet als andere. Das teilte das baden-württembergische Sozialministerium als Ergebnis einer erneuten Messung mit. In allen Wohnungen des Umfelds von Hochspannungsleitungen seien höhere Werte gemessen worden. Sie lägen aber unter den von der internationalen Strahlenschutzkommission empfohlenen Grenzwerten. Eine mögliche krebserzeugende oder krebsfördernde Wirkung sei nicht berücksichtigt worden, hieß es in der Mitteilung. Solange die wissenschaftliche Abklärung darüber nicht abgeschlossen sei, müsse geprüft werden, inwieweit die Menschen vor Strahlenbelastungen durch Hochspannungsleitungen geschützt werden können.

«Zubehör» von Burgen und Kirchen ins Denkmalbuch?

(BNN) «Ohne Haussuchungsbefehl kommt hier keiner 'rein.» Adlige verlieren schon mal ihre sonst übliche Zurückhaltung, wenn es um ihr Eigentum geht. Und das sollen in den nächsten fünf Jahren Experten des Denkmalamtes näher unter die Lupe nehmen. Mit weitreichenden Folgen: Am Ende, so fürchtet Maximilian vom Holtz, Präsident des württembergischen St.-Georgen-Vereins, «verfügen wir nur noch eingeschränkt über unseren Besitz.»

Die «weitreichenden Befürchtungen», die unter Grundbesitzern herrschen, gründen sich auf ein Programm des Stuttgarter Wirtschaftsministeriums. Das will in den kommenden fünf Jahren alles, was landesgeschichtlich von Bedeutung ist, ins Denkmalbuch eintragen lassen. «Bis zu 1000 Objekte», so hofft Dieter Planck, Chef des Landesdenkmalamts, «könnten auf diese Weise gesichert werden.»

Die Aktion, für die eigens eine Stelle geschaffen wurde, ist die Konsequenz aus den Erfahrungen des vergangenen Sommers. Damals versuchte der hochverschuldete Markgraf Max von Baden seine Kunstschätze loszuschlagen, viele Stücke drohten ins Ausland verkauft zu werden. Um das zu vermeiden, mußte sich die Landesregierung schließlich mit Mitteln in Millionenhöhe für Ankäufe engagieren. «Künftig soll dies nicht mehr passieren», forderte seinerzeit Minister Dieter Spöri (SPD).

Hausrat aus Schlössern kommt immer wieder unter den Hammer. Vor Monaten war's Schloß Osterberg im Allgäu, das völlig «leergekauft» wurde, wie das Stuttgarter Auktionshaus Nagel verkündete. Kommen den Juli wird Philip Graf Alvensleben-Neugattersleben über 1000 Antiquitäten feilbieten. Der Schloßherr will seine Wohnung in Schloß Möckmühl, wo einst Götz von Berlichingen, der Ritter mit der eisernen Hand, seinen Amtssitz hatte, aufgeben und auf ein ungleich größeres Gut nach Sachsen-Anhalt übersiedeln.

Bislang sind vor allem Bauten ins Denkmalbuch eingetragen, nun richten die baden-württembergischen Experten ihre Blicke auch aufs «Zubehör», Möbel, Bilder oder Uhren. Davon sind nicht nur blaublütige Besitzer alter Herrensitze betroffen. «Zu 80 Prozent», so Heinz Sieche, Referatsleiter im Wirtschaftsministerium, «haben wir Kirchen und Kommunen, aber auch private Sammler und Industriebetriebe im Visier.» Denn im Zeichen der gegenwärtigen Finanznot hätten sich auch schon Städte überaus nachlässig um ihre alten Schätze gekümmert. Statuen und Kelche, Gemälde und alte Aufzeichnungen sollen deshalb nach dem Willen der Denkmalschützer bald gesichert werden. Aber auch auf die Aufzeichnungen der ältesten Eisenschmelzfabrik im Land haben es die Experten abgesehen.

Mit dem Eintrag ins Denkmalbuch dürfen die Objekte nur noch mit Zustimmung der Behörde verkauft und nicht ohne Genehmigung vom angestammten Platz entfernt werden. Aufseiten mancher Adliger will man das nicht einsehen. Warum, so fragt Maximilian vom Holtz, sollte ein Gemälde aus einem Kraichgauer Schloß nicht ins Guggenheim-Museum nach New York verkauft werden können. Dort würde es «dem öffentlichen Interesse» weit mehr dienen, als gut saniert auf einem Schloßspeicher.

Bei den Behörden setzt man auf Kooperation. Schließlich, so Reiner Schubers von der Landesarchivdirektion, haben auch die Besitzer einen Vorteil von einer Sicherstellung: Sie können mit Zuschüssen bei der Sanierung rechnen. Und Adelsarchive, von denen es rund 116 im Land gibt, jedoch erst 50 registriert sind, würden kostenlos durch Experten geordnet.

In Adelskreisen bleibt man skeptisch. Eine Referentin mußte schon unverrichteter Dinge nach Stuttgart zurückkehren. Für sie war ein Schloßportal geschlossen geblieben.

Schärfere Kriterien für Kiesabbau

(STZ) Von den gegenwärtig 50 noch betriebenen Kiesabbau-Standorten in der Region Mittlerer Oberrhein halten nur noch 28 den heutigen Kriterien des Umwelt- und Wasser-schutzes stand. Zu diesem Ergebnis ist der Regionalverband in einer Untersuchung zur Fortschreibung der sogenannten Kieskonzeption 2000 gekommen, die der Verband vor zehn Jahren im Rahmen des Rohstoffsicherungskonzepts des Landes aufgestellt hat und die in den Regionalplan aufgenommen wurde.

Damals waren Kiesabbaustandorte für die nächsten 15 Jahre aufgenommen worden. Inzwischen liegt für die Region als größter Kies- und Sandlieferant des Landes eine Karte des Geologischen Landesamtes über das Lagerstättenpotential vor, die der Regionalverband zur Grundlage einer Fortschreibung seines damaligen Konzepts gemacht hat. Der Verband überprüfte insgesamt 89 noch betriebene oder stillgelegte Standorte in der Region nach den inzwischen verschärften Kriterien für die Genehmigung solcher Standorte und kam dabei zu dem Ergebnis, daß an 51 Standorten keine Erweiterungsmöglichkeiten mehr bestehen und die übrigen nur noch unter mehr oder weniger großen Einschränkungen erweiterbar sind.

Die durch Konzessionen bereits zum Abbau freigegebene Kiesmenge liegt bei 138 Millionen Tonnen, weitere 100 Millionen Tonnen hat der Verband in seiner Studie in möglichen Erweiterungsflächen für die nächsten 15 Jahre ausgewiesen. Die Gesamtmenge deckt diesen Zeitraum in etwa ab, wenn die heute jährlich verkaufte Durchschnittsmenge von 15 bis 16 Millionen Tonnen zugrundegelegt wird. Weitere 262 Millionen Tonnen stünden in den anschließenden 15 Jahren auf Erweiterungsflächen zur Verfügung, bei deren Ausweisung es jedoch bereits zu erheblichen Konflikten mit anderen Nutzungsmöglichkeiten käme.

Wie Verbandsdirektor Dietrich Schmidt und Regionalverbandsmitarbeiter Siegfried Fieting erläuterten,

sind Rheinauwälder, Bann- und Schonwälder, Wasserschutzgebiete, wertvolle Biotope oder landwirtschaftliche Flächen mit hoher Bodengüte bei der Ausweisung als künftige Reserveflächen ganz ausgespart worden. Der Verband hält zwar an seinem bereits im Kieskonzept 2000 aufgestellten Grundsatz fest, daß zuerst bestehende Standorte ausgebaut werden sollten, bevor neue erschlossen werden, in der Zukunft könne sich jedoch die Eröffnung neuer Standorte als das kleinere Übel darstellen. Er verweist dabei auf die Erkenntnis des Geologischen Landesamtes, daß die mächtigsten Kiesvorkommen im Raum Bühl lagern, daß sich dort jedoch relativ wenige Abbaustätten befinden.

Es sei Sache der Politik, bei knapper werdenden Kiesvorräten entsprechende Prioritäten für den Abbau aufzustellen. Dabei müsse auch die Frage beantwortet werden, ob ein Kiesabbau im heutigen Umfang in der dadurch bereits stark belasteten Region überhaupt vertretbar sei.

Deutsche Bahn investiert in Rems- und Murrbahnen

(dpa/lsw) In den Regionalschnellbahnzügen der Remsbahn von Stuttgart nach Aalen (Ostalbkreis) werden mit Beginn des Sommerfahrplans am 2. Juni Doppelstockwagen eingesetzt. Gleichzeitig wird auf der Murrbahn von Stuttgart nach Crailsheim der elektrische Zugverkehr aufgenommen. Dies teilte der baden-württembergische Verkehrsminister Hermann Schaufler im März mit. Entsprechende Zusagen habe die Deutsche Bahn AG gegeben. Auf beiden Strecken werde dadurch der Schienenpersonennahverkehr entscheidend verbessert.

Ein attraktives Angebot beim Fahrplan und bei den Fahrzeugen ist nach Schauflers Worten dringend notwendig, um die Menschen zum Umsteigen auf die Bahn zu bewegen und damit den Verkehrsinfarkt in den Städten und Gemeinden des Landes zu vermeiden.

Stromeinspeisungsgesetz: Vorlage ist gescheitert

(dpa/Lsw) Die deutschen Stromkonzerne müssen weiterhin eine erhöhte Vergütung für die Abnahme erneuerbarer Energien zahlen. Eine Vorlage des Landgerichts Karlsruhe, das das entsprechende Stromeinspeisungsgesetz für verfassungswidrig gehalten hatte, wurde in einer im Januar veröffentlichten Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts für unzulässig erklärt. Ausdrücklich ließ die 1. Kammer des Zweiten Senats damit offen, ob das zur Förderung des Alternativstroms verabschiedete Gesetz verfassungsgemäß ist.

Das Landgericht war in seiner Vorlage davon ausgegangen, daß die erhöhte Vergütung eine unzulässige Sonderabgabe sei. Das Bundesverfassungsgericht wies demgegenüber darauf hin, daß das Landgericht seine Überzeugung von der Verfassungswidrigkeit sehr viel detaillierter hätte darlegen müssen. Vor allem fehlten Ausführungen darüber, ob es sich bei der Vergütung überhaupt um eine Abgabe und warum es sich – zumindest in den Wirkungen – um eine Sonderabgabe handele. So hätte das Gericht sich auch mit der Möglichkeit auseinandersetzen müssen, daß die umstrittene Regelung als «reine Preisfestsetzung» ohne abgabenrechtlichen Charakter angesehen werden könne.

Hintergrund des Verfahrens ist der Streit zwischen dem Badenwerk Karlsruhe und dem Betreiber eines Wasserkraftwerks an der Tauber um die Bezahlung des alternativen Stroms. Der Energiekonzern hatte die Vergütung unter Hinweis auf die Verfassungswidrigkeit des Gesetzes vom 1. Januar 1991 zunächst verweigert und lediglich einen geringeren als den gesetzlich vorgesehenen Betrag gezahlt. Erst nach Protesten von politischer Seite hatte das Badenwerk den vollen Betrag unter Vorbehalt, jedoch ohne Nachzahlungen geleistet. Der Betreiber des Wasserkraftwerks verlangt mit seiner Klage die Zahlung von rund 26 000 Mark.

Nach Ansicht des Stromkonzerns zwingt der Staat mit den erhöhten Preisen für Alternativstrom Privat-

unternehmen zu Subventionen, die nach höchstrichterlicher Rechtsprechung aus öffentlichen Mitteln finanziert werden müßten. Das angegriffene Gesetz enthalte keine neutrale Preisregelung, sondern eine Subvention zu Lasten der Energieversorger. Dieser Ansicht war das Landgericht Karlsruhe im September vergangenen Jahres gefolgt und hatte die Frage dem Bundesverfassungsgericht vorgelegt.

Härtsfeldbahn bald auf nostalgischer Spur?

(Schwäpo) Das Härtsfeld ist bald um eine Attraktion reicher. Die Härtsfeld-«Schättere» kommt auf einer drei Kilometer langen Bahnstrecke wieder in Fahrt. Das Regierungspräsidium hat durch seinen Planfeststellungsbeschluß die rechtlichen Voraussetzungen dafür geschaffen.

Damit kann der erste Spatenstich zum Wiederaufbau einer Teilstrecke der ehemaligen Härtsfeldbahn erfolgen. Die Prüfung des Vorhabens hat ergeben, daß es mit öffentlichen und privaten Belangen vereinbar ist. Insbesondere stehen das Landschaftsschutzgebiet «Egautal südlich von Neresheim» und das Naturschutzgebiet «Zwing» dem nicht entgegen.

Vor der endgültigen Wiederinbetriebnahme der Bahn von der «Centralstation Neresheim» bis zur ehemaligen Holzverladestation Sägmühle braucht der Betreiber allerdings noch eine Genehmigung nach dem Landeseisenbahngesetz, für die das Verkehrsministerium zuständig ist.

Die Gleisstrecke beginnt am Bahnhof Neresheim. Bei Kilometer 0,87 wird die Landesstraße L 2033 höhengleich gekreuzt und nach weiteren 85 m der Bedarfshaltepunkt Steinmühle erreicht. Bei Kilometer 1,88 führt eine Stahlkastenbrücke über die Egau, bis im weiteren Verlauf der Strecke bei Kilometer 2,9 der Endpunkt am Bahnhof Sägmühle erreicht wird. Als Bauzeit werden ein bis zwei Jahre angesetzt.

Als Bauträger hat sich 1985 der Verein Härtsfeld-Museumsbahn konsti-

tuiert, der im ehemaligen Bahnhofsgebäude ein Museum betreibt. Der Verein verfügt bereits über zwei Dampflokomotiven, Dieseltriebwagen, Personenwagen sowie Güterwagen. Der Vorhabensträger erhält ein Nutzungsrecht an der Trasse, sie bleibt jedoch im wesentlichen im Eigentum der Stadt Neresheim. Später soll der Betrieb von einer noch zu gründenden Härtsfeldbahn GmbH durchgeführt werden.

Geplant sind Gelegenheitsfahrten an Wochenenden oder an verschiedenen Feiertagen. Ebenso ist an Sonderfahrten für Ausflüge und Festveranstaltungen gedacht. Pro Jahr sind etwa 15 bis 20 Betriebstage geplant.

Neresheim erhofft sich dadurch eine Steigerung des Fremdenverkehrs im strukturschwachen Raum. Daher wird das Vorhaben auch aus Mitteln des Strukturprogramms Ländlicher Raum in Höhe von 265 700 DM gefördert. Zuschüsse beabsichtigen ebenfalls die Stadt Neresheim und der Ostalbkreis.

Einige Waldpilzarten weiter strahlenbelastet

(lsw) Mehr als neun Jahre nach der Reaktorkatastrophe von Tschernobyl sind einige Waldpilzarten insbesondere im Süden Baden-Württembergs noch immer strahlenbelastet. Der Gehalt an Cäsium 137 sei abhängig vom Standort und von der Pilzart, teilte das Umweltministerium in Stuttgart mit. In den vergangenen Jahren seien insbesondere Maronenröhrlinge aus den Regionen Ravensburg und Biberach mit Radiocäsium belastet gewesen. Der Höchstwert 1994 habe fast 8000 Becquerel pro Kilogramm betragen. Ab 600 Becquerel durften Pilze nicht mehr verkauft werden. Für den privaten Verzehr gebe es keine Einschränkungen, allerdings seien die Verzehrsmengen ohnehin gering. Wer etwa von höchstbelasteten Maronenröhrlingen 500 Gramm esse, nehme eine zusätzliche Strahlendosis auf, die der eines Fluges von Frankfurt nach New York gleichkomme.

Fachliteratur zur Ökologie

Klärschlamm - woher, wohin, was tun ?

Alternativen zur Klärschlammverbrennung
120 S., 17 Zeichn. u. Graf., 27 Tab., DM 29,80 ISBN 3-89559-040-1

Entlastung der Deponien durch...

Vermeidung, technische Anwendung, biologische Verfahren
106 S., 17 Abb., 6 Tab., DM 28,- ISBN 3-927 402-73-7

Müll vermeiden - verwerten - vergessen ?

Kommunale Aufgaben - Ökologische Pflichten
272 S., 67 Graf., 19 Tab., 4 Fotos, DM 30,- ISBN 3-927 402-29-X

Kreislaufwirtschaft statt Abfallwirtschaft

Optimierte Nutzung und Einsparung von Ressourcen
durch Öko-Leasing
268 S., 5 Tab., 32 Graf, 21 Fotos, DM 58,- ISBN 3-927 402-93-1

Wissensverarbeitung und Gesellschaft Eine Publikationsreihe des FAW Ulm

Band 7

Umweltmanagement

Herausforderung für den Mittelstand
160 S., zahlr. Abb., DM /sFr. 38,-, öS 273,- ISBN 3-89559-020-7

Band 8

Evolution und Intelligenz

H. Imdahl, F.J. Radermacher
160 S., zahlr. Abb., DM /sFr. 38,-, öS 273,- ISBN 3-89559-021-5

Band 9

Zukunftssicherung durch Innovation

Tagungsband zum 6. Ulmer Forum 1994
114 S., zahlr. Abb., DM /sFr. 35,-, öS 274 ISBN 3-89559-022-3

Band 10

Personalmanagement im Unternehmen Zukunft

Tagungsband zum 8. Bodenseeforum 1994
160 S., zahlr. Abb., DM/sFr. 39,-, öS 304,- ISBN 3-89559-023-1

Ulmensien

Schriftenreihe der Universität Ulm

Band 9

Frühjahrs- und Herbstakademie ZAWiW 1993/94

Fachvorträge und wissenschaftliche Beiträge als Angebot
der Universität Ulm an Menschen im dritten Lebensabschnitt
im Rahmen der „Jahreszeitenakademien“

160 S., zahlr. Abb., DM/sFr. 39,-, öS 304,- ISBN 3-89559-023-1

Band 10

Ulmensien

D. Bückmann, Biologische Grundlagen menschlichen Gruppen- und
Konfliktverhaltens / G. Gottsberger et al., Baumkronen tropischer
Wälder-ein wenig erforschter Lebensraum / F. Weberling, Was ist, was
will die Biologische Systematik / W. von Wolff, Universitätsbau in Ulm
160 S., zahlr. Abb., DM/sFr. 39,-, öS 304,- ISBN 3-89559-023-1

Bitte fordern Sie Prospekte an :



Universitätsverlag **ulm** GmbH

Postfach 4204 · 89032 Ulm T:0731/6 02 08 24 F:6 02 08 26

Manfred Zach

MONREPOS

oder

Die Kälte der Macht

Was passiert hinter der Vorderseite der Demokratie? In diesem Roman übers Filbinger- und Späth-Zeitalter zeichnet der frühere baden-württembergische Regierungssprecher Manfred Zach ein exemplarisches Psychogramm der Politik, ihrer Mechanismen, Verlockungen, Gefahren, Verkrümmungen. Ein glänzendes Stück Literatur und ein geradeso faszinierender wie beklemmender Blick ins Innere der Macht. Ein Buch wie unser Land.

»Ein Schlüsselroman übers Innenleben und Binnenklima in einer Schaltzentrale demokratischer Macht.« **Der Spiegel** »Ein mächtig aufregendes Buch über die Höhenflüge, die Abstürze, die Verführungen, die Einsamkeit von Siegern und Verlierern.« **Stuttgarter Zeitung** »Monrepos ist ein Roman, der selbst denjenigen Freude beim Lesen bereiten müßte, die Politik für die langweiligste Nebensache der Welt halten.« **Die Zeit** »Ein persönlicher Entwicklungsroman, der die Temperaturen einer politischen Machtzentrale literarisch beschreibt. Ein nachdenklich stimmender Roman über ein System, in dem Menschlichkeit zum Synonym für Schwäche wird: man muß sie verbergen wie ein Gebrechen.« **Südwestfunk** »Manfred Zach: ein Dissident des Herzens; Monrepos: weit mehr ein Entwicklungsroman als eine Enthüllungsgeschichte. (...) Eine Analyse von Macht und Macherhalt, die offenlegt, wie sich der einzelne ganz allmählich verbiegt und verformt. Mit Szenen, die zeigen, daß Macht ganz schön besoffen macht.« **Schwäbisches Tagblatt** »Wie Politik funktioniert: ja, so ein Buch will man auch aus dem Kanzleramt gern lesen. Aber bitte so gut geschrieben wie dieses.« **die tageszeitung** »Ein begnadeter Autor.« **Badische Neueste Nachrichten** »Ein intimer Blick auf die enthüllte Macht: der Weihrauch ist vertrieben.« **Badisches Tagblatt** »Ein Bestseller wird das nie, sagen sie in den diversen Ministerien. Aber sie werden den Roman heimlich doch lesen.« **Stuttgarter Nachrichten** »Ein überaus spannender Aufklärungsroman.« **Schwäbische Zeitung** »Keine spät(h)e Abrechnung, sondern ein historiographischer Roman, ein gelungener Blick hinter die Kulissen.« **Schwarzwälder Bote** »Monrepos: eine prall gefüllte Wundertüte.« **Südkurier** »Eine Parabel über Aufstieg und Fall der Großen.« **Der Tagesspiegel**

Manfred Zach

Monrepos

oder Die Kälte der Macht
495 Seiten · 49,80 DM

in Tübingen verlegt
von Klöpfer & Meyer

Windkraftbetreiber gründen Interessenverband

(lsw) Windkraftbetreiber in Baden-Württemberg schließen sich zu einem Verband zusammen. Wie Erwin Raible von der Initiative Erneuerbare Energien mitteilte, wurde am 16. März in Rottenburg-Ergenzingen ein Interessenverband Windkraft Binnenland gegründet. Zwar sei Baden-Württemberg mit derzeit 18 Windkraftwerken das Schlußlicht unter den Bundesländern, doch nehme das Interesse der Bevölkerung stark zu, diese sanfte und umweltschonende Energieerzeugung an geeigneten Standorten einzusetzen. Aus Baden-Württemberg gehören dem bundesweiten Interessenverband Windkraft Binnenland 70 Mitglieder an. Die künftige Landesgruppe will auch Verbände und Vereine, die sich mit regenerativen Energien befassen, zur engeren Zusammenarbeit gewinnen. Dazu zählt Raible die Deutsche Gesellschaft für Windenergie, den Solarverband, die Biogas-Interessenvereinigung und den Wasserkraftverband.

Albverein erwärmt sich für Windkraft in Höhenlagen

(lsw) Im vergangenen Jahr sind rund 500 000 Frauen, Männer und Jugendliche mit dem Schwäbischen Albverein (SAV) gewandert. Die 570 Albvereins-Ortsgruppen richteten zwischen Main und Bodensee sowie dem benachbarten Ausland 16 800 geführte Touren aus, berichtete Präsident Peter Stoll vor dem 60köpfigen SAV-Hauptausschuß in Stuttgart. Der Schwäbische Albverein ist nach eigenen Angaben der größte Wanderverein in Europa. Auf der SAV-Wintersitzung beschloß das Gremium, sich neuen Windkraftanlagen außerhalb von Schutzzonen nicht mehr zu verschließen. Allerdings sollten die Anlagen wirtschaftlich sinnvoll arbeiten. «Landschaftsschutzgebiete und charakteristische Höhenlagen und Bergkuppen dürfen nicht mit riesigen Rotoren belastet werden», unterstrich Stoll. Der Bau von Windkraft-

anlagen auf den Höhenzügen und am steilen Nordabfall der Schwäbischen Alb war in den Gremien der anerkannten Naturschutzorganisation über Monate hinweg kontrovers diskutiert worden.

Fellbach: «Die 100 Jahre der Marie Frech»

(PM) Im Geburtshaus von Marie Frech zeigt das Fellbacher Stadtmuseum von Mai bis Oktober 1996 die Ausstellung «Die 100 Jahre der Marie Frech. Ein Fellbacher Frauenleben zwischen Pietismus und Eigensinn». Mit Marie Frech starb im biblischen Alter von 100 Jahren eine der «Stillen im Lande», wie sich die Mitglieder der pietistischen Hahnischen Gemeinschaft gern selbst nennen. Das Stadtmuseum und Archiv Fellbach konnten ihren Nachlaß übernehmen. Dazu gehört ihr Schriftwechsel seit dem Ersten Weltkrieg, ihre Stundenmitschriften, Exzerpte ihrer Bibelstudien und sonstige handschriftliche Notizen. Die traditionell gehaltene Kleidung, das Wohnungsinventar mit über 200 Büchern und zahlreichen Erbauungsbildern, die Gerätschaften der kleinen Landwirtschaft – vieles vom Erhaltenen ist Ausdruck ihrer zutiefst pietistischen Lebenseinstellung, die prägend für den Ort der Jahrhundertwende war. Ihr Wohnzimmer diente auch als Treffpunkt der «Schwesternstunde» der Hahnischen Gemeinschaft, übrigens der letzten Schwesternstunde im Remstal.

Im Jahre 1895 im Hause Hintere Straße 16 in bescheidenen Verhältnissen aufgewachsen, entschied sich Marie Ebinger zunächst für die Ehelosigkeit und folgte damit dem Vorbild Michael Hahns. Im Alter von 38 Jahren heiratete sie schließlich doch. Mit ihrem Mann, einem Gemeinschaftsmitglied, betrieb sie bis zu seinem Tode im Jahre 1966 noch Landwirtschaft. 1991 siedelte sie ins Pflegeheim über und starb dort 1995. Die Stadt übernahm Haus und Inventar und richtet 1996 dort ein «Freilichtmuseum für einen Sommer» ein. Anschließend wird das in einem Sa-

nierungsgebiet liegende Ensemble komplett abgerissen.

Ziel des Projekts ist die Annäherung an einen einzelnen Menschen und damit zugleich an die Lebens- und Wertewelt des Pietismus. Diese wird einmal nicht aus den programmatischen Äußerungen ihrer führenden Gestalten, sondern aus der Lebenswirklichkeit eines «einfachen» Mitglieds und zudem einer Frau betrachtet, was die kleinbäuerliche Subsistenzwirtschaft einschließt. Zur Ausstellung im Fellbacher Stadtmuseum erscheint eine Begleitveröffentlichung. Geöffnet Samstag und Sonntag 14.00 bis 18.00 Uhr. Eintritt frei.

220 Kilometer Hecken und 31 000 Obstbäume

(epd) 220 Kilometer Hecken und 31 000 Streuobstbäume wurden in Baden-Württemberg während des Europäischen Naturschutzjahrs 1995 gepflanzt. Diese Bilanz zogen Vertreter vom Bund für Umwelt und Naturschutz Deutschland (BUND) und Naturschutzbund Deutschland (Nabu) beim 20. Naturschutzkurs in Radolfszell vor Journalisten. Diese Aktion, die vom Land mit 3,7 Millionen gefördert wurde, müsse zu einer Dauereinrichtung gemacht werden, forderten die Umweltschützer. Im vergangenen Jahr seien auch Wasserbauentscheidungen von «historischer Bedeutung» gefallen. Dazu gehöre etwa der Nationalpark Untere Oder, mit dem erstmals eine deutsche Flußaue den Status eines Nationalparks bekommen habe. Als Erfolg für den Naturschutz wertete der BUND auch das neue baden-württembergische Wassergesetz, das seit 1. Januar in Kraft ist. Damit seien Voraussetzungen für Renaturierungen von Flüssen geschaffen worden. So müßten Erosionsschäden, wie sie bei der Radolfszeller Aach 1988 durch einen Dammbbruch entstanden sind, nicht mehr in jedem Fall beseitigt werden. Nach BUND-Angaben haben in den letzten 20 Jahren mehr als 10 000 Umweltschützer an den jährlichen Naturschutzkursen am Bodensee teilgenommen.



Bei Ihren Anlage-Entscheidungen wollen Sie kein unkalkulierbares Risiko eingehen. Dafür brauchen Sie einen Partner, der die Chancen und Risiken im Markt genau kennt: die Baden-Württembergische Bank. Mit Ihnen legen wir gemeinsam fest, wieviel Sicherheit und welchen Risikoanteil wir in Ihr Depot einbauen. Auf dieser Grundlage wählen wir die aussichtsreichsten Investments für Sie aus. Und wenn es für Sie spannend wird, handeln wir sofort.

ZU KURSRIKEN
UND NEBENWIRKUNGEN FRAGEN SIE
EINFACH UNS.



Die Baden-Württembergische Bank

IDS konstatiert Nord-Süd-Dialektgefälle

(lsw) Herrscht im deutschen Sprachraum Dialektverfall oder eine Mundart-Renaissance? Die Jahrestagung des Instituts für deutsche Sprache (IDS), die in Mannheim stattfand, gab mehrere Antworten. Nein sagte zum Beispiel der Salzburger Sprachwissenschaftler Prof. Ingo Reiffenstein: Der Dialekt ist nicht tot – schon gar nicht in Bayern und Österreich; also gebe es keine Wiedergeburt. Ja sagten dagegen die Professoren Jan Goossens (Münster/Löwen) und Renate Herrmann-Winter (Greifswald): Es gibt einen Dialektverfall – zumindest in Teilen des Sprachraums.

IDS-Direktor Prof. Gerhard Stickel vermutete, daß beides zugleich gilt, und auch der Heidelberger Prof. Klaus Mattheier sah zwei gegenläufige Tendenzen. Einerseits nehme zumindest im Norden des Sprachgebiets das Dialekt Sprechen ab – auch dadurch, daß die Sprecher in immer mehr Situationen die Standardsprache benutzen und Kinder seit Jahren vorwiegend in der Hochsprache sozialisiert werden. Andererseits nehme das Prestige von Dialekten zu – selbst bei Leuten, die gar nicht mit einem Dialekt aufwachsen.

Einigkeit bestand in der Konferenz der über 500 Experten aus 26 Ländern in dem Befund, daß sich das Dialekt Sprechen verändert habe. Alt-vordere auf dem Land konnten Bewohner des Nachbardorfs noch am unterschiedlichen Idiom erkennen. Diese Lokaldialekte sind überall zurückgegangen – durch Bevölkerungsverschiebungen und Landflucht sowie Einfluß des Bildungswesens und der Medien zugunsten großräumig gesprochener Mundarten und dialektgefärbter Umgangssprachen. Dabei hat sich, wie die Tagung auch zeigte, ein Dialektgefälle vom Süden nach Norden ergeben.

Großräumigere Dialekte entstanden und entstehen nach Darstellung von Prof. Peter Wiesinger (Wien) auch dadurch, daß grundlegende Veränderungen der Arbeits- und der Alltagswelt sowie der Lebensformen zum Verlust eines bestimmten Wortschatzes führen, der durch Aus-

drücke aus der Schriftsprache ersetzt wird. Nicht alles lasse sich in Dialekt übersetzen, wie Sprachwissenschaftler Hermann Bausinger aus Tübingen verdeutlichte. Er mochte dem String Tanga in der schwäbischen Form als «Bindele Hösle» wenig Verwendungschancen und nur geringen erotischen Reiz einräumen.

Es gibt aber auch umgekehrt die Übernahme von Dialekt-Wortschatz in eine «gelockerte» Standard- oder Hochsprache. Stickel verwies etwa auf das süddeutsche «halt» in Sätzen wie «dann schreibe ich halt weiter». Dieses Wort sei die süddeutsche Rache für das gesamtdeutsch verbreitete «Tschüs» aus dem Norden. Solche Wortschatz-Eingemeindungen hält Stickel für eine Bereicherung der Standardsprache.

Motorradsperrung am Schauinsland

(SWP) Motorräder dürfen auch in den nächsten fünf Jahren zwischen dem 30. März und dem 1. November an Wochenenden und Feiertagen nicht auf der ehemaligen Rennstrecke der L124 zum Schauinsland fahren. Das Regierungspräsidium Freiburg verordnete diese Verlängerung des zunächst auf fünf Jahre beschränkten und erstmals 1984 erlassenen Fahrverbotes, weil dadurch in den letzten fünf Jahren statistisch alljährlich im Durchschnitt rund zwölf Motorradunfälle mit Schwerverletzten oder gar Toten verhindert worden sind.

In den Nichtsperrzeiten nahm nach Angaben der Polizei die Zahl der Unfälle, an denen Motorradfahrer überproportional oft beteiligt waren, nicht ab. Die Hauptsachen waren überhöhte Geschwindigkeit und häufig geschnittene Kurven. «Das zeigt deutlich», betonte Regierungspräsident Conrad Schroeder, «daß die ehemalige Schauinsland-Rennstrecke nach wie vor gerade Motorradfahrer dazu verleitet, Privatrennen abzuhalten». Deshalb könne er dem Wunsch der Motorradfahrer nach einer Fahrverbots-Aufgabe nicht stattgeben.

Jugendabwanderungs-Stopp im Ländlichen Raum?

(swp) Renaissance für das Dorf? Beim 3. Dorferneuerungskongreß, zu dem mehr als 400 Experten aus ganz Europa nach Konstanz gereist waren, mehrten sich in Vorträgen und Diskussionen jedenfalls die Hinweise auf positive Entwicklungen und wachsende Chancen für den ländlichen Raum. Die Wiener Kultusministerin Elisabeth Gehrler beschwor sogar das «Dorf als Ort des Aufbruchs».

Gut die Hälfte der baden-württembergischen Fläche gilt als ländlicher Raum, rund drei Millionen Einwohner leben dort. Zumindest die Abwanderung der Jugend in die Zentren ist seit fünf Jahren gestoppt. Dies hänge sicher auch mit dem erweiterten Aktionsradius nicht nur der jungen Dorfbewohner durch die umweltpolitisch bedenkliche Ausbreitung des Automobils (und dem Ausbau der Straßen) zusammen, stellte Prof. Günther Schöfl (Forschungsgruppe Stadt und Umwelt, Ludwigsburg) dazu fest. Doch andere, ökologisch sogar positiv zu beurteilende technische Umwälzungen werden den Trend verstärken.

Die «Trägerrakete» für den Stop des Niedergangs im ländlichen Raum, meinte der niederösterreichische Landeshauptmann (Ministerpräsident) Erwin Pröll, Vorsitzender der Europäischen Arbeitsgemeinschaft Landentwicklung und Dorferneuerung (die den Kongreß ausrichtete), seien die milliarden schweren Strukturförderprogramme der öffentlichen Geldgeber gewesen. Gut angelegtes Geld, so hat Pröll errechnet: Mit 150 Millionen Mark würden bei der Dorferneuerung 2500 Arbeitsplätze geschaffen, beim Bau eines Tunnels gerade 500.

Als «Gastgeber» des Kongresses im Konzil überreichte der Stuttgarter Regierungschef dem österreichischen Agrarkommissar in Brüssel, Franz Fischler, eine «Konstanzer Erklärung», die ein Leitbild für Landentwicklung und Dorferneuerung aufstellt. Die Förderung einer flächendeckenden bäuerlichen Land- und Forstwirtschaft, die Schaffung von

Wirtschaftsräumen in der Region, die Stärkung des kulturellen und sozialen Selbstbewußtseins des Dorfes und die dezentrale Energieversorgung sind darin Schwerpunkte.

Albwasser-Reservoir unter Denkmalschutz

(swp) Zwei dunkle, feuchte, tonnenüberwölbte Räume, gänzlich ummantelt von einem grasbewachsenen Erdhügel – nach außen hin ist der 1874 fertiggestellte Hochbehälter für Wasser in Bermaringen zunächst nur in Form einer größeren Erdaufschüttung sichtbar. Doch was zunächst so unscheinbar wirkt, ist Teil der Pionierleistungen des Stuttgarter Ingenieurs Karl von Ehmann, der das Albwasserversorgungssystem entwickelt hat. Nachdem er im letzten Jahr anlässlich des 125jährigen Jubiläums der Albwasserversorgung für seine technischen Errungenschaften zu Ehren kam, werden durch das Bermaringer Wasserreservoir jetzt seine Leistungen erneut ins Gedächtnis gerufen.

Als unlängst der Eigentümer «Zweckverband Wasserversorgung Ulmer Alb» die Abbruchgenehmigung für den Behälter eingereicht hat, ist das Denkmalamt auf den noch gut erhaltenen Bau aufmerksam geworden. Er hatte einst dazu beigetragen, die Wassernot der Bermaringer zu beenden. So schreibt der örtliche Chronist Pfarrer Egerer: «An Weihnachten 1874 ergoß sich zum erstenmal das köstliche Naß durch die weitverzweigten Leitungsröhren ins Dorf, in jedes Haus. Welch ein Jubel der Ortsbewohner! Nun brauchte man nicht mehr das in den Hülen und Brunnen beim Haus aufgefangene Wasser zu benützen; wie oft mußte dieses noch vor dem Gebrauch gereinigt und gekocht werden. Nun brauchte man nicht in Winterszeit zu Thal fahren, um unter Gefahr für das Fuhrwerk, Fuhrmann und Thiere aus der Quelle bei Lautern das Wasser herbeizuführen...» Das auf der Alb so rare, kostbare Gut Wasser wurde erstmals vom Pumpwerk Lautern den Berg hinauf in das örtliche Wasserreservoir («Wasserre-

serva», so hieß es in Bermaringen) gepumpt und von dort in die Haushalte verteilt. Mit dem Bau des Pumpwerks, den Druckleitungen in Richtung Dornstadt und Bermaringen wurde nach Ehmanns Plänen im Winter 1873 begonnen. Bis 1876 speisten diese zwei Hauptleitungen alle anliegenden Gemeinden mit dem Lauterner Quellwasser, das in mehreren Hochbehältern gespeichert wurde.

Ehmann hatte bereits drei Jahre zuvor den Bau der ersten Wasserversorgungsanlage der Alb mit dem Pumpwerk in Teuringshofen geleitet. Nachdem er hier den Gegnern der Wasserversorgung gezeigt hatte, daß Wasser den Berg hinauffließen kann, wurden immer mehr Wasserversorgungsanlagen gebaut, in die sich auch die «Blaubeurer Lautergruppe» mit dem Lauterner Pumpwerk reiht. Obwohl der Bermaringer Hochbehälter seit Mitte der fünfziger Jahre nicht mehr in Betrieb ist, steht in einer der beiden tonnengewölbten Kammern noch glasklares Wasser – laut Klaus Scholkmann vom Denkmalamt – ein Zeichen, daß dieser Raum noch dicht ist.

Auf dem Erdhügel, der das so gut erhaltene Reservoir bedeckt, erhob sich ursprünglich ein hölzernes Wärterhäuschen. Nun ist es möglich, daß an dieser Stelle wieder ein Haus darauf gebaut wird. Das wird jedoch um einiges größer als das Wärterhäuschen, denn der Zweckverband Wasserversorgung möchte trotz des Abbruchverbots sein Eigentum immer noch als Baugrundstück veräußern. Dabei ist fraglich, ob der bisherige Interessent weiterhin diesen Grund für sein Eigenheim erwerben möchte: «Das Denkmalamt möchte den Hügel erhalten, so daß das Haus darauf gebaut werden kann», erklärt der Verbandsvorsitzende des Zweckverbands Wasserversorgung, Erich Mack.

Der Zweckverband wäre bereit zu diesem Kompromiß, denn der Wasserbehälter gehöre zu dem gesamten System der Albwasserversorgung. Welcher Interessent dies letztlich zu schützen weiß und an solch einem ausgefallenen Keller Gefallen findet, wird sich noch zeigen.

Bestand an Schafen im Land gestiegen

(dpa/lsw) In Baden-Württemberg gibt es weniger Rindviecher und Schweine, aber mehr Schafe als in den Vorjahren. Wie das Statistische Landesamt zu Jahresbeginn in Stuttgart mitteilte, ging die Zahl der Rinder nach dem Ergebnis der Viehzählung vom 3. Dezember um knapp ein Prozent auf 1,4 Millionen zurück. Der Bestand an Schweinen nahm um 3,3 Prozent auf nunmehr 2,18 Millionen Tiere ab. Im Land gibt es außerdem 291 000 Schafe (plus 3,6 Prozent).

Der Rückgang bei Rindern sei vor allem auf die rückläufige Entwicklung bei der Milchkuhhaltung zurückzuführen. Mit nur noch 498 500 Milchkuhen wurde erstmals die Halbe-Million-Grenze unterschritten; vor zehn Jahren waren noch 641 000 Tiere gezählt worden. Nach Angaben des Landesamtes hält die Konzentration der Rinder- und Schweinehaltung unvermindert an: Bei der Zählung wurden 40 300 Rinder- und 34 900 Schweinebetriebe ermittelt. 2600 Rinder- und 3900 Schweinehalter hätten im vergangenen Jahr ihre Produktion eingestellt.

Infos zum Wurzacher Ried liefert der Computer

(STZ) Besucher des Naturschutzzentrums in Bad Wurzach können jetzt Wissenswertes über die 1700 Hektar große Moorlandschaft in einem Computerterminal abrufen. Mit einer Spende von 100 000 Mark der Energieversorgung Schwaben wurde ein CD-Informationssystem eingerichtet. Per Knopfdruck kann jetzt jeder Interessierte Tiere und Pflanzen aus dem Ried auf den Bildschirm holen und sich über Schutzmaßnahmen informieren.

Multimedial soll der Besucher aber auch darüber aufgeklärt werden, was noch zu tun ist, um die Landschaft mitsamt ihrer einmaligen Tier- und Pflanzenwelt zu erhalten.

St. Martin und Maria: Simultaneum in Biberach

(swp) Interkonfessionelle Rücksichtnahme vom Altar bis in die Fresken. Seit jeher bestimmen Kirchtürme die Silhouette schwäbischer Kleinstädte. Manchmal erhebt sich gleich ein ganzes Ensemble solch steinerner Glaubenszeugen über das Häusermeer, und jede Kirche hat ihre Eigenart und Konfession. In Biberach prägt jedoch seit der Reichsstadtzeit eine einzige Kirche das Stadtbild und die Gemeinde. Diese Kirche ist ein Unikum. Sankt Martin und Maria ist eine der insgesamt nur drei Simultankirchen in Deutschland, und sie gilt als die älteste ihrer Art.

Simultankirchen werden von beiden Konfessionen gleichzeitig genutzt. Eigentümer der Stadtpfarrkirche ist eine städtische, rechtlich selbständige Stiftung, die gemeinschaftliche Kirchenpflege.

Die Anfänge der Kirche gehen auf die Zeit um 1320/1330 zurück, als mit dem Bau des heutigen Chores begonnen wurde. Was dann in der Rißstadt emporwuchs, war eine gotische Basilika mit drei Schiffen, die durch auf Achteckpfeilern ruhende, spitzbogige Scheidebögen voneinander getrennt sind.

Während der Reformationszeit begann ein neues Kapitel der Kirchengeschichte. Biberach wurde evangelisch. Am Osterdienstag 1531 erfolgte das Verbot der heiligen Messe. Die Biberacher hielten sich jedoch «ein Hintertürchen offen». Die Anhänger der Reformation verlangten von den Katholiken eine fadenscheinige Unmöglichkeit: den Beweis, daß die Messe nicht «widergöttlich» sei. Diesen Beweis konnte und wollte natürlich niemand erbringen, und so fand nach 17 evangelischen Jahren 1548 erstmals wieder eine Messe statt.

Trotzdem forderte der reformatorische Bildersturm auch in Biberach erhebliche Opfer. An der spätgotischen Kanzel wurden die Reliefs der Kirchenväter abgeschlagen. Auch der Choralter des Ulmer Niklaus Weckmann, dessen Bilder später Martin Schongauer zugesprochen wurden, überstand die Säuberungsaktion nicht.

In den folgenden Jahrhunderten blieb die Kirche mit wenigen Kriegsunterbrechungen eine Simultankirche. Im Gegensatz zum Dom St. Petri in Bautzen bedeutete das Simultaneum nicht die Teilung von Chor und Schiff. In Biberach werden beide Kirchenräume sowie der Altar gemeinsam genutzt.

Die barocke Umgestaltung der Stadtpfarrkirche im 18. Jahrhundert geschah aus Gründen höherer Gewalt: Im April 1746 fiel ein Stück Decke herunter, weil die Kehlbalken an der Mauersohle abgefault waren. Man entschloß sich, anstelle der polygonalen Holztonne eine Flachdecke einzuziehen, mit deren Ausmalung der bekannte Maler Johann Zick beauftragt wurde. Sein riesiges Deckenfresko im Mittelschiff (etwa 33x9,4 m) ist eine kompositorische und malerische Meisterleistung, die in den Bildinhalten Rücksicht auf die simultane Nutzung nimmt.

Gegenüber dem katholischen Chor tritt in St. Martin und Maria das Kirchenschiff etwas zurück. Im Schiff darf man sich vom Stuck nicht täuschen lassen. Er ist nicht echt, sondern nur gemalt. Das mag schwäbische Sparsamkeit des Magistrats gewesen sein, der 1746 dem billigeren Entwurf zustimmte. Der Verzicht auf allzu prächtige Stukkaturen war aber nachweislich auch eine Geste der Rücksichtnahme auf die andere Konfession.

Wer genau hinschaut, entdeckt aber auch in den Deckenfresken des katholischen Chorraumes einige Besonderheiten. In lieblicher Landschaft weiden die Apostel Petrus und Paulus ihre Schafe. Über ihnen schwebt Ecclesia, die Kirche, dargestellt durch eine hübsche junge Frau. Aus der Distanz ist kaum zu erkennen, daß sie eine Tiara, die dreifache Papstkrone, trägt. Kirchenväter und Evangelisten flankieren sie – eine Anspielung darauf, daß der «richtige» Schafstall, in den die Apostel ihre Schäflein treiben, katholisch ist.

Im Himmel über der Weideszene öffnet sich ein kreisrundes Loch in der Decke. Diese Öffnung diente der Darstellung Christi Himmelfahrt. Zu diesem Zweck hängte man eine Christus-Figur unter die Decke. Man

meinte auch, daß hier der Heilige Geist direkt von oben auf die Gläubigen herabsteigen konnte. Deshalb heißt das Loch im Volksmund auch Heilig-Geist-Loch.

Naturschutzauszeichnung für Backnanger Kirchen

(epd) Mit einer Urkunde des Bundespräsidenten wurde die Aktion «Lebensräume im Raum der Kirche» in Backnang ausgezeichnet. Das Modellprojekt der örtlichen evangelischen Kirchengemeinden in Zusammenarbeit mit der Stadt Backnang, dem Büro des Umweltbeauftragten der württembergischen Landeskirche und dem baden-württembergischen Umweltministerium ist zum «Projekt des Monats» im Europäischen Naturschutzjahr erhoben worden. Thema war «Naturschutz außerhalb von Schutzgebieten». In Deutschland wurden über 600 Projekte angemeldet, von denen bundesweit 50 ausgezeichnet wurden, davon fünf in Baden-Württemberg.

Die evangelischen Kirchengemeinden in Backnang erfaßten innerhalb eines Dreivierteljahres Flora und Fauna rund um Kirchen und Gemeindehäuser. Auf dieser Basis erstellten Pfarrer Stefan Prager vom Büro des landeskirchlichen Umweltbeauftragten und Diplom-Biologe Christian Roeder Vorschläge zum Umwelt- und Artenschutz rund um die Gebäude. In ersten Aktionen, die fortgesetzt werden sollen, wurden Dächer begrünt, Nistmöglichkeiten für Turmfalken, Eulen, Kleinvögel, Fledermäuse und auch Wildbienen geschaffen, Fassaden begrünt, Sträucher gepflanzt und Flächen entsiegelt. Tödliche Fallen für Tiere wie etwa Fensterschächte wurden ermittelt. Im Mittelpunkt der Aktionen stand das Zentrum der Matthäusgemeinde, doch auch an der Stiftskirche, in Sachsenweiler, Steinbach, Waldrem, Maubach, im Waldheim und in den innerstädtischen Gemeindehäusern sind Verbesserungen im Gang oder geplant. Die Kosten, erläuterte Prager, ließen sich größtenteils durch Eigenarbeit auffangen.